

Wehrgedanken



Wehrgedanken

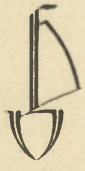
Wehrgedanken

Deutscher
Handlungsgehilfen-Verband
Reichsamt für Presse und Nachrichtendienst
Archiv

Wehrgedanken

Eine Sammlung wehrpolitischer Aufsätze

Herausgegeben von
Friedrich von Cochenhausen
Generalleutnant a. D.



Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg



Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg 36 und Wandsbek
Copyright 1933 by Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 / Printed in Germany

Vorwort

Als Folge der immer weitere Kreise erfassenden Erkenntnis, daß das Versailler Diktat uns der Möglichkeit beraubt hat, unsere Grenzen in ausreichendem Maße zu schützen, sind überall Wunsch und Wille erwachsen, über die lebenswichtigen Fragen der Verteidigung unserer Existenz wenigstens theoretisch unterrichtet zu werden.

Die im vorliegenden Buch zusammengestellten Aufsätze behandeln daher wichtige wehrpolitische Gegenwartsfragen, die uns alle bewegen. Sie spiegeln das geistige Ringen um Probleme wider, deren endgültige Lösung noch der Zukunft vorbehalten ist. Sie geben dadurch dem wehrpolitisch interessierten Leser die Möglichkeit, sich geistig auf diese Probleme einzustellen.

Möchte das vorliegende Buch das Verantwortungsbewußtsein recht vieler Volksgenossen gegenüber dem Staate wecken, damit jeder an seiner Stelle mitarbeite für eine bessere deutsche Zukunft.

Berlin, Sommer 1933 — Der Herausgeber

Inhalt

Erster Abschnitt
Wehrwille

Seite

Kämpfertum gegen Übermacht. Generalleutnant a. D. Friedrich von Cochenhausen 3
Der Geist von 1914. Major a. D. Dr. Kurt Hesse 18
Was muß bleiben im Wandel der Wehrmacht? Generalleutnant Wolfgang Muff 33
Bekenntnis verpflichtet zu Erkenntnis. Oberst a. D. Karl Ludwig von Oertzen 49

Zweiter Abschnitt
Probleme des neuzeitlichen Krieges

Über die Kriegsentscheidung. Oberregierungsrat Karl Linnebach 3
Die Nachrichtenmittel im neuzeitlichen Kriege. Oberst a. D. Hans Pleger 23
Über den Seekrieg und seine Bedeutung für die großen machtpolitischen Entscheidungen. Fregattenkapitän a. D. Hans Pochhammer 39
Die Entwicklung der chemischen Waffe in der Nachkriegszeit. Dr. Rudolf Hanslian 54

Dritter Abschnitt
Staatsform und Wehrform

Staatsform und Wehrform. Oberst a. D. Karl Ludwig von Oertzen 3
Die Landwehr 1813. Oberstleutnant a. D. Dr. Friedrich Stuhlmann 20
Die Heere des nordamerikanischen Sezessionskrieges. Dr. E. Daniels 37
Das schweizerische Milizsystem. Hauptmann Ulrich Liß 49
Das russische Wehrsystem. Generalleutnant a. D. Friedrich von Cochenhausen 61
Anhang: Wehrwissenschaftliche Neuerscheinungen 1932/1933 75

Erſter Abſchnitt

Wehrwille

Kämpfertum gegen Übermacht[1])

Von Generalleutnant a. D. Friedrich von Cochenhausen

Wenn wir am diesjährigen Friedrichstage des Großen Königs gedenken, so liegt der Gedanke nahe, dies mit der Erinnerung an den Grafen Schlieffen zu verbinden, dessen Geburtstag sich in den nächsten Wochen zum 100. Male jährt. Man könnte auf den ersten Blick einwenden, daß das Leben beider Männer sich recht verschieden gestaltete: Dem König war es beschieden, alle seine Pläne durch die Tat zu verwirklichen, bei Schlieffen blieb es nur beim Forschen, Planen und Lehren. Aber trotzdem stehen beide Männer sich geistig so außerordentlich nahe, weil beider Denken und Trachten dem gleichen großen Problem nachging, Mittel und Wege zu finden, um den Bestand ihres Vaterlandes gegen übermächtige Feinde zu behaupten. Es ist daher nur zu verständlich, daß Graf Schlieffen sich oft und eingehend mit der Persönlichkeit Friedrichs des Großen beschäftigte. Er wußte zwar, daß der neuzeitliche Krieg der Millionenheere sehr wenig mehr mit der Kriegsweise des 18. Jahrhunderts zu tun hat, aber es zog ihn deshalb immer wieder zum Großen König hin, weil er hier Erkenntnisse und geheimnisvolle Kräfte fand, die nicht zeitgebunden sind und gleichwohl den Kern des ganzen Problems bilden: Die Vorgänge in der Seele des Feldherrn. Sie zu ergründen, sie dem gegenwärtigen Führergeschlecht nahe zu bringen, war der Zweck seiner 1908 erschienenen Schrift „Friedrich der Große". In seinem wundervoll klaren, lapidaren Stil zeichnet er uns hier den Heldenkampf des Königs gegen die Übermacht, die Seele erhebend, alle edlen Regungen im Menschen mitreißend. Es ist keine leichte Lektüre, denn vieles läßt Graf Schlieffen nur zwischen den Zeilen lesen, Seelenkämpfe des Königs oft nur ahnen, indem er die unerhörte Schwierigkeit seiner Lage schildert. Aber alles das, was ihm an Sinnesart und Charakter Friedrichs nacheifernswert, alles was ihm für das Kämpfertum gegen die Übermacht unentbehrlich erscheint, das tritt hier lebendig und für alle Zeiten vorbildlich heraus. Wenn wir ihm daher auf diesem Wege folgen, so ergibt sich für uns nicht nur ein getreues Bild der Führereigenschaften des Großen Königs, sondern wir hören gleichzeitig Schlieffens eigenes Glaubensbekenntnis. Wir erkennen, daß sie beide gleichen Sinnes waren, und es überkommt uns eine tiefe Wehmut darüber, daß es Schlieffen

[1]) Vortrag gehalten am Friedrichstage 24. 1. 1933.

versagt blieb, die Geschicke unseres Vaterlandes während seines schwersten Existenzkampfs zu lenken. Doch mit dieser Trauer um den frühen Tod des Feldmarschalls kommt uns der unsere Zukunft mit neuer Hoffnung erfüllende Gedanke, daß die in einem zielbewußten Führertum ruhenden seelischen Kräfte befähigt sind, materielle Überlegenheit zu überwinden.

Schlieffen bewundert am Großen Könige ganz besonders sein „Wissen um die Dinge", das durch rastloses Studium der Geschichte erworben ist. Aus ihm erwächst des Königs klarer Blick für die „Totalität der Umstände", seine geistige Freiheit, die ihn nie an Nebensächlichkeiten haften, sondern immer das Wesentliche sehen läßt. Trotz seiner von Jahr zu Jahr wachsenden eigenen praktischen Erfahrung forscht der König immer wieder im Buche der Geschichte, will immer wieder sein Wissen um das Problem des Kampfes gegen die Übermacht erweitern. Karl XII. fesselt ihn besonders, der mit seinem kleinen, wohlgeschulten Heer erstaunliche Siege gegen weit überlegenen Gegner errang und trotzdem an diesem Problem endlich scheiterte. Friedrich sieht den Grund dafür darin, daß Karls unerhörte Willensstärke sein fehlendes Wissen um die Dinge nicht wettzumachen vermochte. Schlieffen dachte hierin genau wie der König. Immer wieder versenkte er sich in das Studium früherer Kriege, um dem Geheimnis des Erfolges nachzugehen, immer wieder mahnt er seine Untergebenen, bei ihren operativen und taktischen Studien die Kriegsgeschichte nicht zu vergessen. Er weiß, daß diese Mahnung dringend notwendig ist, denn er wie einst der König liegen in dauerndem Widerstreit mit jener ungeistigen Richtung im Führertum der Armee, die allein auf ihre praktische Erfahrung pocht und jede Beschäftigung mit Büchern für unsoldatisch hält. So schreibt der fast 70jährige seine Studien „Der Feldherr", „Hannibal", „Gneisenau" und „Benedek", um hieran dem gegenwärtigen Führergeschlecht die unerhörten Schwierigkeiten des Feldherrnberufs zu zeigen. Bei Behandlung dieser kriegsgeschichtlichen Vorgänge sucht er ebenso wie einst Friedrich es tat, vor allem die Feldherrn psychologisch zu erfassen, sie rein menschlich zu verstehen, den Motiven ihres Handelns nachzugehen, und jene verborgenen Umstände zu ergründen, die ihre Entschlüsse entscheidend beeinflußten.

Dieses Wissen um geschichtliches Geschehen, um die geheimen Vorgänge in der Brust des Staatsmannes und Feldherrn verlieh dem Könige ebenso wie Schlieffen den harten, klaren Wirklichkeitssinn, die Dinge so zu sehen, wie sie tatsächlich waren. Friedrich hatte einst 1756 mit offenen Augen erkannt, daß die große Koalition Österreich-Frankreich-Rußland-Schweden sich über seinem Haupte zusammenzog, und hatte daraus mit harter Folgerichtigkeit den Schluß gezogen, daß ein weiteres rein passives Zuwarten unweigerlich zur Vernichtung

und Aufteilung des preußischen Staates führen müsse. Er war daher den Gegnern zuvorgekommen. Schlieffen stellte bereits bei seinem Amtsantritt 1892 fest, daß wir es bei einem Kriege gegen Frankreich-Rußland mit einer doppelten Überlegenheit zu tun haben würden. In den nächsten Jahren konnte er sich nicht verhehlen, daß diese große Gefahr von unserer politischen Leitung keineswegs ganz erkannt und von der Volksvertretung fast völlig ignoriert wurde. Als dann 1905 Rußland durch den ostasiatischen Krieg und die Revolution völlig erschöpft und aktionsunfähig geworden war, schien Schlieffen der letzte günstige Augenblick gekommen, uns von dem Alpdruck zu befreien, den Frankreichs unerhörte Rüstungen bereits seit 30 Jahren auf uns ausübten. Man hörte seine Stimme nicht, sondern entledigte sich des unbequemen Mahners. Noch einmal suchte er dann 1909 jenen unwahren Optimismus, jene an Schlagworten sich nährende Schönfärberei durch seinen Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart"[1]) zu zerstreuen. Er zeichnete ungeschminkt die Situation, in die wir durch Englands Einkreisungspolitik hineingeraten waren, — und zog sich die Mißbilligung des offiziellen Deutschlands und fast der gesamten Presse zu. Man wollte nicht sehen, daß die ganze politische Entwicklung Europas zum Kriege drängte. Zu spät kam jener schwächliche Versuch, durch die Heeresreform von 1912 unsere militärische Unterlegenheit etwas zu verbessern. Wir hatten uns entwöhnt, machtpolitisch zu denken und glaubten, durch Versicherung unserer Friedensliebe die Gefahr bannen zu können, in die wir willenlos hineinglitten. Wir scheuten uns — nach des Königs Worten — „uns in eine formidable Situation zu versetzen, da das Argument der Gewalt das einzige ist, was sich gegen diese Hunde von Königen und Kaisern verwenden läßt." Schlieffen hat sich keinen Augenblick über die Absichten unserer Feinde, über die Natur ihrer Kriegsziele und ihren absoluten Vernichtungswillen einer Illusion hingegeben. Er wußte, daß harter Wirklichkeitssinn erste Vorbedingung für denjenigen ist, der den Kampf gegen die Übermacht siegreich bestehen will.

Schlieffen reizt es besonders, der Art nachzugehen, wie der König seine Erwägungen anstellte und wie er sich sein Urteil bildete. Charakteristisch erscheint ihm dabei die absolute Sachlichkeit seines Denkens. Nach der kurzen Begeisterung, mit der er im ersten schlesischen Krieg die Bahn des Ruhmes beschritt, folgen die unsagbar schweren und verantwortungsvollen Jahrzehnte, in denen er das Gewonnene erhalten mußte, in denen sein persönliches Interesse ganz mit dem des Staates verschmolz. Graf Schlieffen dachte wie er, und es klingt unbewußt wie eine Selbstcharakterisierung, wenn er vom älteren Moltke sagt, daß dieser „über alles, was uns an die eigene Person kettet, weit erhaben war".

[1]) Deutsche Revue.

Das zweite, was ihm am Könige nachahmenswert erscheint, ist die Selbständigkeit und geistige Freiheit, mit der er stets die Lage beurteilt. Nie gerät er in geistige Abhängigkeit von einem politischen oder militärischen Berater, nie läßt er sich dazu herbei, für einen Verbündeten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Immer wieder führt Schlieffen die oft scharfen und heftigen Worte des Königs an, mit denen er sich gegen jeden Kriegsrat wendet. Friedrich sah die Hauptstärke jedes Führers in der Ursprünglichkeit seiner Gedanken. Wer Schlieffens Arbeitsweise kannte, weiß, daß er hierin ganz dem Beispiel des Königs folgte. „Ich halte nicht viel von dem Rate anderer; ich habe nie sonderliche Erfahrungen damit gemacht", äußerte er schon als junger Hauptmann. Aber auch in der Gründlichkeit und logischen Schärfe des Denkens schritt er auf des Königs Bahnen. Wie Friedrich einst bei Gestaltung seines Operationsplans für den Einmarsch in Böhmen 1757 absichtlich die Einwände Schwerins und Winterfelds herausforderte, so suchte auch Schlieffen durch die lebendige Gegenwirkung operativ geschulter Köpfe bei seinen Kriegsspielen und Reisen seine eigenen Pläne daraufhin zu überprüfen, ob sie für alle Eventualitäten hieb- und stichfest waren. Die Selbständigkeit des Königs äußert sich nach Schlieffen auch darin, daß er sich von all jenen Kriegssystemen freimachte, mit denen die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erfüllt war, daß er stets immer wieder die gegebene Lage als etwas Neues betrachtete, daß er immer wieder auf neue Mittel sann, um das große Endziel zu erreichen. Man hat Schlieffen vorgeworfen, daß er diese geistige Beweglichkeit nicht besessen habe, sondern stets nur als einzige Möglichkeit den Angriff durch Belgien in Erwägung gezogen habe. Das trifft nicht zu. Bei seinen Kriegsspielen überprüfte er die verschiedensten Fälle, so z. B., daß man zunächst im Osten offensiv werden müsse, daß man einer Landung der Engländer an der jütischen Küste zu begegnen habe, daß man den bis zur Weichsel vorgedrungenen Russen schlagen müsse. Er verlangt, daß der Feldherr jeder Situation gewachsen sei und daß er verstehe, den Zufall zu ergreifen und zu benutzen.

Schließlich erscheint Schlieffen das Maßhalten des Königs in seinen Zielen besonders charakteristisch. So sehr er die politischen Erfolge seiner großen Siege unterstreicht, so weist er doch immer wieder darauf hin, daß der gegen eine Übermacht Kämpfende seine Ziele nicht zu weit stecken darf. Friedrich habe mit vollem Recht auf eine Offensive bis Wien, Paris und Petersburg verzichtet, weil seine Kräfte zur Deckung seiner rückwärtigen Verbindungen nicht ausreichten und inzwischen Franzosen und Russen in Sachsen und Schlesien eingedrungen wären. Auch das Abbrechen der Schlacht bei Zorndorf vor völliger Vernichtung der Russen hält Schlieffen für richtig, weil für den König oberster Gesichtspunkt sein mußte, stark genug zu bleiben, um auch seinen anderen Gegnern mit Aus-

sicht auf Erfolg weiter die Spitze bieten zu können. So sehr der Unterlegene bemüht sein müsse, vernichtende Schläge auszuteilen, müsse er doch immer daran denken, die notwendige Kraft sich zu bewahren, um nicht endgültig zu unterliegen. Schlieffen hat hier unbewußt mit Seherblick an das Hauptproblem des Weltkrieges gerührt. Er hat bei verschiedenen Kriegsspielen geprüft, was zu geschehen habe, wenn man bei der Offensive gegen Frankreich nicht zu einem entscheidenden Erfolg komme. Er will sich dann nicht auf einen langwierigen, kräfteverzehrenden Kampf einlassen, sondern sobald als möglich starke Heeresteile nach dem Osten abbefördern, um hier die Entscheidung zu suchen. Ihn beschäftigte nicht allein der örtliche Sieg auf diesem oder jenem Kriegsschauplatz, sondern vor allem die Frage, ob der politische Erfolg dieser Siege auch im richtigen Verhältnis zu dem eigenen Kräfteverbrauch stand. Über den Hubertusburger Frieden, der auf dem status quo abgeschlossen wurde, sagt er: „Das erscheint nicht viel für den Preis von 180000 preußischen Soldaten, die auf den Schlachtfeldern geblieben, von 500000 Menschen, um die sich die Allgemeinbevölkerung, und von 125 Millionen Taler Brandschatzungen, um die sich abgesehen von allen Verwüstungen, Verheerungen und Plünderungen das Volksvermögen vermindert hatte." Sein klarer Blick für politische Möglichkeiten sah, daß beim Kampfe gegen Übermacht die Ratschläge von Annexionspolitikern gar nicht am Platze sind.

Das eigentliche Geheimnis für Friedrichs endgültigen Erfolg sieht Schlieffen in seiner unbeugsamen Willensstärke. Sie äußert sich in dem zielbewußten Willen zur Kräftekonzentrierung des Staates, wie sie in der Ausgestaltung des vom Vater überkommenen, wohlgeübten Heeres zum Ausdruck kommt. Sie äußert sich in der Unerschöpflichkeit der Mittel, die der König anwendet, um dieses Heer trotz schwerster Rückschläge und Verluste auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu erhalten, und in den zahlreichen Maßnahmen, die er ergreift, um finanziell durchzuhalten. „Selbst im Wettkampf um das Geld zogen Österreich und Frankreich den kürzeren", sagt Schlieffen und weist damit auf die Bedeutung der finanziellen Kriegsvorbereitung hin. Um zu zeigen, welch' geheimnisvolle Kräfte dieser harte Wille zu äußerster Anspannung der Wehrkraft auslöst, schildert Schlieffen, wie Ludwig XV. hört, daß der König eines armen Landes von noch nicht $2^1/_2$ Millionen Einwohnern allein ohne Bundesgenossen einen Krieg gegen eine Macht von 10 Millionen mit unerschöpflichen Hilfsmitteln unternehmen wolle, und in die Worte ausbricht: «Cet homme là est fou!» Immer wieder während des siebenjährigen Krieges hebt Schlieffen die Bedeutung der Zahl hervor: „Die bessere Führung, die bessere Truppe, die bessere Waffe können die mangelnde Zahl nur bis zu einem gewissen Grade ersetzen". Als Chef des Generalstabes wies er immer wieder auf unsere unzureichende Rüstung

hin. Mit schwerer Sorge sah er, daß Frankreich den letzten wehrfähigen Mann zum aktiven Dienst heranzog, während bei uns die Hälfte der Wehrfähigen nicht zu dienen brauchte. Er wußte, daß nicht die Bevölkerungszahl der Nation, sondern die zahlenmäßige Stärke ihres Feldheeres bei Kriegsbeginn entscheidend ist. Er wußte, daß ein 65 Millionenvolk ein 40 Millionenvolk selbst bei mangelhafter Führung überrennen mußte, wenn es Scharnhorsts Vermächtnis der allgemeinen Wehrpflicht heilig hielt.

Der Wille zur Kräftekonzentrierung äußert sich weiter ganz ausgesprochen in Friedrichs des Großen Führung. Er sprach es unzweideutig aus, daß, wer beim Kampfe gegen Übermacht „alles zu gleicher Zeit defendieren will, nichts defendieren" werde. Nur dadurch, daß man gegen den einen Feind schwächere Kräfte „detachiere" und „mit der ganzen Force dem anderen zu Leibe gehe", könne man auf Erfolg hoffen. Er gibt selbst zu, daß er 1757 diesem Gedanken untreu geworden sei, weil er im Bestreben, Ostpreußen gegen die Russen zu verteidigen, zu wenig Kräfte gegen den Hauptgegner in Böhmen habe flüssig machen können. Später hat er dann, durch den Mißerfolg von Kolin belehrt, rücksichtslos die Nebenfronten entblößt, um an der Hauptfront so stark als möglich zu sein. Bereits am Schluß des Jahres 1758 schreibt er triumphierend: „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde gegen uns losbrechenden Nationen, was haben sie erreicht? . . . Einer hat sich auf den anderen verlassen. Daher diese Lässigkeit in ihren Bewegungen, diese Langsamkeit in der Ausführung ihrer Pläne."

Friedrich hat klar erkannt, daß die den Koalitionen innewohnende Schwäche einer seiner besten Bundesgenossen ist. Schlieffen hebt diesen Gedanken bei Darstellung des siebenjährigen Krieges immer wieder hervor und variiert ihn unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Immer wieder betont er, daß nur die Offensive gegen einen Gegner mit zusammengefaßter Kraft die Lage des Unterlegenen verbessern könne. In allen seinen operativen Studien, bei allen seinen Kriegsspielen und Reisen kehrt dieser einfache Gedanke wieder, der auch den militärisch nicht gebildeten, aber logisch denkenden Laien überzeugen muß. Passives Abwarten des gleichzeitig in Ost und West erfolgenden Angriffs der feindlichen Übermacht mußte für uns unrettbar in kurzer Zeit zum Zusammenbruch führen.

Schlieffen untersucht nun an der Hand des Verlaufs des siebenjährigen Krieges, welchen Gegner man zuerst angreifen müsse. Er kommt zu dem Schluß, daß es nicht der zahlenmäßig stärkste zu sein braucht, wohl aber gebiete die eigene Selbsterhaltung, daß man sich zuerst gegen den gefährlichsten und schlagkräftigsten wenden müsse, der fast immer auch greifbar sei und sich nicht unserem Angriff entziehen könne. Unter Anwendung dieses Grundsatzes auf unsere Lage

folgert er, daß es nicht zweckmäßig sei, den Russen zuerst anzugreifen, weil dieser wie einst 1812 in sein weites Hinterland ausweichen könne, wohl aber den Franzosen, der, sehr schnell kriegsbereit und von Angriffsschwung beseelt, eine weit größere Gefahr darstelle. „Das 1871 Errungene wird nicht am Narew oder Bug, es wird an der Seine verteidigt."

Den Gedanken des Königs, Teile des Gegners einzeln mit Überlegenheit anzugreifen, wendet nun Schlieffen in seinen operativen Studien logisch auf den neuzeitlichen Krieg der Massenheere an. Er sieht in den Eisenbahnen ein vortreffliches Mittel zur schnellen und überraschenden Kräftekonzentrierung auf einen Kriegsschauplatz unter Schwächung der anderen. Er nutzt jede Gelegenheit aus, wo Gebirge, Flußläufe oder eigene Festungen den Gegner zwingen, sich während seines Vormarsches zu trennen. Dann stürzt er sich mit zusammengefaßter Kraft auf denjenigen Teil des Gegners, der am greifbarsten ist, und erledigt ihn, bevor der andere Teil zur Hilfe herbeieilen kann. Hierin sieht er den großen Vorteil, den im Westen unsere Festungsgruppen Metz-Diedenhofen-Straßburg-Molsheim, im Osten die ostpreußische Seenplatte bieten. Aber er verkennt auch nicht das große Risiko, das mit derartigen Operationen verbunden ist. „Nur Feldherrn von klarem Blick, raschem Entschluß und unerschütterlicher Energie werden sich der inneren Linie mit Vorteil bedienen können."

Schlieffen spricht damit aus, daß nicht allein das Streben nach Zusammenfassung der eigenen Kraft, sondern auch der Wille zur kühnen Tat beim Kampf gegen Übermacht vorhanden sein muß. Ganz besonders eingehend prüft er den Entschluß Friedrichs zum Einmarsch in Sachsen 1756. Alle politischen Nachteile, die dieser Entschluß für ihn nach sich zog, führt er, ohne zu beschönigen, an, auch den, daß das Ausland ihn „zum allgemeinen Feind der Menschheit stempelte, den man teilen, unterdrücken und fressen müsse". Und doch hält er ihn für den einzig richtigen, weil das Objekt, welches er schützen wollte: Schlesien, durch das damalige Sachsen fast völlig vom Hauptteil des preußischen Staates abgetrennt war. Ohne den Besitz Sachsens war daher eine erfolgreiche Operation gegen Österreich unmöglich. Es handelte sich hier um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates, der durch die große Koalition drohte, zermalmt zu werden. Es handelte sich um einen reinen Akt der Notwehr. Schlieffen zog hier im Geist die Parallele mit unserer Lage, die sich aus dem Zustandekommen des französisch-russischen Bündnisses und dem gewaltigen Befestigungssystem ergab, das Frankreich an seiner Ostgrenze errichtet hatte. Der einzige greifbare Gegner stand hinter diesen Befestigungen. Sollte man im frontalen Anrennen hiergegen seine Kräfte erschöpfen, während der Russe ungehindert auf Berlin marschierte? Immer wieder prüft er, ob sich der Durchmarsch durch Belgien nicht vermeiden läßt. Immer wieder kommt er zu dem Schluß, daß man anders nicht aus unserer

verzweifelten Lage herauskommen kann. Moralisch fühlt er ebenso wie der König keinerlei Schuld, weil die Rettung des Vaterlandes ihm oberstes Gesetz ist, weil er weiß, daß Belgien, ebenso wie einst Sachsen, im stillen Einverständnis mit dem Gegner steht.

Diese stete, nimmermüde Initiative des Königs findet Schlieffen hauptsächlich deshalb nachahmenswert, weil er sich nie willenlos vom Gegner abhängig macht. Selbst in den verzweifeltsten Lagen wie bei Liegnitz, als der überlegene Daun ihn bereits fast ganz umstellt hat, denkt er nicht allein daran, sich aus der Schlinge zu ziehen, sondern holt gleichzeitig zum Gegenschlag aus. Schlieffen folgert daraus, daß auch in Zukunft der Schwächere dort, wo er die Entscheidung sucht, selbst die Operationen bestimmen müsse und „nicht in passiver Aufstellung abwarten dürfe, was der Feind über ihn beschlossen habe". In all seinen Kriegsspielen betont er, wie wichtig es auch nach Rückschlägen ist, bald wieder die operative Freiheit und Beweglichkeit wiederzugewinnen. Freilich kann das nur ein Führer, der wie Friedrich der Große und Schlieffen von einem festen Vertrauen in sein eigenes Können, von einem hohen Selbstbewußtsein erfüllt ist, der in seiner Brust die leidenschaftliche Kampflust des Helden fühlt.

Friedrich der Große hatte alles darangesetzt, seine Kriege „kurz und vive" zu führen, weil er mit Recht befürchtete, daß im Laufe eines längeren Krieges sein Heer mehr und mehr den festen Zusammenhalt, — die „formidable Haltung" — wie er es nannte — verlieren würde. „Jede Bataille, so wir liefern", sagt er daher, „muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes sein." Schlieffen wendet diesen Gedanken für seine Zeit an und meint, der Krieg gegen Übermacht ließe sich nur führen, wenn man einen Feind nach dem anderen niederschlage und vernichte, bis die anderen um Schonung bäten. „Der Kulturzustand der Völker, der Aufwand der zur Unterhaltung der Millionenheere erforderlichen unermeßlichen Mittel verlangt rasche Entscheidung, baldiges Ende." Wenn es nur gelänge, einen Feind nach dem anderen ein Stück zurückzudrängen, würden die Gegner sich bald wieder erholen und von neuem angreifen. Daraus müsse sich ein „Hin- und Herziehen deutscher Streitkräfte" von einem zum anderen Kriegsschauplatz ergeben, „eine Art Kriegführung, die auf die Dauer zur gänzlichen Aufreibung des deutschen Heeres führen müsse. Deshalb müsse das vom Könige erstrebte Ziel auch das unsrige sein. Jeder Schlag muß so vernichtend gestaltet werden, daß der betroffene Gegner gänzlich oder wenigstens für längere Zeit ausfällt.

Wie dies zu erreichen ist, schildert er voll innerer Begeisterung am Beispiel von Leuthen: Wie der König nicht die formidable Stellung der Österreicher in der Front angreift, sondern hinter einer Geländewelle verdeckt sein Heer in fünf Kolonnen überraschend in die Flanke des Gegners vorführt, wie

dieses mit „einer dem modernen Strategen unheimlichen Geschwindigkeit" — meint er sarkastisch — aufmarschiert und trotz seiner geringen Zahl „den Feind rechts wie links überragt". Wie dann der mit unaufhaltsamem Schwung sofort angesetzte Angriff den Flügel des Feindes überrennt und tief in seine Flanke stößt, wie der Gegner zu spät aus der Mitte und von seinem anderen Flügel Kräfte nach links herauszieht, die nun vom Strom der Fliehenden mitgerissen werden. Es ist der Cannae-Gedanke des überraschenden, schlagartigen Angriffs gegen die Flanke des Gegners, den Schlieffen aus den großen Vernichtungsschlachten von Hannibal bis Moltke ableitet. Bei Friedrichs Feldzügen hebt er hervor, daß der König fast immer diese Absicht verfolgt habe. Hohenfriedberg und Zorndorf stellt er, was Kühnheit und Zielsicherheit betrifft, neben Leuthen. Aber an Kolin tadelt er, daß der Entscheidungsflügel zu früh eingeschwenkt und auf die starke Front des Gegners gestoßen sei. Dann ergebe sich günstigenfalls nur ein „ordinärer Sieg", ein Zurückdrängen des Feindes unter eigenen schweren Verlusten.

Im übrigen hebt er auch hier auf taktischem Gebiet die Wichtigkeit der Kräftemassierung an der entscheidenden Stelle hervor. Am vollkommensten sei dies dem Könige bei Leuthen gelungen, weil er hier fast gar keine Kräfte gegen die feindliche Front eingesetzt habe. In fast allen anderen Schlachten habe es sich aber als notwendig erwiesen, den Feind in der Front durch Angriff eigener schwächerer Kräfte zu binden. Schlieffen findet diesen Grundsatz in einem späteren Operationsplan des Königs gegen Frankreich von 1779 wieder. Damals wollte Friedrich im Elsaß nur schwächere Kräfte verwenden, mit seiner Hauptarmee aber die Franzosen in Flandern schlagen und mit dem rechten Flügel an der Küste entlang über Abbéville auf Paris vorgehen, um den Frieden zu diktieren. Es wird berichtet, daß dieser Plan des Königs Schlieffen manche Anregung bei Gestaltung seiner eigenen Operationsentwürfe gegeben habe, die in dem Plan von 1905 ihren genialen Abschluß fanden.

Dieser Plan soll hier nicht im einzelnen besprochen werden. Ich will nur das an ihm kurz herausstellen, was typisch friderizianisch gedacht war. Das war vor allem die gewaltige Stärke und Tiefengliederung des rechten Entscheidungsflügels, der mit 33½ Korps durch Belgien in die tiefe Nordflanke der französischen Festungsfront vorgehen sollte. Er war siebenmal so stark als diejenigen Kräfte, die in Elsaß-Lothringen den Gegner frontal binden sollten. Mochten diese von überlegenem Gegner in die Pfalz und nach Baden zurückgedrängt werden! Schlieffen sah dies nicht als einen Nachteil, sondern als einen Vorteil an, als einen „Liebesdienst", den uns der Gegner erwies. Fand doch dann der gewaltige Ansturm unseres rechten Flügels noch geringeren Aufenthalt. Es mußte für uns die begründete Aussicht bestehen, westlich von Paris ausholend

den Gegner mit verwandter Front zur großen letzten Entscheidungsschlacht zu stellen und auf Schweizer Gebiet abzudrängen. Den Epigonen erschien der Plan phantastisch und allzu riskant. Sie wagten nicht den großen Wurf und dachten nicht daran, daß Friedrich einst ein viel größeres Wagnis unternommen hatte, als er zwischen drei Gegnern hindurch die Oder überschritt und dem überlegenen Russen bei Zorndorf in den Rücken fiel, daß der König keinen Sicherheitskoeffizienten einschalten konnte, als er den doppelt so starken Gegner bei Roßbach und Leuthen angriff, daß er jederzeit bereit war, eine Provinz vorübergehend zu „sakrifizieren", wenn er an anderer Stelle einen entscheidenden Sieg erringen konnte. Schlieffen hatte es oft genug in seinen Besprechungen und Studien ausgesprochen, daß ein vernichtender Sieg immer mit einem Wagnis verknüpft sei. Die Epigonen sahen aber auch nicht, daß gerade der rücksichtslose Wille zur Kräftemassierung auf dem Entscheidungsflügel der Führung ein hohes Maß von Sicherheit verlieh, das sie befähigte, alle Friktionen und Gegenmaßnahmen des Feindes leichter zu parieren. Sie schwächten seit 1909 den Entscheidungsflügel auf das Verhältnis 3 : 1, weil die unbedingte Behauptung von Elsaß-Lothringen ihnen wichtiger erschien und sie mit dem Gedanken eines Durchbruchs durch die französische Festungslinie spielten, den Schlieffen bewußt abgelehnt hatte. So verlor der Entscheidungsflügel die notwendige Schlagkraft. Da die Unterführer nur zum Teil von Schlieffen gelernt hatten und der „liebgewordenen Gewohnheit" huldigten, frontal anzugreifen, so wurden überall nur „ordinäre Siege" errungen. Die operative Entlastung, die der Unterlegene so notwendig von Zeit zu Zeit braucht, trat nicht ein.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß Schlieffen den Kampf gegen Übermacht für aussichtslos gehalten hätte, wenn der erste große Schlag sich nicht für den Gegner vernichtend gestaltet hätte. Mit besonderer Betonung weist er darauf hin, daß Friedrichs böhmischer Feldzug 1757 mit einem großen Mißerfolg endete und der König es trotzdem verstand, den Krieg siegreich zu Ende zu führen. Aber es gehört Standhaftigkeit, seelischer Gleichmut und unerhörte Willensstärke dazu, um einen solchen Kampf zu bestehen. Wir hatten uns durch die schnellen Erfolge der Einigungskriege daran gewöhnt zu glauben, daß wir dank unserer militärischen Tüchtigkeit auch in Zukunft stets von Sieg zu Sieg eilen würden. Schwere Krisen hatten wir in jenen Kriegen eigentlich nie erlebt. Schlieffen gehörte zu den wenigen, die mit offenen Augen sahen, daß die Prognose für den kommenden Krieg eine ganz andere war. Deshalb verweilt er bei seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges ganz besonders dort, wo die Überzahl der Feinde den König fast zu erdrücken scheint, wo er selbst vorübergehend keinen Ausweg mehr sieht als den freiwilligen Tod. Alle jene Worte zitiert er, die uns in die wahre Seelenstimmung des Unterlegenen versetzen sollen: „Das heißt

nicht leben, sondern vielmehr tausendmal täglich sterben" ... „Dauert der Krieg fort, so sehe ich meinen Untergang vor Augen." Da ist nichts von Hurrastimmung. Da ist nur noch bohrende Verzweiflung. Und doch macht sich der König immer wieder von ihr frei. Nie bringt er es über sich, seinen Untergebenen gegenüber Schwäche zu zeigen, nie versichert er den Feinden seine Friedensbereitschaft, weil er nur zu gut weiß, daß diese es ihm als beginnenden Zusammenbruch auslegen und ihre Anstrengungen verdoppeln werden. „Ich ersehne das Ende aller dieser Dinge, aber ich will ein gutes Ende haben. Solange es nicht dazu kommt, muß ich mich schlagen." Schlieffen findet das Motiv, aus dem heraus der König diese unerhörte Widerstandskraft aufbringt, in seinem nationalen Ehr- und Verantwortungsgefühl, das ihn nach dem Siege von Roßbach die Worte sagen läßt: „Nun kann ich in Frieden in das Grab sinken, nachdem die Ehre meiner Nation gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir können nicht ehrlos sein."

Solche entsetzliche Zeiten, in denen der Unterlegene vorübergehend zu schwach ist, um selbst nur auf einem Kriegsschauplatz einen entscheidenden Sieg zu erringen, übersteht der König nur dadurch, daß er um Zeitgewinn kämpft. Die Methoden, die der König mit seinem kleinen Heere zu diesem Zwecke anwendete, waren Aufstellung in unangreifbaren Stellungen und Demonstrationen gegen Flanke und Rücken des Gegners. Sie scheinen Schlieffen in dieser Form nicht mehr zeitgemäß. Aber er bildet aus diesem Verfahren ein drittes: Die Geländebefestigung verbunden mit der Beweglichkeit. Die reine Defensive verwirft er, „weil der Verteidiger ... sich früher oder später umfaßt oder umgangen und zu einem verlustreichen Rückzuge genötigt sehen" würde. Einen größeren Zeitgewinn erwartet er von überraschenden, kurzen Schlägen gegen die Flanken des Feindes. Für solche Vorstöße scheinen ihm die Festungen Königsberg, Metz und Straßburg besonders geeignet. Oder er stellt die verfügbaren Reserven transportbereit an Verladestellen bereit, setzt sie, sobald der Flügel des Feindes erkannt ist, auf die Bahn und ladet sie überraschend in der Flanke des Gegners zum Angriff aus. Dadurch sieht sich der Feind gezwungen, sich umzugruppieren und seinen Vormarsch einzustellen. Freilich, so folgert er an den Beispielen von Kolin, Landeshut und Kay-Züllichau, müsse man vor derartigen Angriffen mit beschränktem Ziel genau prüfen, ob die eigenen Kräfte zur Erreichung des gewünschten Zweckes auch ausreichen und sich vor übereilten Maßnahmen hüten.

Wir wissen aus zahlreichen Beispielen des Weltkrieges, daß Klugheit und Energie des Führers allein den Kampf gegen die Übermacht nicht zu bestehen vermögen, daß vielmehr alle seine Bemühungen vergebens sind, wenn die Unterführer nicht in seinem Sinne handeln. Schlieffen hebt hervor, daß gerade durch ihr Unvermögen Friedrich in die schwersten Krisen geraten ist. Nur wenige

wie Prinz Heinrich, Dohna und Winterfeld waren zu einem selbständigen Kommando überhaupt fähig und es liegt eine ausgesprochene Tragik darin, daß es Friedrich trotz all seiner Instruktionen und Lehrschriften nicht gelang, ein selbsttätig vernunftgemäß handelndes Führertum heranzubilden. Er versucht es zuerst mit der Direktive, die den Unterführern auf den Nebenkriegsschauplätzen volle Freiheit im Handeln läßt. Als dies mehrfach zu Mißerfolgen führte, versucht er es mit dem gemessenen Befehl, der sich erst recht als ungeeignet erweist, weil er die örtlichen Voraussetzungen nicht berücksichtigen kann. Die Niederlagen von Kay und Maxen sind auf solche Befehle zurückzuführen. Schlieffens jahrelanges Bemühen ging dahin, den Generalstab in seinen Ideen zu erziehen, damit er als Gehilfe des Führertums dieses in einheitlichem Sinne beeinflusse. Er hatte klar erkannt, daß dieses Führertum sich vielfach einseitig mit den Fragen der niederen Truppenführung beschäftigte und operativ ungenügend geschult war. Die glänzenden Erfolge des siebziger Krieges hatten ihm nicht den Blick dafür getrübt, daß auch damals manche Führer nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe gewesen waren. „Je mehr man hinter die Kulissen blickt, wird es einleuchtend, daß die Intelligenz der preußischen Armee doch nicht allein den Ausschlag gegeben hat," schreibt er und zieht daraus die Folgerung, daß es notwendig sei, straff zu führen. Er weist darauf hin, daß auch Friedrich, durch viele Mißerfolge belehrt, in der Schlacht diesen Grundsatz mehr und mehr herausbildete. Wie dieser einst sein kleines Heer scharf auf Richtung und Fühlung setzte, um es einheitlich mit ganzer Kraft an der entscheidenden Stelle zur Wirkung zu bringen, so verlangte auch er im modernen Kriege der Massenheere, daß der Feldherr die Bewegungen der Armeen durch klar umrissene Befehle führe. Das willkürliche Vorwärtsstürmen einzelner Unterführer, das „Laufen um den «Pour le mérite»" verurteilte er aufs schärfste. Er wollte das deutsche Westheer im Gedächtnis an Leuthen wie eine ungeheure Phalanx vorwärtsführen, wollte, wie einst der König, seinen harten, zielbewußten Willen bis zum letzten Grenadier durchdringen lassen. Auch diesen Gedanken haben die Epigonen nicht begriffen.

Schlieffen zeigt nun aber weiter am Beispiel Friedrichs des Großen, daß es beim Kampf gegen die Übermacht nicht genügt, klar zu befehlen. Der Führer muß es vielmehr verstehen, aus den Untergebenen die höchsten Leistungen herauszuholen. Wie der König den Alten Dessauer, der im Dezember 1745 zögert, die Sachsen anzugreifen, aufs schärfste anläßt: „Und ist mein Feldmarschall der Einzige, der meine deutlichen Befehle nicht verstehen kann", wie er seine Untergebenen vor Zorndorf beim Ehrgefühl packt: „Meine Devise ist siegen oder sterben. Und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheren", wie er pflichtvergessene Generale rücksichtslos in Untersuchungshaft abführen läßt, wie er nach der Niederlage von Kolin

befiehlt, daß „jeder Offizier, der Gesichter schneidet und sagt, daß alles verloren sei, mit Kassation auf die Festung geschickt wird". Schlieffen will damit zeigen, daß der Verkehr mit Untergebenen in den furchtbaren Krisen des Kampfes gegen die Übermacht sich anders abspielt als in ruhigen Friedenszeiten, daß es oft scharfen Zugreifens bedarf, um die Zaghaften zum Durchhalten zu bewegen, daß der heilsame Respekt vor dem Zorne des Königs für viele der Hauptantrieb zur Pflichterfüllung war.

Und doch kommt Schlieffen zu dem Schluß, daß neben dieser harten, gebieterischen Seite des Königs etwas anderes unvergleichlich mehr auf seine Untergebenen wirkte. Es war der Zauber seiner Persönlichkeit. Nicht sein universelles Wissen, nicht sein bewunderungswürdiges Können allein schlug alle, die mit ihm in Berührung traten, in seinen Bann. Nein, gerade im schwersten Unglück strahlte von ihm eine geheimnisvolle Macht aus, die alle wie mit unsichtbaren Armen packte. Schlieffen schildert die wunderbare Wirkung, die seine berühmte Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen auf seine Offiziere ausübt, schildert, wie der König abends durchs Lager reitet und mit seinen Grenadieren spricht, wie diese von Gewaltmärschen erschöpften Leute den König in seiner Not noch zu trösten suchen. Er erzählt uns, wie der Russe Tschernitscheff nach einer Unterredung mit dem Könige die Worte sagt: „Wer kann dem Manne widerstehen, wenn man ihn sprechen hört", wie das englische Parlament „die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern" kann. Es war die ungeheure sittliche Kraft dieses Mannes, der allen Schicksalsschlägen unbeugsame Standhaftigkeit entgegenstellte, die unsichtbar neue Kräfte ausstrahlte.

Diese geheimnisvolle Macht wirkt aber umgekehrt auch auf seine Feinde. „Die ganze gegen Friedrich anmarschierende Welt", sagt Schlieffen, „. . . hat bei der Nachricht von Prag betroffen Halt gemacht, als wäre ihr der Atem ausgegangen." Ja, es tritt sogar der allen Gesetzen der Logik ins Gesicht schlagende Fall ein, daß nach der vernichtenden Niederlage Friedrichs bei Kunersdorf der Russe sich zurückzieht und weder Österreicher, noch Schweden, noch Reichsarmee vorzugehen wagen. Man scheut sich, mit jenem unheimlichen Manne erneut anzubinden, der in jener entsetzlichen Schlacht bis in die Dunkelheit hinein nur angriff und immer wieder angriff. „Zwei Monate nach Kunersdorf", schreibt Schlieffen, „hatten die Sieger, verfolgt von den Besiegten, die preußischen Lande geräumt." So tritt bei Friedrichs Gegnern allmählich ein Zustand der Apathie ein. „Man fängt an, die Überzeugung zu gewinnen, daß man mit diesem Gegner doch nicht zu Ende kommen werde . . . Keiner konnte sich des «peur extrême qu'on a du roi de Prusse» mehr erwehren."

Viele verbinden mit der Persönlichkeit Schlieffens nur den Begriff tiefgründigen historischen Wissens und unerbittlich strenger Logik. Wir sehen hier

aber, daß er den ins Transzendente gehenden unfaßbaren und geheimnisvollen Kräften in der Brust des Feldherrn, die oft aller Logik spotten, eine entscheidende Bedeutung einräumt. In seiner Studie „Der Feldherr" spricht er dies offen aus, indem er sagt, daß nur derjenige Führer fähig ist, einen stärkeren Gegner niederzuwerfen, den „etwas Übermenschliches, Überirdisches, nenne man es Genie oder wie man will, durchdringe". Der Feldherr, der die Übermacht besiegen will, muß „an seine höhere Mission" glauben.

Schlieffen selbst hatte diesen Glauben an seine höhere Mission. Die Überlegenheit seines Geistes, die Entschiedenheit seines Willens und die Vielseitigkeit seines Wissens verliehen ihm etwas Imponierendes. Seine unermüdliche Arbeitskraft, seine objektive Ruhe und sein feiner Takt waren für den Generalstab vorbildlich. Wer je mit ihm in Berührung trat, stand in seinem Bann, weil er wie Friedrich höchstes Können mit höchstem Menschentum paarte, weil man wußte, daß in seinem Herzen «feu sacré» schlummerte, das den Sieg bringt.

Auch uns ist es bestimmt, das jahrhundertealte Problem des Kampfes gegen die Übermacht zu lösen: Nicht wie einst Friedrich der Große und Schlieffen im offenen Kriege, vielmehr im versteckten Kampfe der diplomatischen und Völkerbundversammlungen. Wie im Siebenjährigen und im Weltkriege geht es um unseren Fortbestand als selbständiger, unabhängiger Staat, geht es um die Erhaltung unseres deutschen Volkstums, unserer deutschen Kultur. Heute wie damals ist der Preis die Erringung eines Friedens der Gleichberechtigung, die Schaffung eines Zustandes, der es unserem Volke gestattet, seiner friedlichen Arbeit nachzugehen, ohne daß es sich dabei von willkürlichen Zugriffen seiner Nachbarn bedroht fühlen muß. Friedrich der Große und Schlieffen hatten die Aufgabe, die Wehrhoheit der Deutschen zu verteidigen. Uns erwächst die noch schwierigere Aufgabe, sie wiederzugewinnen, nachdem sie verloren wurde. Und doch hat dieser Kampf — so verschieden er sich rein äußerlich gestaltet — vieles gemeinsam mit dem geistigen Ringen der beiden Heroen, deren wir gedachten.

Er wird mit geistigen Waffen ausgetragen, aber nicht allein von denen, die von Staatswegen dazu berufen sind. Vielmehr steht jeder verantwortungsbewußte Deutsche in diesem Kampfe, kann jeder an der Errichtung des erstrebten Zieles mitwirken. Wie er sich dabei zu verhalten hat, dafür sind ihm Friedrich der Große und Schlieffen Vorbilder. Wir brauchen ihren klaren Wirklichkeitssinn, ihren Blick für die „Totalität der Umstände" und für das Wesentliche. Trotz aller Verschleierungskünste, trotz aller hohen Worte von Menschlichkeit und Friedensliebe, die von jenseits des Rheins herüberschallen, dürfen wir nie vergessen, daß Frankreich seit tausend Jahren stets darauf bedacht ist, uns politisch und militärisch zu schwächen und niederzuhalten. Wir haben aus den vergange-

nen vierzehn Jahren gelernt, daß Friedrich und Schlieffen recht hatten, wenn sie ein rein passives Verhalten des Schwächeren widerrieten, wir sehen jetzt, daß es besser ist, mit dem scharfen Schwert der Wahrheit dem stärksten und gefährlichsten Gegner offen entgegenzutreten. Wir haben selbst erlebt, wie der Wille zur kühnen Tat innere Befreiung bringt. Wir sollen uns aber auch Friedrichs Rat vor Augen halten, daß für den Schwächeren kluges Maßhalten in den Zielen geboten ist. In seinem unsagbar schweren Kampfe erlebte selbst er schwere Rückschläge, mußte ein Genie wie er die schwersten Krisen überwinden. Aus dieser Erkenntnis sollte jeder folgern, daß beim Kampf gegen Übermacht vorübergehende Rückschläge unausbleiblich sind und daß man sie mit Gleichmut hinnehmen muß. Das Beispiel des Königs muß aber für jeden eine Aufforderung sein, dann erst recht mit ganzer Energie die Sache anzupacken und jene Standhaftigkeit zu zeigen, die ihn niemals verließ. Schließlich aber sollte man aus Friedrichs Taten und Schlieffens Worten die Lehre ziehen, daß beim Kampf gegen Übermacht eine straffe Führung notwendig ist. Nur die Geschlossenheit der Nation kann in dieser für uns lebenswichtigen Frage den Erfolg bringen. Denken wir daran, welch geheimnisvolle Macht eine zielbewußte Führung nicht nur auf den Untergebenen, sondern auch auf den überlegenen Gegner ausübte, eine Macht, die stärker war, als jede logische Vorausberechnung zu ahnen vermochte. Denken wir daran, daß Schlieffen den endgültigen Sieg des Königs mit den Worten erklärt: „Seine Verbündeten waren Tapferkeit und Ausdauer".

Der Geist von 1914

Von Major a. D. Dr. Kurt Hesse

Die Märztage 1933 in ihrer Bewegtheit und in ihrem starken Ausdruck eines Volksempfindens haben die Erinnerung an den August 1914 wach gerufen. Man hat sich auf den Geist von damals berufen und mehr noch, die neu herangewachsene Jugend hat unter dem Bewußtsein gestanden, daß es sich jetzt um die Wiederholung jenes immer denkwürdigen Ausbruches deutschen Empfindens gehandelt hat. Das allein schon könnte genügen, den Versuch zu rechtfertigen, sich über die Komponenten einer Haltung Rechenschaft zu geben, die wir den Geist von 1914 nennen.

Aber noch anderes bestimmt uns dazu: Lauter als früher ist vielleicht in den letzten Jahren auf den Gegensatz zwischen einer jungen und einer alten Generation hingewiesen worden. Die Jugend hat aus ihrer Geringschätzung der Generation ihrer Väter kein Hehl gemacht. Sah sie nicht die Leistung von 4½ Kriegsjahren und würdigte sie ungenügend das in langen Jahrzehnten des Friedens Geschaffene und Gewordene? Die Frage nach dem Geist von 1914 zu stellen, bedeutet also auch, den Querschnitt durch eine frühere Epoche zu ziehen.

Und drittens: Die politischen Spannungen, unter denen wir heute in Europa und in der Welt leben, erscheinen trotz Völkerbund, Locarno- und Kelloggpakt und aller auf die Beseitigung des Krieges gerichteten Bestrebungen um nichts gegenüber der Vorkriegszeit gemildert. Vielmehr haben wir den Eindruck, daß sie durch den Gegensatz von Rüstung und Abrüstung, wie er seit 1919 besteht, noch verschärft sind. Eine historische Entscheidung, die mit den Waffen auf einem Schlachtfelde erreicht wird, liegt also durchaus nicht außerhalb unseres Blickpunktes. Mit anderen Worten, wir wollen uns, wenn wir hier über den Geist von 1914 sprechen, über die Faktoren klar werden, die den Krieg an sich immer bestimmt haben und auch in Zukunft tragen werden.

Daß es darüber hinaus andere Motive noch sind, die zu dieser Fragestellung drängen, solche, die immer entscheidend sein werden, mag nur kurz berührt sein: Wir haben das Verlangen nach innerlicher Erhebung gerade in diesen Tagen. Wo sollten wir sie stärker finden als in der Betrachtung der Augusttage des ersten Kriegsjahres und was könnte uns mehr mit nationalem Stolze erfüllen als die

Erinnerung an die geschlossen vorstürmende Front eines Heeres, das alle Teile des Volkes in sich schloß? Lüttich, Namur und Tannenberg, die Höhen der Vogesen und der Ardennen, die Täler der Maas, der Aisne und Marne wie die Wälder um Neidenburg und Johannisburg, ungezählte Schauplätze, Namen und Taten tauchen vor unseren Augen auf, so daß wir vor der Frage stehen: Dürfen wir denn überhaupt diesen Geist von 1914 einer Sezierung unterwerfen? Denn darum handelt es sich ja doch, wenn wir hier näher zusehen und kritisch untersuchen wollen. Muß nicht die Tat des deutschen Volkes von damals als Einheit gesehen, in seiner Totalität nachempfunden, ja vielleicht nur so gefühlt, aber nicht verstandesmäßig durchforscht werden? Begibt man sich nicht vielleicht des Besten und Schönsten, wenn man solchen Ausdruck seelischer Bekundung nicht einfach als plastisches Bild, d. h. in der schlichten Darstellung des Geschehenen wiedergibt, ein Spiegel also und keine Lupe hier angebracht ist?

Wenn es trotzdem geschieht, so zwingt dazu vielleicht am meisten, daß uns das große Erlebnis selber keine Ruhe läßt. Gerade wir, die wir damals jung waren, fühlen mehr und mehr den Zwang, für das Vergangene eine Erklärung zu suchen. Was uns so selbstverständlich war, was wir mit Begeisterung ohne die Frage nach dem Warum taten, erscheint uns heute oft unerhört, gewaltig, fast übermenschlich, jedenfalls nur einmalig und deshalb wollen wir es verstehen. So gewinnen wir vielleicht auch einen schärferen Blick für die Gegenwart, für die Bewertung der in Bewegung befindlichen Kräfte, und können dem frohen Glauben und Hoffen auf die bessere Zukunft auch eine innere, geistige Gewißheit hinzufügen, daß das im Gange Befindliche auch trägt und hält.

Was es zu überblicken gilt, ist der deutsche Geist von 1914. Denn wir sind uns klar, daß es einen ebensolchen drüben, auf der Seite unseres französischen, russischen und englischen Gegners gegeben hat. Es wäre also vielleicht richtiger, von einem europäischen oder Weltgeiste dieses Sommers 1914 zu sprechen; und doch im Bewußtsein unserer nationalen Eigenart versuchen wir, in gewollter Begrenzung, die Struktur der Erscheinung auf der deutschen Seite zu umreißen.

Von einer positiven wie negativen Einstellung zum Ereignis an sich könnte ausgegangen sein. Historische Einsicht hat zu der Überzeugung geführt, daß der Krieg als unabänderliche Tatsache in den Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte dasteht. Ihn abzulehnen, d. h. etwa den Geist von 1914 von vornherein als einen negativen Ausdruck menschlicher Handlungsweise hinzustellen, erscheint darum nicht logisch, weil hier offensichtlich ein innerer Zwang, vielleicht sogar ein Gesetz vorgelegen hat. Wir sehen auf der anderen Seite den Krieger, den Helden, den großen soldatischen Führer so tief im Bewußtsein aller Völker in Dichtung und Lied verankert, und sind auch selber durch das Heldentum von

Offizier und Mann der alten deutschen Armee in den 4½ Jahren des Weltkrieges so stark überzeugt, daß wir — hierin vielleicht ein wenig subjektiv — unbedingt positiv von vornherein der Erscheinung von 1914 gegenüberstehen.

Haben wir es in den Augusttagen mit dem Erlebnis des einzelnen deutschen Menschen, mit der Darstellung seines individuellen Erlebens zu tun oder mit dem anderen, dem Ausdruck der Masse, des Volkes, der Nation, in der der Einzelne untergeht, vielleicht geradezu sein eigenes Erleben aufgibt und sich anders personifiziert? Gewiß hat wohl jeder Einzelne *seine* Augusttage erlebt und doch scheint es unabweisbar, daß wir hier die Millionen in ihrer Gesamtheit sehen und verstehen müssen. Der Geist von 1914 ist also der *eines* deutschen Volkes. Was ihn bildete, d. h. was ihn am 1. August und in den nächsten Wochen und Monaten ausmachte, aber auch, was ihn werden ließ, ist hier somit darzustellen. Wir geben also in gewisser Hinsicht einen Beitrag zu einer anderen Frage, die häufig, notwendig und aus einem inneren Recht des deutschen Menschen nach dem Kriege gestellt worden ist, zur *Kriegsschuldfrage*. Wenn auch schon der Vorwurf der Schuld am Kriege, wie er durch das Diktat von Versailles als Machtspruch gegen uns stabilisiert werden sollte, stärkste Widerlegung erfahren hat, so wird es doch immer wieder des Nachweises unserer Unschuld und des starken Bekenntnisses unserer Rechtsauffassung bedürfen, damit wir schließlich auch das Letzte, was uns noch vor den Augen der Welt anhaftet, abschütteln.

Wollen wir den Geist von 1914 darstellen, so erscheint es als das Naheliegendste, ihn in seinem Werden aufzuzeigen, in seiner allmählichen Entwicklung durch Jahrzehnte. Soviel dürfte ja sofort gewiß sein: Dieser gewaltige Ausbruch ist nicht ein zufälliger, aus der Stunde geborener gewesen. Trotzdem wollen wir später die Frage stellen, ob es sich vielleicht um eine Stimmungsmache, um das Werk einer Presse oder die Suggestion einer politischen Persönlichkeit gehandelt haben kann. Wenn wir hier eine andere Betrachtungsweise anwenden, d. h. vom plastischen Bilde selber zunächst ausgehen, so ist dafür das vorher erwähnte Bedenken ausschlaggebend gewesen, ob man das totale Bild überhaupt in seine einzelnen Farben und Töne auflösen darf und kann. Wir wollen also sehen, was war, wie man gehandelt, empfunden und die Dinge in diesen Tagen sich erklärt hat. Das Volk, der Soldat und der Dichter sollen betrachtet und gehört werden. Hieran schließt sich die vorher angedeutete kritische Frage, ob es sich bei dem Geist von 1914 um etwas „Gemachtes" vielleicht gehandelt habe. Erst dann soll zu den politisch-historischen Bedingungen, wie sie sich von außen, aber auch von innen her ergeben haben, Stellung genommen werden. Der besonderen Rolle, die der Wehrmacht der allgemeinen Wehrpflicht zukommt, wird ebenso wie der des politischen Systems Beachtung zu schenken sein. In welcher Richtung ging die geistige Schulung unseres Volkes? das ist eine weitere

Frage. Immer stärker aber rückt in den Vordergrund dann ein anderes Moment, die große wirtschaftliche Kräftebildung unseres Volkes und mit ihr im Zusammenhang das neue Bewußtsein, nicht nur eine europäische, sondern eine Weltaufgabe zu besitzen. Was ist letzter Sinn des Aufbruches von 1914 und wie bewerten wir von hier aus den Geist von 1933? In diese Richtung werden wir schließlich geführt.

Noch werden wir nicht beanspruchen, den Weltkrieg als geschichtliches Geschehen schon einordnen zu können. Noch sind es kaum zwei Jahrzehnte, die uns von den Augusttagen 1914 trennen. Aber wir sehen vielleicht erste Ansätze für die Abgrenzung und für das Verständnis der Notwendigkeit der als Schicksal immer wieder bezeichneten Geschehnisse.

*

Als am 28. Juni 1914 die Mörderhand den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin niederstreckte, ging es wie ein Beben durch Europa und die Welt. Und doch folgten dann scheinbar ruhige Wochen, bis in der letzten Juliwoche sich die Dinge überraschend schnell entwickelten und zuspitzten. Was ging damals im deutschen Volke vor? Wie immer in den Jahren vorher hatten die Schulen Anfang Juli geschlossen und der Strom der Erholungssuchenden war an die See und in die Berge gegangen. Es war nicht so, als rüstete sich ein Volk für den schwersten Gang in seiner Geschichte.

Lassen wir den Chronisten sprechen[1]): Am Sonnabend, den 25. Juli, werden Massenansammlungen Unter den Linden in Berlin verzeichnet. Die großen Zeitungen sind belagert. Eine nervöse Spannung macht sich bemerkbar. Tags darauf wird unter ungeheurem Jubel einer großen Volksmenge die regelmäßig aufziehende Wache in den Hauptstraßen begrüßt. Man singt die „Wacht am Rhein". Vor der österreichischen Botschaft erfolgen ostentativ Kundgebungen. Aber es drängen auch Menschen in den nächstfolgenden Tagen zu den Lebensmittelläden und Sparkassen. Ist es anders als 1905, 1908 oder 1911? Der deutsche Kaiser, der wie üblich seine Nordlandreise angetreten hatte, ist eilig zurückgekehrt. Ihm bringt man jetzt begeisterte Ovationen dar und ebenso stauen sich die Massen vor den Palais des Kronprinzen und des Reichskanzlers. Der Zustand drohender Kriegsgefahr wird verkündigt. „Still, gefaßt und würdig nehmen die Arbeiter die große Botschaft entgegen". Eine religiöse Besinnung wird vielfach sichtbar. Männer und Frauen eilen zu den Gotteshäusern. Von den Stufen des Domes spricht der Hofprediger Döring, und 30000 Menschen beten laut das Vaterunser. Es folgen die Tage der Mobilmachung, alles ist eine gewaltige Bewegung, eine große Begeisterung. Man muß Soldat sein, oder man

[1]) Pflugk-Hartung, v., Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. 1914.

gilt jetzt nichts. Es ist ein Taumel, ein Rausch, eine einzige Bereitwilligkeit zum Opfer. Aber es sind auch andere Symptome sichtbar, wie sie mit jeder Massenstimmung verbunden sind: Nervosität, Unüberlegtheit und Einsatz großer Energien für kleine Zwecke — wir denken an die Spionenfurcht oder die Suche nach den Goldautos.

Am 4. August jene denkwürdige Reichstagssitzung: Es gibt keine Parteien, es gibt nur noch Deutsche! Dann fallen die ersten Schüsse vor dem Feinde und das Volk steht, in anderer Gestalt und unter anderen Bedingungen als auf den Straßen der Großstädte, auf den Rampen der Bahnhöfe und in den Hallen der Kirchen vor unseren Augen. Mit dem Auszug der Truppen pflegen wir — nicht mit Unrecht — im besonderen die Vorstellung vom Bewußtwerden jenes Geistes zu verbinden, den wir den von 1914 nennen. Doch ehe wir ihn umreißen, sei die Frage gestellt: Was war eigentlich das Bestimmende in dem Ausdruck des deutschen Volkes in diesen ersten Tagen, die den Schlachten vorangingen?

Im Vordergrund steht zunächst das Gemeinsame. Wir sehen eine Masse in Bewegung, das Volk, das die Häuser verläßt, das von einer gewaltigen Unruhe erfaßt ist, in dem jeder das Bedürfnis hat, sich dem Nebenmenschen mitzuteilen wie selbst die Mitteilung des anderen entgegenzunehmen. Man empfindet das Schicksalhafte, ohne es nach außen hin einzugestehen. Man erkennt, daß der Alltag mit seinen Bindungen plötzlich — wodurch und warum ist nicht zu erklären — einem anderen hat weichen müssen, daß das Leben eine neue Bestimmung erhalten und daß das Persönliche, Egoistische, Materielle seine Bedeutung verloren hat. Man ist zu einem Opfer bereit, ohne vielleicht schon den Sinn dieser Handlung ganz zu begreifen. Man wird sich bald selbst opfern und damit das Höchste leisten, was überhaupt menschlich geleistet werden kann, was wir weniger körperlich als geistig-seelisch, schon um seiner höheren Form willen, verstehen wollen.

Schon äußerlich tritt das Gemeinsame dadurch in die Erscheinung, daß der feldgraue Rock das Bild des Tages beherrscht. 5½ Millionen deutscher Männer stehen in wenigen Wochen unter den Waffen. Der Begeisterung hätten vielleicht blanke Helme mit wehenden Büschen, blitzende Küraſſe und buntfarbige Uniformen mehr entsprochen. Symbol des Kommenden, des Schlachtfeldes mit seinem anderen Gesicht, ist das Feldgrau in diesen ersten Tagen der heimatlichen Begeisterung.

Es kündet sich an, daß der Krieg eine Sache der Männer ist. Von Tränen, die vergossen werden, will der Soldat, will die Jugend eines Volkes nichts wissen. Das Hurra auf Kaiser und Reich beim letzten Appell auf dem Kasernenhof ist ein starkes und echtes. Es gibt keinen Zweifel. Es ist das Bekenntnis gleichzeitig zu Volk und Heimat.

Lenken wir den Blick auf die militärische Mobilmachung, so ist alles eine einzige große Ordnung und Einordnung. Der Offizier ist der anerkannte Führer. Man will folgen. Man stellt gar nicht die Frage nach Sinn und Zweck, man bejaht bedingungslos. Daß man doch menschlich gebunden ist, daß das Kleine und das Große unauflöslich miteinander verkettet sind, daß man aus Raum und Zeit sich nicht entfernen kann, das sagt jeder Abschied einer Truppe. Im „Lieb Heimatland, ade", mit dem der Transportzug, wo es auch sein mochte, die Garnison verläßt, erscheinen für einen Augenblick die Bindungen des Gemeinschaftsbewußtseins aufgehoben.

*

Und dann sehen wir ungezählte Infanteriekompanien, alle nach dem gleichen Reglement ausgebildet und von demselben Geiste beherrscht, dem Feinde sich stellen und mehr noch ihn aufsuchen. „Vorwärts auf den Feind, koste es, was es wolle!", das ist die Losung.

Blickt man heute in die Berichte über die ersten Kämpfe unserer Truppen oder liest man die Regimentsgeschichten, so scheint es nur einen Geist gegeben zu haben, die völlige Selbstaufgabe der eigenen Persönlichkeit und das Aufgehen in dem großen Schwung des Angriffs. Es ist die herrliche deutsche Infanterie, die vorstürmen und siegen muß; es ist die Schule der alten Armee, die nun ihre Probe besteht; es ist der Geist von 1914, der sich manifestiert.

Hier setzt der Zweifel ein, ob man weiter forschen soll. Die Gefahr, daß man in die Erinnerung der Nachwelt durch genaue Nachzeichnung des Bildes im einzelnen etwas anderes, weniger Großes hineintragen könnte, ist doch gar zu sehr vorhanden. Die Feuertaufe hat überall Erscheinungen besonderer Art gezeigt. Briefe und persönliche Tagebucheintragungen müßten herangezogen werden, um die letzten Einzelheiten des Vorgangs zu erkennen.[1]) In seiner prachtvollen Langemarck-Schilderung charakterisiert Hermann Timmermann[2]) die Krise, wie sie der Geist auch der besten Truppe 1914 hat bestehen müssen, dahin: „Es sind doch ohnehin in der letzten Stunde alle Masken gefallen . . . es macht ihnen nichts mehr aus, mit nackten Seelen nebeneinander zu gehen; sie nehmen sich wie sie sind, Teufel und Engel, Aufrechte und Krumme, Feige und Tapfere, Falsche und Ehrliche, Gutmütige und Boshafte, Kluge und Dämliche, Weiche und Harte."

Trotz dieser verzweifelten Situation aber „Feldwebel Thirr führt die Kompanie!" So tief hat sich die Schule des Exerzierplatzes eingeprägt, daß sie auch

[1] Auf meine Darstellungen in den Militär-wissenschaftlichen Mitteilungen, Wien 1933, über die Feuertaufe bitte ich mich beziehen zu dürfen.

[2]) Timmermann, H., Langemarck, München 1933.

in diesem Augenblick, wo jeder den einen, so menschlichen Gedanken hat: „Nur weg von diesem Acker!", die Oberhand behält.

Haben wir diesen Augenblick nicht alle so erlebt und hat nicht jeder sein „Langemarck" gehabt? „Sie sind einzeln tausendmal gestorben, sie haben sich wieder in die Hand genommen, nun aber sind sie in der Tiefe der Ohnmacht angekommen . . . um diese Stunde sind sie Männer geworden." Ein anderes Gesicht trägt dieses Bekenntnis als das der großen Begeisterung der ersten Tage und doch ist es das Zeugnis desselben Geistes, der aber hier vielleicht erst in seiner echten, tiefsten Form uns entgegentritt. Eine Frage, wie sie etwa ein junger Kriegsfreiwilliger stellt: „Bist du auch so widerlich weich?" oder das Eingeständnis eines anderen, daß er Angst und Feigheit für Augenblicke in sich gespürt habe, gehören ebenso in das Bild hinein wie das brausende Hurra der Sturmlinien und das kameradschaftliche Du nach dem ersten Zusammenstoß mit dem Feinde.

*

Wie sah der Dichter, der uns ja schließlich der Sprecher des Geistes eines Volkes ist, in diesen Tagen und Wochen? Es liegen nicht viele überzeugende Zeugnisse vor. Es ist uns vielleicht ähnlich wie früher gegangen, das deutsche Volk hatte nur Wenige, die den richtigen Ausdruck für das, was geschah, fanden und noch weniger solche, die den Feuerbrand der Vaterlandsliebe zu entzünden wußten. Gerhart Hauptmann können wir nicht nennen. Thomas Mann schreibt, er habe an den Krieg nicht geglaubt und die Heimsuchung sei eher gekommen, als man sie erwartet habe. Dann aber: „Der Krieg, es war Reinigung, Befreiung was wir erlebten, und eine ungeheure Hoffnung." Von der „Bereitschaft der Nation zu tiefster Prüfung", vom „Radikalismus der Entschlossenheit" spricht er mit dem Blick auf den Geist von 1914.

„Heil mir, daß ich ergriffen sehe", bekennt sich Rainer Maria Rilke in seinen fünf Gesängen vom August 1914. Und Richard Dehmel singt: „Sei gesegnet ernste Stunde, die uns edel, stählern eint . . . Jetzt kommt der Krieg, der ehrliche Krieg." Er schildert seinen Eindruck dahin, er habe vor Freude geweint. „Wie tief steckten wir im Materialismus und Genießertum. Wir bedurften der heiligen, all aufrüttelnden Not." Und „nur Deutscher wollte endlich jeder sein."

Für Rudolf Binding stellte sich der August 1914 so dar, daß es sich um ein unvermeidbares Ereignis handelte. „Ein Schrei der Entspannung und Befreiung" war der Kriegsausbruch und das deutsche Volk fühlte seine Kraft.

Es gibt in diesen ersten Tagen des Krieges kaum einen, der sich Rechenschaft über das Geschehen gibt. Es besteht gar nicht das Bedürfnis dazu, es ist einfach notwendig und selbstverständlich, was getan wird. Es meldet sich aber auch ein anderes Empfinden, daß uns Unrecht geschehen ist, das Rechtsgefühl

eines Volkes ist beleidigt. Ein so liberales Blatt wie die „Frankfurter Zeitung", das militärischen Bestrebungen nicht gerade freundlich gegenüberstand, schreibt am 1. August, daß dieser Krieg Deutschland aufgezwungen sei, und der Leitartikel vom 3. August betitelt sich „Der Krieg der guten Sache". Es heißt hierin: „Die Krieger stellen sich mit innerer Selbstverständlichkeit an den Platz, den ihnen der Befehl anweist. Alle aber voll Ingrimm und Zorn über die Frevler, die uns diesen Krieg aufgezwungen haben." Von einer Stimmungsmache, auf deren Möglichkeit wir einmal hinwiesen, ist hier nichts zu spüren. Man wird vielmehr die ruhige Haltung der deutschen Presse nach dem 28. Juni, dem Tage des Attentats anerkennen müssen. Es ist selbstverständlich, daß in den letzten Tagen die journalistischen Federn ihren Ton ändern — das Volk will es so.

Ganz anders erscheinen uns die Dinge, wenn wir auf die französische Presse der Vorkriegsjahre oder die amerikanischen Blätter in den Jahren 1916 und 1917 den Blick richten. Hier gewinnt man den Eindruck, daß die öffentliche Meinung der Völker systematisch auf den Krieg vorbereitet und der Wille zum Kriege planmäßig erweckt worden ist.

Oft ist in den Kriegsjahren auf den Artikel der „Saturday Review" vom 11. September 1897 hingewiesen worden, in dem von den beiden großen unversöhnlich einander gegenüberstehenden Nationen England und Deutschland gesprochen wurde, „welche die ganze Welt zu ihrer Provinz machen und von ihnen den Handelstribut erheben möchten", die in jedem Winkel des Erdballs in Wettbewerb träten, in Transvaal, am Kap, in Zentralafrika, in Indien und im Orient, auf den Inseln der Südsee und im fernen Osten. „Eine Million kleiner Schwierigkeiten erzeugt die größte Kriegsursache, die die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen ausgelöscht wäre, so wird es übermorgen keinen Engländer in der Welt geben, der nicht um so viel reicher wäre. Nationen haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbrecht gefochten. Müssen sie nicht für einen Handelswert von 200 Millionen Pfund das Schlachtfeld betreten?"

Von dieser Gedankenwelt ist 1914 innerhalb des deutschen Volkes weder in der Heimat noch an der Front das Geringste zu spüren. Vielmehr tritt immer wieder in die Erscheinung, daß man von keinerlei Haßempfindung beseelt ist. Zahllose Feldpostbriefe sprechen das gleiche aus, daß man nur aus der Abwehr heraus, nicht aber von einem Haß- oder Rachegefühl bestimmt jetzt kämpfen müsse.

Der Historiker, der in diesen Tagen sich zur Besinnung zwingt,[1]) stellt den Zusammenhang von Gegenwart und Vergangenheit fest: Sei 1866 für das Volk in Mitteleuropa die Stellung innerhalb Deutschlands errungen worden, so 1871 in Europa und jetzt sei es die Aufgabe als Weltmacht im weiteren Raum Fuß

[1]) E. Marcks: Wo stehen wir? Rede gehalten in München am 13. November 1914.

zu fassen. Als „den großen Beleber und Regulierer, aber auch als den großen Zerstörer" stellt Marcks den Krieg hin, der nichts Zufälliges oder Neues sei, sondern die innere Kraft selber. Seit einem halben Jahrhundert ringe im stillen alltäglichen Krieg Altes und Neues miteinander. Es handele sich um Sein oder Nichtsein. „Im größten gesehen ist dieser Krieg die Entladung einer Totfeindschaft, die unser Dasein verneint." „Es muß sein!"

Mit Recht erinnert der Historiker daran, daß der 3. September 1914, der 100. Geburtstag der allgemeinen Wehrpflicht sei und daß wir von hier aus den Geist der Augusttage, die Leistung des Einzelnen wie der Gesamtheit zu werten haben. An die feste Form von Staat und Heer waren wir gebunden. Gehorsam gaben wir uns hin. Scharnhorst und Boyen hatten die Grundlagen für die größte Organisation menschlicher Kräfte geschaffen, die überhaupt bis dahin die Weltgeschichte gesehen hatte. Unser eigentliches Schicksal ist unsere Lage im Herzen Europas; sie zwingt uns dazu, die Waffen in die Hand zu nehmen.

Friedrich Meineke legt den Schwerpunkt seiner Betrachtung in eine andere Richtung. Zwar macht auch er auf den Zusammenhang eines letzten Jahrhunderts aufmerksam, stellt aber dann als den eigentlichen Sinn des Krieges fest: „Das Ideal wollen wir in der Welt erkämpfen und erhalten . . . Und deshalb müssen wir siegen." Von der „weltgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Geistes" ist in diesen Tagen auch Rudolf Eucken ganz durchdrungen und er mahnt, daß wir nur fest auf uns selbst stehen und den tiefsten Grund und die innerste Kraft unseres Wesens ergreifen sollten.

Wohin wir auch blicken, alles ist erfüllt und getragen von dem Bewußtsein unserer guten, gerechten und notwendigen Sache. Alles aber ist auch von Kraft beseelt. Man weiß sich dem Vaterlande tief verbunden. Man fühlt sich als Deutscher, als deutsches Volk. Man ist stolz darauf, dieser Nation anzugehören, man ist siegesfroh und -sicher, alles in allem es ist ein Geist und ein Wille, der Geist einer inneren Gewißheit von Sinn und Zweck des Krieges und der Wille zum Sieg.

*

Fragen wir nun nach den Komponenten dieses Geistes im einzelnen, so lenken wir den Blick zunächst auf Raum und Volk, auf die geopolitische und soziologische Struktur Deutschlands im Jahre 1914. Es sind keine 50 Jahre her, da war der Main noch eine Grenze und an Stelle der 65 Millionen, die jetzt den deutschen Raum erfüllen, waren es 40. Über Strom und Gebirge, über Stamm und Dialekt, über geschichtliche und wirtschaftliche Gebundenheit hinweg hatte man den Weg zueinander gefunden. Man sah sich den stärkeren Kräften von Ost und West her ausgesetzt, und vielleicht ist es gerade diesem doppelten Druck von französischer und russischer Seite zuzuschreiben gewesen, wenn

der Partikularismus nicht doch schließlich wieder triumphierte. Aber ebenso sicher verband wohl das Bewußtsein, einer neuen größeren Heimat anzugehören.

Sie bot mehr Raum, als man es ursprünglich annehmen konnte. 220902 Menschen wanderten 1881 aus, aber kurz vor der Jahrhundertwende waren es nur noch ein Zehntel, 23740 im Jahre 1899, und 1912 nur noch 18545. Zählte die deutsche Bevölkerung 1895 52,3 Millionen Köpfe[1]), so 1910 64,9 Millionen. Hiervon gehörten (1910) 39,9 Millionen der evangelischen Kirche an, 23,8 Millionen der katholischen, 615000 der jüdischen und 283000 anderen Gemeinden. 552560 Deutsche wurden 1911 gerichtlich verurteilt. Die Zahl der Selbstmorde betrug im gleichen Jahre 14181, davon 10738 männliche. Wir geben diese Zahlen, weil sie einen geistig-seelischen Zustand in gewisser Weise beleuchten.

Gegenüber 1,8 v. H. Analphabeten unter den 1878 zur Einstellung gelangenden Rekruten waren es 1913 nur 0,01 v. H. Die Masse aller Schüler, 10,3 Millionen, davon ungefähr die Hälfte männlichen Geschlechts, besuchte 1911 die Volksschule. Auf Mittelschulen befanden sich 354000, auf höheren Schulen (Vollanstalten) rund 300000, davon 160000 auf humanistischen Gymnasien, 70000 auf Realgymnasien und 75000 auf Oberrealschulen, d. h. 6 v. H. aller männlichen Schüler genossen die sogenannte höhere Bildung. Auf den deutschen Universitäten waren im Sommersemester 1912 bzw. Wintersemester 1912/13 insgesamt 59312 Studenten immatrikuliert, eine verhältnismäßig geringe Zahl gegenüber der Nachkriegszeit.

Überblicken wir die Berufsgliederung in ihrer Entwicklung von 1895 bis 1907, so fällt sofort die starke Abwanderung aus der Landwirtschaft in die industrielle Arbeit und die Verschiebung zwischen männlicher und weiblicher Arbeitskraft auf. 20,1 Millionen Berufstätigen, darunter 5,2 Millionen Frauen im Jahre 1895 stehen 26,1 Millionen Berufstätige 1907 gegenüber, worunter aber 8,2 Millionen Frauen sind. Gab es 1895 2,1 Millionen Berufslose, so 12 Jahre später 3,4 Millionen. In der Land- und Forstwirtschaft arbeiteten im erstgenannten Jahre insgesamt 40 v. H. aller Berufstätigen, d. h. 8,3 Millionen Menschen, und davon wiederum 2,7 Millionen Frauen. 1907 waren es 9,8 Millionen oder 33 v. H. der Berufstätigen, hiervon aber 4,5 Millionen Frauen!

Die Abwanderung in die Industrie bzw. den Bergbau tritt durch eine Steigerung der Zahl der Berufstätigen von 8,2 Millionen auf 11,2 Millionen in dem genannten Zeitraum in die Erscheinung. Handel und Verkehr vermehren die Zahlen ihrer Arbeitskräfte von 2,3 auf 3,4 Millionen.

Beleuchten wir die wirtschaftliche Entwicklung, so genügt es, auf wenige Zahlen hinzuweisen, um sich über den Aufstieg des Volkes klar zu werden. 96,3

[1]) Die nachstehenden Angaben sind dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches von 1913 entnommen.

Millionen t Steinkohlen im Werte von 710,2 Millionen *RM* wurden 1898 gefördert, 1911 aber 160,7 Millionen t im Werte von 1,5 Milliarden *RM* und 1914 war die Steigerung abermals eine zwanzigprozentige. Die Gewinnung an Eisenerzen verdoppelte sich von 1898 bis 1911 und ebenso die Erzeugung von Roheisen. Die Maschinenausfuhr stieg von 1900 bis 1913 um 271 v. H.; wertmäßig gesehen vermehrte sie sich von 183 Millionen *RM* auf 678. Im gleichen Zeitraum aber stieg die englische Produktion nur um 68 v. H.

1899 belief sich die Einfuhr nach Deutschland auf 48,2 Millionen t, 1912 auf 79,2 Millionen t. Die entsprechenden Zahlen für die Ausfuhr waren 33,6 bzw. 73,4 Millionen t. Der Schiffsverkehr in den deutschen Häfen stieg, in Registertonnen berechnet, von 1893 mit 14,6 Millionen t eingelaufenen und 14,7 Millionen t ausgefahrenen Schiffen auf 31,5 bzw. 31,6 Millionen t Schiffsraum im Jahre 1911.

Der Haushalt des deutschen Reiches, der 1900 sich auf 2,025 Milliarden *RM* Einnahmen und 2,056 Milliarden Ausgaben belaufen hatte, umfaßte 1913 Einnahmen in Höhe von 3,696 Milliarden *RM* und Ausgaben von 3,577 Milliarden *RM*. Die etatsmäßige Stärke des deutschen Heeres zählte 1900 600516 Köpfe, 1913 790778 Köpfe. Einer Tonnage von 318000 t der deutschen Flotte im Jahre 1900 stand eine solche in Höhe von 888000 t 1913 gegenüber.

Blicken wir auf den Weltmarkt, so hatte sich hier, um nur ein Beispiel herauszugreifen, der folgende Vorgang abgespielt: Betrug 1887 die deutsche Einfuhr in die Türkei in Millionen Pfund Sterling gerechnet, 0,6 Millionen gleich 6 v. H. der gesamten Einfuhr des Landes, die englische aber 6,2 Millionen oder 60 v. H., so hatte sich 1910 das Zahlenverhältnis wie folgt verändert: Deutsche Einfuhr 5,2 Millionen Pfund Sterling bzw. 21 v. H., englische Einfuhr 8,8 Millionen bzw. 35 v. H. "This war was not made in Germany, but 'made in Germany' is the cause of it", schrieb bezeichnenderweise eine amerikanische Zeitung bei Kriegsbeginn.

Viele Zahlen ließen sich in dieser Richtung anführen, solche über den Geburtenzuwachs, die Zunahme des Volksvermögens, die Steigerung der Löhne, die Verbesserung der Lebenshaltung breiter Schichten und anderes mehr. Sie sagen alle ein und dasselbe, was es unter der Fragestellung nach den Komponenten des Geistes von 1914 hervorzuheben gilt: Das deutsche Volk befand sich wie kein anderes der Welt im Aufstieg. Es erstarkte in der Zahl seiner Bevölkerung, in der Quantität und in der Qualität seiner Arbeit, in der Entwicklung seines Handels, in allem und jedem. Hieraus erwuchs das Bewußtsein von Kraft und Macht und der Glaube an die Weltgeltung. Infolge der Umstellung vom Agrar- zum Industrievolk war es möglich gewesen, auf dem gleichen Raum eine um 50 v. H. und mehr gegenüber 1870 gewachsene Bevölkerung zu ernähren.

Erst in den letzten Jahren der Vorkriegszeit tauchte die Sorge ernsthaft auf, daß wir im Falle einer militärischen Auseinandersetzung Gefahr liefen, uns nicht mehr von der eigenen Scholle ernähren zu können. Hieraus aber erwuchs noch nicht das Bedürfnis — wie es nur natürlich gewesen wäre — nach dem größeren Raum, sondern man war gewillt, eine an sich ungenügende Agrarfläche in Kauf zu nehmen, wenn die Freiheit des Handels gewahrt blieb. Zwangsläufig war der Weg in die Weite gewiesen, zwangsläufig wurde auch so ein neues Bewußtsein der deutschen Aufgabe in Übersee und der Notwendigkeit ihres Schutzes durch die Flotte groß. Wir kämpften im wahrsten Sinne im Weltkrieg um unsere Existenz, das fühlte instinktiv das deutsche Volk 1914.

Es war in seiner inneren Struktur gegenüber 1870 stark verändert. Die proletarische Arbeiterschaft hatte sich herausgebildet und entwickelt. Der Marxismus war zu einer weite Schichten beherrschenden Lehre geworden und trotzdem, trotz international gerichteter Gedankengänge stellte sich der deutsche Arbeiter 1914 in die gemeinsame Front. Wir stehen hiermit aber bereits vor anderen, geistig-politischen Komponenten der Erscheinung von 1914.

*

Will man den Geist von 1914 in seiner Totalität verstehen, so wird es heißen, sich unserer ganzen geistigen und politischen Entwicklung in den Jahren seit der Reichsgründung bzw. seit dem Abgange Bismarcks klar zu werden. An einzelnen Etappen wäre in dieser wie jener Beziehung stehenzubleiben, außenpolitisch an dem Kurswechsel und der neuen Aufgabe des deutschen Generalstabschef, mit dem Zweifrontenproblem unter anderen, sehr viel ungünstigeren politischen Bedingungen als zur Bismarckzeit fertig zu werden, dann an der Tirpitzschen Flottenpolitik und ihren einzelnen Phasen, der allmählich immer stärker werdenden Spannung mit England, den Versuchen der englischen Politik, unsere Entwicklung an die ihre zu binden, wie überhaupt an den deutsch-englischen Gegensätzen in Kleinasien, in Afrika und dem Fernen Osten. 1905, 1908 und 1911 sind Momente, die in ihrer Bedeutung, in ihrem geistigen Querschnitt und ihrer Tragweite für die Mentalität des deutschen Volkes zu untersuchen wären, wollten wir das Thema hier ganz erschöpfen. Die Einkreisung, das Werk Eduards VII., vollendete sich. Dem russisch-französischen Bündnis von 1893 folgt die entente cordiale zwischen Frankreich und England 1904 und drei Jahre später die englisch-russische Verständigung. In gleicher Weise aber wird der Dreibund schwächer, weil auf Italien nicht mehr zu rechnen ist, Rumänien abspringt und die Donaumonarchie innerlich mehr und mehr infolge der Nationalitätenfrage zerfällt. Der Deutsche weiß, daß er auf sich allein gestellt ist; auch das ist ein Zwang zu einem Geiste, ein Zwang, sich behaupten zu müssen. In

letzter Minute bringt man gewaltige Opfer für den Ausbau der Rüstungen zu Lande, nachdem Frankreich die dreijährige Dienstzeit eingeführt und Rußland den Schwerpunkt seiner militärischen Organisation nach Westen verlegt hat. Wir können gar nichts anders eigentlich, als den Krieg, den Kampf auf Leben und Tod, denken und doch ist der Geist von 1914 alles andere als ein solcher des Angriffs, des „Militarismus", der den Krieg als solchen will. Das deutsche Volk wie seine Führer, in erster Linie Kaiser Wilhelm II. und der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg haben weit mehr Sorge vor einem Kriege als Willen dazu gehabt. Es ist psychologisch wahrscheinlich richtig gesehen, wenn den kriegerischen Reden des Kaisers im Grunde gar kein kriegerischer Geist, sondern das Gegenteil davon unterlegt worden ist.

Wir lehnen hiermit nicht einen starken Einfluß von seiten der Armee auf die geistige Haltung des Volkes ab. Ihr kam ja in der Bildung des nationalen Bewußtseins ebenso wie in der Gestaltung eines einheitlichen Volkstypus die führende Rolle zu. Die alte Armee war die eigentliche Schule jenes Geistes, der uns befähigte, länger als vier Jahre den großen Krieg zu bestehen. Der pflichttreue, hinter seinem Führer stehende, anspruchslose und gleichzeitig tapfere deutsche Soldat wurde geschaffen. Sein Erzieher im Frieden und Führer im Kampfe war der Kompaniechef, der in einfacher, ungeklügelter, unwissenschaftlicher aber zum Menschen sprechender Weise seine Aufgabe löste, die darin bestand, die Vielheit der individuellen Willen zur Einheit der soldatischen Pflichtauffassung, der Disziplin und der Treue, des Opfers schlechthin umzuformen.

Und das alles erfolgte immer im Hinblick auf die größere Verbundenheit mit Volk und Vaterland, mit Staat und Herrscher, mit Geschichte und Religion. Im Geiste von 1914 kommt dies alles zum Ausdruck. Man identifiziert Vaterland, Staat und Monarchien in den Reihen des Heeres. Die Flagge Schwarz-Weiß-Rot ist das Symbol, für das man kämpft und für das die Mannschaft jedes deutschen Schiffes bereit ist, sich mit dem Liede „Dir wollen wir treu ergeben sein" in den Fluten begraben zu lassen.

Dabei hat sich in diesem Volke innerpolitisch alles anders gestaltet, als es im Sinne einer gradlinig, auf den Geist von 1914 hinführenden Entwicklung gelegen hätte. 1907 noch einmal, dank der Anstrengung der nationalen Parteien, zurückgeworfen, kann die Sozialdemokratie im Wahlgang von 1912 ihre Stimmen verdreifachen und mit mehr als 100 Sitzen die stärkste Partei des Reichstags werden — um am 4. August 1914 ihren jahrzehntelang betriebenen Kampf gegen den Ausbau des Heeres und das monarchische System zurückzustellen.

Das Deutschland der Vorkriegszeit erscheint gerade der jungen Generation oft als wenig bewegt. Die Jahre von 1890 bis 1914 sind in jeder Beziehung

höchst gespannte, was sowohl außen- wie innenpolitisch gilt. Heftiger als je wird um den sozialen Ausgleich gerungen, lauter als zur Bismarckschen Zeit klirren die Waffen. Selbst die Stützen der Krone scheinen für Augenblicke zu wanken. Aber die ruhenden Pfeiler und gleichzeitig die bestimmten Kräfte sind Armee und Beamtenschaft, das konservative Element gegenüber dem Kaufmann und dem Industriellen den empordrängenden Kräften des neuen Deutschlands.

Geben wir uns über die gesellschaftliche Struktur Rechenschaft, so sehen wir den Offizier noch immer wie zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. an erster Stelle stehen. Seine Auffassung ist die maßgebende, anerkannte und nachgeahmte. Den Geist von 1914 nennen, bedeutet immer gleichzeitig auf das Offizierskorps der alten Armee hinweisen. Wenn man heute der bürgerlichen Gesellschaft der Vorkriegszeit den Vorwurf einer materiellen Auffassung macht, so trifft er nur bedingt den Offizierstand. 1914 schüttelte man das, was sich schlackenhaft gebildet hatte, sofort ab, man war Soldat und nichts weiter. Mochte im Hurra einer Kaisergeburtstagsfeier manches Äußerliche gelegen haben, so stand doch dahinter eine eingesehene höhere Verpflichtung, und die militärische Parade war mehr als ein Schauspiel.

Was Armee und Marine, oder besser gesagt, die allgemeine Wehrpflicht für das Volk war, wurde durch die Arbeit der Schulen aller Art bis zu den Universitäten hinauf vorbereitet. Kadettenkorps auf der einen und humanistisches Gymnasium auf der anderen Seite, aus diesen Quellen wurde das Offizierkorps gespeist, um so die Synthese von Adel des Bluts und der Bildung abzugeben. Mit dem Blick auf Hellas und Rom, auf die soldatische Erscheinung in der Geschichte und die Persönlichkeit des Monarchen wuchs der junge deutsche Mensch auf. Der Idealismus war die Grundlage seines Denkens.

Keine Persönlichkeit ähnlich einem Poincaré steht in diesem Abschnitt der deutschen Geschichte, kein Dränger und Warner, keine eigentlich beherrschende Gestalt, von der wir den Geist von 1914 bestimmt sehen, es sei denn, wir faßten die Person des Monarchen so auf. Gewiß ist sie Mittelpunkt, gewiß nicht ohne geistigen Einfluß — wir messen vielmehr Kaiser Wilhelm II. eine hervorragende Bedeutung für den wirtschaftlichen Aufstieg unseres Volkes, für den Ausbau unserer Flotte und anderes zu —, aber wir meinen, die anderen gekennzeichneten Komponenten als wichtiger hier bezeichnen zu müssen.

Man hat den Machttrieb als die eigentliche Ursache des Weltkrieges hingestellt. Was im deutschen Raum erwuchs, war biologisch und politisch begründet. Darum hat H. E. Barnes durchaus recht, wenn er sagt, daß es keinen Historiker gäbe, der „nicht den Begriff der Kriegsschuld, wie er in den Artikeln 227 und 231 des Versailler Vertrages festgestellt wäre, für gänzlich falsch, irreführend und ungerecht erachtete". Als die Folge einer langen Entwicklung, die zwar

Störungen erfahren, die aber doch im Zeichen einer ständigen Aufwärtsbewegung gestanden hat, sehen wir 1914 eine Kräftebildung, die in nichts mit einem früheren Zustand verglichen werden kann, weil alles und jedes größer und stärker als früher ist. Drei gewonnene Kriege und die kräftezusammenfassende Arbeit eines der größten Staatsmänner der Weltgeschichte gingen dem Aufstieg letzter Jahrzehnte voran. Organisch vollzog sich die Bildung mehr oder weniger bis zum August 1914.

Wie anders das Bild 1933! Erschöpft, zusammengebrochen steht das deutsche Volk 1919 nach dem größten Opfer, das es je in seiner Geschichte gebracht hat. Es folgt eine Zeit schwerster innerer Auseinandersetzungen, ärgster Bedrückung und Aussaugung durch die Siegermächte und schlimmster wirtschaftlicher Not des Einzelnen wie der Gesamtheit. Ein verändertes politisches System, die Zusammendrängung einer gleichen Millionenzahl wie 1914 auf den sehr viel kleineren Raum von 1919 und die fehlende Gebundenheit im Rahmen einer allgemeinen Verpflichtung gegenüber dem Staat führen dann in notwendiger Reaktion und in enger Anknüpfung an den Geist von 1914 zur Erhebung der nationalen Kräfte 1933.

Auf anderer Grundlage und unter ganz anderen zeitgeschichtlichen Bedingungen ist also das Heutige erwachsen. Es fehlt jenes starke materielle Fundament, das vor 20 Jahren bestanden hat. Im Gegensatz, in der Opposition, in der Spannung ruhen die Triebfedern des Geistes von 1933, demgegenüber für die Ideen von 1914 die organische Entwicklung bestimmend gewesen ist. Eine junge Generation nimmt den Aufbruch der Nation für sich in Anspruch und doch, das muß die letzte und die Kette der Gedanken schließende Frage sein: Wertet sie die alte Generation richtig? War sie wirklich nur schwach und genießerisch eingestellt? Wir sind jeder Antwort überhoben, wenn wir auf die Leistung der vier Kriegsjahre blicken. Der Geist von 1914 konnte nur von einer starken, im Kern gesunden und zukunftsberechtigten Generation gedacht und vertreten sein.

Was muß bleiben im Wandel der Wehrmacht?[1])

Von Generalleutnant Wolfgang Muff

Von allen Seiten dringt das Wort von der „Krisis der Zeit" an unser Ohr. Alle Gebiete menschlichen Lebens seien von ihr ergriffen. Man spricht von einer Wirtschaftskrise vor allem, mit nicht minderem Recht aber auch von einer Krisis unseres politischen, kulturellen und religiösen Zustandes. Allmählich dämmert es auch dem geistig Unbeweglichsten, daß wir mitten in einer Zeit der Wende stehen.

Da drängt sich gebieterisch die Frage auf: Was muß bleiben im Wandel der Dinge?

Wir stellen hier die Frage in Beziehung auf das Heer. Daß auf dem Gebiete unserer Wehrmacht einmal wieder eine Wandlung kommen müßte, wußten wir Soldaten von dem Tage ab, als wir unter das Diktat von Versailles gezwungen wurden, das uns eine uns bislang wesensfremde Wehrverfassung auferlegte. Daß diese Wandlung nahe bevorstehe, ist uns inzwischen mehrfach aus dem berufenen Munde leitender deutscher Staatsmänner verkündet worden.

Die Änderung unserer Wehrverfassung und der Umbau unseres Wehrwesens sind auf dem Marsch. Hier also brauchen wir von keiner Krisis zu sprechen, sondern dürfen getrost von einem Aufbruch in ein Neues reden. Aber gerade deshalb stellt sich die Frage: Was muß bleiben? mit besonderer Eindringlichkeit.

Doch da erhebt sich, wenn wir das Gestern mit dem Heute vergleichen, sofort die Gegenfrage: Ist denn hier überhaupt jemals etwas geblieben von dem, was vorher gewesen war? Überfliegen wir darum einmal in raschen Zügen die letzten zweihundert Jahre preußisch-deutscher Heeresgeschichte von der Zeit ab, seitdem überhaupt von einem Heere als staatlicher Einrichtung gesprochen werden kann.

Geworbene Ausländer und zum Dienst gezwungene Landeskinder, langdienende Söldner, bildeten die Mannschaft der preußischen Armee in der Zeit des fürstlichen Absolutismus. Frondienst „pour le Roi de Prusse" war zu jener Zeit der Soldatendienst, soweit er dessen eigene Untertanen erfaßte. Hinter ihm stand der Stock der Offiziere und Unteroffiziere. Eine harte Disziplin gab

[1]) Vortrag gehalten im Herbst 1932.

dieser Armee ihren inneren Halt, ein eiserner Drill brachte ihre äußere Haltung und ihre Kampfesweise in Form. An der Spitze dieser Armee machte Friedrich II. Preußen zur Großmacht, erklomm er den Gipfel des Ruhms, und wurde zum Helden der künftigen Nation. Und ein Abglanz seines Ruhmes fiel auf sein Instrument zurück, von dem dieser große König und Feldherr sagen durfte: „Mit solchen Truppen könnte man die ganze Welt bezwingen, denn man kann mit ihnen alles unternehmen." Auf den Schultern dieser Armee schien der preußische Staat sicherer zu ruhen, als die Erde auf denen des Atlas.

Und doch unterlag diese Armee ein Menschenalter später auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt den Söhnen der Besiegten von Roßbach, zerbrach der preußische Staat in der großen Katastrophe seiner Armee.

Eine neue Armee, nein ein neues Heer zog 1813 unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes in den Befreiungskampf. Ihres Königs Aufruf „An mein Volk" hatte die gesamte wehrfähige Mannschaft der preußischen Lande zu den Waffen gerufen. Dieses Heer trug ein ganz anderes Gesicht als die frühere Armee. Nicht im Soldatendienst ergraute Söldner füllten seine Reihen, sondern die Söhne der Bürger und Bauern des Landes standen nebeneinander in den Linienregimentern im Glied. Die gebildete bürgerliche Jugend warf sich mit Stolz in den grünen Rock der freiwilligen Jäger und strebte nach den Epauletten des Offiziers. Und in der Landwehr schulterte der Professor neben dem Kaufmann und Handwerker die Muskete. An der Katzbach, bei Dennewitz, Leipzig und Belle Alliance schlug dieses Volksaufgebot den Eroberer. Der Gedanke der Nation erhob sich zum erstenmal wieder von den Schlachtfeldern.

Die allgemeine Wehrpflicht bildete von 1814 ab die Grundlage der neuen Wehrverfassung. Wohl hieß Soldatendienst noch „Königlicher" Dienst, er wurde aber bereits durchaus als Vaterlandsdienst empfunden.

Auf den Schlachtfeldern in Böhmen und Frankreich verwirklichte sich die Nation. 1870 zogen bereits die Truppen aller deutschen Staaten unter des Königs von Preußen Oberbefehl ins Feld. Sie brachten dem deutschen Volke die Einheit im Reich, den preußischen Königen die deutsche Kaiserkrone nach Hause.

Die Wehrmacht des neuen Deutschen Reichs wurde ein Bundesheer. Kern und Vorbild für seine Kontingente bildete die preußische Armee. Der deutsche Soldat trug neben der Landeskokarde die schwarz-weiß-rote am Helm. Von jenem Heere sagt der „Leitfaden für Erziehung und Ausbildung in der Reichswehr"[1]):

„Das Heer des ehemaligen deutschen Kaiserreiches, aufgebaut auf dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, war der starke Schwertarm und Schild des Vaterlandes, die große Schule deutscher Wehrhaftigkeit. Wahrzeichen und

[1]) Leitfaden für Erziehung und Unterricht, herausgegeben vom Reichswehrministerium. Mittler u. Sohn, Berlin 1931.

Träger der Macht und Größe des Reichs, schlang das Heer ein einigendes Band um alle Stämme und Stände. In ihm erlebten Millionen Deutscher den Gedanken der nationalen Einheit, den Begriff des Vaterlandes, dem mit Leib und Leben zu dienen Mannespflicht und Mannesehre war. Hier lernte der Jüngling sich einfügen in eine große Gemeinschaft, sich unterordnen unter den hohen Gedanken des Dienstes am Vaterlande, hier wurde er in der harten Schule der Pflicht und Ehre zum zuchtvollen Manne, zum Soldaten und Staatsbürger zugleich geformt."

Auf den weiten Kriegsschauplätzen des Weltkrieges verging dieses Heer in den Jahren 1914—16. Was zum Schluß draußen in den Schützengräben in Frankreich und Belgien, in Rußland und Rumänien, in Italien und auf dem Balkan lag, waren schon lange nicht mehr die Soldaten der Kgl. preußischen, bayrischen, sächsischen, württembergischen Armee oder sonst eines Bundeskontingents, sondern nur noch das Millionenaufgebot deutscher Männer und Jünglinge, denen die Aufgabe der Vaterlandsverteidigung die Waffe in die Hand gedrückt hatte.

Es gab auch keine Soldaten im Sinne der Friedensschulung in diesem Volksaufgebot mehr, sondern schließlich nur noch Krieger und uniformierte Bürger. Jene hielten die Front, diese füllten das Hinterland und die Heimat — in dienstlichem Auftrag oder als Drückeberger vom Dienst. Kampfgeist, Kameradentreue, eingeborenes Vaterlandsgefühl hießen den Frontkämpfer bis zum äußersten halten. „Ein neues Heer, ein Geschlecht der Soldaten aus freier Wahl und persönlicher Leidenschaft, erhob sich aus der Asche des Volks- und Massenheeres", meint Wilhelm v. Schramm, einer aus dem Kreise um Ernst Jünger[1]), der diesen Kriegertyp verkörpert. Und ein anderer, Ernst v. Salomon: „Die Pflicht als beherrschender Faktor konnte nach Gefühl, Erfahrung und Einsicht des Einzelnen nicht mehr genügen. Sie erhielt ihre verpflichtende Bedeutung erst durch etwas Zusätzliches, durch die Freiwilligkeit. Das Tun dieser freiwilligen Krieger war diktiert von einer Haltung, die zu der überraschenden Forderung kam, an die Stelle der allgemeinen Wehrpflicht ein besonderes ‚Wehrrecht' zu setzen."

Das Korn sichtete sich so von der Spreu. Diese wirbelte hoch auf, als der Sturmwind der Revolution in sie fuhr. Der Krieger aber stellte nach Kriegsschluß, an Leib und Seele zermürbt, Schwert und Schild in die Ecke, oder folgte als neuer Landsknecht den verschiedenerlei Fahnen der Freikorps. Was in den alten Truppenteilen noch zusammenblieb, nahm den Soldatendienst als reine Lohnfrage. Das alte Heer der allgemeinen Wehrpflicht war tot. Das Friedens-

[1]) Krieg und Krieger, herausgegeben von Ernst Jünger, Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1930.

diktat gab auch seinen traurigen Überresten den Gnadenstoß. Es bestimmte: „Die allgemeine Wehrpflicht wird für Deutschland abgeschafft. Die deutsche Armee darf nur auf dem Wege freiwilliger Verpflichtung aufgestellt und ergänzt werden."

Ende Dezember 1920 verkündete ein Erlaß des Reichswehrministers Dr. Geßler: „Am 1. Januar 1921 wird der äußere Aufbau der neuen Wehrmacht vollendet, wie ihn die Friedensbedingungen von Versailles dem deutschen Volke aufgezwungen haben." Und der neue Chef der Heeresleitung, General v. Seeckt, setzte darunter: „Das Reichsheer ist fertig gebildet. Ein neuer Abschnitt deutscher Heeresgeschichte beginnt."

In diesem neuen Heere verpflichtet sich der Soldat zu zwölfjährigem Dienst. Und damit ist die Entwicklung der Heeresorganisation in gewissem Sinne wieder dort angelangt, von wo sie ausgegangen war: beim langdienenden Berufsheer.

Zwei weite Bogen schwingen sich so vom stehenden Söldnerheer Preußens im 18. Jahrhundert über das deutsche Heer der allgemeinen Wehrpflicht mit deren Höhepunkt im Weltkriege zum Berufssoldatentum der Reichswehr. Dieser letzte Pfeiler aber steht noch mitten im Fluß, von den Wogen unserer schicksalschwangeren Zeit umbrandet. Doch schon sind die Werkmeister an der Arbeit, die Pläne für den nächsten Bogen zu entwerfen. Da stellt sich die gewichtige Frage: Was muß bleiben vom früheren Bau?

Zuvor aber noch eine Reihe anderer Fragen: Wie stand es denn damit in der bisherigen Entwicklung? War denn irgend etwas vom Inhalte der friderizianischen Armee noch enthalten in jenem Volksaufgebot der Befreiungskriege? Oder welche Elemente aus der Zeit der Einführung der Wehrpflicht lebten noch im Massenheere der wilhelminischen Epoche weiter? Ist denn die Reichswehr irgendwie als Fortsetzung der alten Armee zu betrachten? Gibt es so etwas wie ewig gültige Prinzipien im Wehrmachtsaufbau und im Soldatentum, die zur Wirkung gebracht werden müssen, wenn Dauerhaftes und Gutes zustande kommen soll? Wie grundverschieden erscheint doch die Armee Friedrich Wilhelms I. von der, für die ein Scharnhorst den Plan entworfen hat, oder das Heer der Kaiserzeit von der Reichswehr der deutschen Republik!

Wenn die Zeiten in ruhiger Entwicklung dahinfließen, zeichnen sich die Übergänge kaum merklich ab. Altes und Neues gehen ganz allmählich ineinander über. Wenn aber die Entwicklung jäh und gewaltsam unterbrochen worden ist, wenn aus Trümmern ein Neubau errichtet werden mußte, dann wird der Unterschied augenfällig. Dann läßt sich feststellen, was vom Gewesenen im Neuen fortlebte, was die Baumeister dieses Neuen bewußt herübergerettet haben. An solchen Beispielen läßt sich erkennen, was bleiben muß im steten Wechsel der Dinge, wenn nicht überhaupt ein Ende sein soll.

Zwei große Katastrophen sind innerhalb von wenig über 100 Jahren über die preußische und preußisch-deutsche Armee hereingebrochen. Beidemal ist sie von höchster Höhe in tiefste Tiefe hinabgestürzt. Beidemal war sie in den Kampf gezogen, noch den Lorbeer unvergeßlicher Siege an ihren Fahnen, beidemal kehrte sie geschlagen oder doch erfolglos aus der Schlacht. Und beidemal scheint der Zusammenbruch des Staates die Folge des militärischen Mißerfolges geworden zu sein.

Und doch welche Verschiedenheit im Geschehen, soweit es sich wenigstens bis jetzt menschlichem Auge enthüllt! Im Jahre 1806 unterlag eine überlebte Wehrverfassung und veraltete Kriegführung im ersten Zusammenprall den jungen Kräften, die der Anbruch einer neuen Weltepoche entfesselt hatte, allerdings auch einem außergewöhnlichen Feldherrngenie. Die Wiederherstellung der Armee aber erfolgte Zug um Zug mit einem Neubau des Staates, der mit frischen Säften durchblutet wurde, um dadurch auch jene zu erneuern.

1918 dagegen hatte sich das Reich militärisch vier Jahre lang gegen eine Welt von Feinden behauptet gehabt. Seine Heere hatten in unzähligen Schlachten siegreich gefochten, ehe sie, zu Tode erschöpft, der Übermacht weichend Schritt vor Schritt auf die Grenzen der Heimat zurückgewichen waren. Die Armee hatte die Probe bestanden. Ihre Feldzeichen lagen nicht zerbrochen auf den Schlachtfeldern, sondern die Heimat hatte die Kriegsflagge niedergeholt. Dort war die alte staatliche Ordnung bereits in ihren Grundfesten erschüttert, als die Front draußen noch stand. Das militärische Ende brachte nur zum Einsturz, was bereits aus den Fugen gegangen war. Als man aber an die Wiederaufrichtung des Staates ging, versagten die schöpferischen Kräfte. So wurde er nur ein Notbau nach fremdem Muster. Und als es die Wehrmacht wieder aufzubauen galt, besaß man nicht mehr die Freiheit zu ungefesseltem Tun.

*

Setzen wir einmal den Vergleich zwischen einst und gestern fort. Er bietet des Lehrreichen für Gegenwart und Zukunft genug, gerade wenn wir die Frage stellen: Was muß bleiben?

Was geschah denn nach jener ersten Katastrophe? „Der Armee", so meinte zwar Scharnhorst, ihr späterer Reorganisator, „könne man Mangel an Aufopferung nicht zur Last legen: Wir haben uns brav genug, aber nicht klug genug geschlagen." Und Gneisenau schrieb kurz nach Jena: „Nur in den Geist der meisten Offiziere ließen sich noch Hoffnungen setzen." Dann aber ein Jahr später, und nun hatte er erkannt, worauf es ankam: „Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, die lebendige Kraft in den Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen.

Wollen die übrigen Staaten das aufgehobene Gleichgewicht wiederherstellen, dann müssen sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen. Sie müssen sich die Resultate der Revolution zueignen, damit sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden gegenübersetzen können."

In diesem Sinn begann in Preußen die Arbeit zur Schaffung des nationalen Staates und der nationalen Armee. Es waren die Grundgedanken der neuen Zeit, von denen die Männer des linken Flügels der „Militär-Reorganisations-Kommission", die Scharnhorst, Gneisenau, Grollman, Boyen, getragen wurden. „Jakobiner" nannte sie deshalb Napoleon, der mit sicherem Instinkt in ihnen seine gefährlichsten Gegner witterte. „Revolutionäre" schalt sie die reaktionäre Opposition in der Armee, die mit den alten Institutionen ihre Vorrechte unter den Axthieben jener zusammenbrechen sah. Und Umstürzler waren sie auch. Denn, was sie erstrebten und in langwierigen Kämpfen dem zaudernden Könige abrangen, war keine Reorganisation, keine Wiederherstellung, sondern eine Umwälzung, eine Änderung an Haupt und Gliedern.

Das stehende Söldnerheer, das Machtinstrument des absoluten Königtums, wurde in ein Heer der allgemeinen Wehrpflicht verwandelt. Konnte einst Friedrich II. noch sagen: „Der Bürger soll nicht spüren, wenn der König Krieg führt", so wurde jetzt jeder waffenfähige Mann ohne Ausnahme zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet. Und von da ab bekam der Krieg, bisher ein politisches Mittel im Privatstreit der Höfe, jenen „großartigen Charakter, den er", nach einem Worte von Clausewitz, „immer annimmt, wenn das kriegerische Element, angefacht durch große Volksinteressen, durchgebrochen ist." Der Heeresdienst wurde aus einem dem Fürsten geschuldeten Frondienst, zu dem der Inländer gepreßt worden war, ein Ehrendienst des Staatsbürgers. Damit mußte auch die Freiheit des Rückens gegeben, das heißt die Prügelstrafe in der Armee abgeschafft werden, und das Adelsprivileg im Offizierkorps fallen, um, den liberalen Anschauungen der Zeit entsprechend, durch das der Bildung ersetzt zu werden. Nicht umsonst war ja Weimar die heimliche Hauptstadt Deutschlands geworden.

Voraussetzung für solche Veränderungen in den Heereseinrichtungen war, wie Gneisenau richtig erkannt hatte, die politische Entfesselung der Volkskräfte. Das war die Aufgabe des Staatsmannes. Stein und Hardenberg haben sie durchgeführt. Militärische und staatliche Aufbauarbeit liefen einander parallel. Allgemeine Wehrpflicht dort, Selbstverwaltung hier bedingten sich gegenseitig. Eine neue Idee wurde zur Trägerin der neuen Einrichtungen.

Damals schmiedeten jene „Jakobiner" im blauen Waffenrock die zerbrochene Kette der preußischen Militärverfassung wieder neu. Das Bedeutsame an ihrem Werk aber war, daß sie alte, im Feuer der Geschichte gestählte Glieder zusammenfügten mit neuen, in die frischen Formen ihrer Zeit gegossenen und damit eine neue

Kette schufen, die Bewährtes aus der Vergangenheit mit Entwicklungsfähigem und Entwicklungwertem der Gegenwart zu einem haltbaren Zustand verband.

Und dadurch wurden sie aus revolutionären Neuerern zu konservativen Erneuerern. Das war das Große in ihrem Wesen und das Wertvolle an ihrem Werk. Sie schufen deshalb Dauerhafteres als die Revolutionsmänner jenseits des Rheins, von denen der Anstoß ausgegangen war. Dort verkümmerte der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wieder, und deshalb unterlag zwei Menschenalter später die Kasernen-Armee des dritten Napoleon dem Volksheere der deutschen Stämme.

Hermann Keyserling hat schon recht mit seiner Behauptung: „Was Radikale erstrebten, wird, soweit es erstrebenswert war und zu realisieren ist, von Konservativen verwirklicht werden."

Das Offizierkorps war die Schöpfung der preußischen Könige. Seinen Stamm bildeten die Söhne des bodenständigen Adels der Marken, Pommerns, Preußens und Schlesiens, deren Dienst der Monarch als sein Fürstenrecht beanspruchte für den Staat. Als „Königliche" Offiziere, auf die Gedanken von Gehorsam und Ehre eingestellt, wurden sie zu stützenden Säulen des aus den verschiedenartigsten Gebieten zusammengetragenen Staatsgebäudes. Sie schufen ihrem Könige in der Armee ein zuverlässiges Instrument seiner Politik. Und zu echten und überzeugten Preußen wurden in diesem festgefügten Offizierkorps auch die vielen Nichtpreußen, die sich unter der schwarz-weißen Fahne versammelten. Gerade aus ihren Reihen sollten die Erneuerer kommen, voran Scharnhorst und Gneisenau.

Dieses Offizierkorps hatte sich nach der Niederlage in selbstgeführtem Gericht vom Vorwurfe der Feigheit gereinigt. Selbst Scharnhorst, das Haupt der Militär-Reorganisations-Kommission, mußte sich mit Blücher zusammen wegen der nach hartnäckigem Widerstand bei Lübeck abgeschlossenen Kapitulation verantworten. Sieben Festungskommandanten wurden zum Tode verurteilt, von 140 Generalen alle bis auf sieben verabschiedet.

Mit dem derart gereinigten Offizierkorps wurde der Geist preußischen Soldatentums, den Friedrich Wilhelm I. seinem Staate und seiner Armee eingehämmert, und den Friedrich II. zu Ruhm und Ehre gebracht hatte, hinübergeleitet in das nach seiner ideellen Grundlage und seinem inneren Aufbau so ganz anders geartete neue Heer. Was bleiben mußte, ein in sich geschlossenes Offizierkorps, das die neuen Elemente aus dem Bürgertum in den überlieferten Anschauungen von Ehre, Ritterlichkeit, Pflicht und Königstreue sich angleichen konnte, blieb damit erhalten.

Und noch ein anderes: Wohl war die allgemeine Wehrpflicht Scharnhorsts und seiner Gehilfen Ziel. „Es darf nicht eine Schande sein, Soldat zu wer-

den, es darf keine Ausnahmen mehr geben", war ihr Leitgedanke nach einem Ausspruch ihres Meisters. Auf das stehende Heer wollten sie dabei aber unter keinen Umständen verzichten. Sie waren der Überzeugung, daß nur in der längerdauernden Schule eines solchen Heeres die soldatischen Tugenden wachsen und sich festigen könnten, mit denen die Nation erfüllt werden sollte. Auf die „Erzeugung eines hohen militärischen Geistes der Nation" kam es Scharnhorst nach seinen eigenen Worten ja an.

Am stehenden Heer hielt auch der König und die konservative Reaktion in der Armee fest. Aber der liberale Kosmopolitismus des Bürgertums lehnte sich gegen die allgemeine Wehrpflicht in einem solchen Heere auf. „Eine brutale, von rohen Hauptleuten ausgebrütete Idee", nannte sie noch im Jahre 1808 der Historiker Niebuhr, um dann doch wenige Jahre später, von der vaterländischen Bewegung mitgerissen, zusammen mit anderen Gelehrten der Berliner Universität eifrig als Landsturmmann das Gewehr zu schultern. Und der Kriegsrat Schwarnweber, der Freund des Staatskanzlers Hardenberg, klagte: „Welche Folgen möchten wohl eintreten, wenn auf einmal 200 Präsidenten, Räte und Assessoren verloren gingen."

Aber auch die Rücksicht auf den Argwohn des Zwingherrn Napoleon und die Finanzlage des Staates nötigten zu einem Kompromiß. Der Gedanke einer Miliz tauchte auf. Durch die Landwehr und die freiwilligen Jägerkorps sollten auch die bürgerlichen Schichten, die im Soldaten des stehenden Heeres immer noch das Bild des zum Dienst gepreßten und verprügelten Söldners erblickten, mit wehrhaftem Geiste erfüllt werden. Das neue Heer wurde daher gebildet aus der Linie mit dreijähriger aktiver Dienstzeit mit angegliederten freiwilligen Jägerkorps, aus denen dann später das Einjährigensystem unseligen Angedenkens hervorging, und aus der Landwehr mit kurzer Ausbildungszeit. Wiederum wurde also auch hier das konservative mit dem revolutionären Element vereinigt und damit das auf Unterordnung und Zucht eingestellte und im Waffenhandwerk gut geschulte Soldatentum herübergerettet in die neue Zeit.

Als fünfzig Jahre später König Wilhelm I. mit Bismarck als Staatsmann und Roon als Kriegsminister in schwerem Konflikt mit der Volksvertretung seine große Heeresreform, durch die der Dualismus zwischen Linie und Landwehr beseitigt werden sollte, durchführte, konnte die Landwehr eingefügt werden in das, was geblieben war und bleiben mußte: in das stehende Heer. Daß bei der Reorganisation des preußischen Heeres daran festgehalten worden war, hat den preußischen Staat erhalten, hat Deutschlands Einigung auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs ermöglicht.

Die Dienstzeit im stehenden Heere brachte das deutsche Volk in wehrhafte Form. Sie schuf die Kräfte, die es befähigten, einer Welt von Feinden vier

Jahre lang zu widerstehen und den Bestand des Reiches zu erhalten. Doch in diesem Ringen verblutete das Heer, verblutete vor allem sein aktives Offizier- und Unteroffizierkorps, die sein Rückgrat gebildet hatten.

Einige Tausend, von denen wiederum nur ein Bruchteil durch die alte Friedensschule des Heeres und seines Offizierkorps gegangen war, bauten die neue Reichswehr auf: Ein Söldnerheer nach dem Diktat der Feinde, ein Freiwilligenheer nach der Planung seiner Schöpfer und ein Führerheer nach der Absicht seiner ersten Leiter.

Hatten sich einst über der Wiege der neuen preußischen Armee der Geist der Neuerung und der Geist der Erhaltung die Hände gereicht, so war es jetzt wieder ähnlich. Auch an die Wiege der jungen Reichswehr traten jene beiden mit ihren Gaben und verwehrten den bösen Geistern den Zutritt, dem Geiste des Friedensdiktats, der die kleine Wehrmacht nicht nur leiblich, sondern auch moralisch zum Krüppel schlagen wollte, und dem Geist des Zusammenbruchs, der ihr die Giftkeime des Unsoldatentums einzuhauchen versuchte.

In General Walther Reinhardt, dem Baumeister des neuen Heeres, verkörperte sich das Element des Neuen. Dieser General war vom Holze der Scharnhorst und Gneisenau geschnitzt, auch er wie sie kein Preuße, aber erfüllt vom Glauben an die preußische Sendung in Deutschland. Feuer und Fantasie wohnten in seiner Brust. In kühnem Griff schmiedete er das neue Heer als ein Reichsheer, schlug so ein eisernes Band um die deutschen Stämme und schuf der Zentralgewalt des Reichs eine starke Stütze. In der von ihm befehligten, aus Truppenteilen aller deutschen Stämme gebildeten „Lehrbrigade Döberitz" stellte er ein Vorbild im Kleinen des von ihm geschaffenen Reichsheeres auf. Dort erstand unter der Führung seiner mitreißenden Persönlichkeit der neue deutsche Soldat, der seinen Dienst nicht auffaßte als Solddienst, sondern als Ehrendienst. „Ich war bei der Brigade Döberitz" galt noch lange als stolze Verpflichtung. Von dorther strahlte ein neuer Geist, der in vielem doch wieder der des alten Heeres war, auf das ganze junge Reichsheer aus.

Der andere aber war General von Seeckt, der im April 1920 als Chef der Heeresleitung an die Spitze des Heeres trat. In ihm verkörperte sich das konservative Prinzip. Er trug die altpreußische Disziplin und Ordnung in die junge Truppe. Mit harter Hand säuberte er sie von den Elementen der Auflehnung und Unbotmäßigkeit, die da und dort mit den Resten der aufgelösten alten Truppenteile in sie eingedrungen waren, und von dem Landsknechtsgeist der in ihr aufgegangenen Freikorps. Unter seiner Führung wurde die Reichswehr dem politischen Tageskampf entzogen und zu dem gemacht, was ein Heer seiner Bestimmung und seinem Wesen nach sein soll, zur Wehrmacht des Staates.

Schöpferischer Schwung und solide Aufbauarbeit durchdrangen sich so gegenseitig wie einst vor 100 Jahren und schufen ein, wenn auch kleines Heer, das inmitten einer verrotteten und ichsüchtigen Welt eine Zelle der Ordnung und Sauberkeit, eine Pflegestätte der Vaterlandsliebe und treuen Pflichterfüllung im Kleinen und Großen werden konnte. Dieses Heer betrachtete sich indes nie als etwas Endgültiges, immer nur als Durchgang zu einem, was erst erstehen soll, und zugleich als Bewahrer und Pfleger von dem, was bleiben muß. Nicht umsonst hatte ihm an seiner Geburtsstunde der Chef der Heeresleitung zugerufen: „So allein können wir das hohe Ziel erreichen, das wir uns gesetzt haben, nicht eine kleine Schar von Berufssoldaten heranzubilden, sondern Führer des Volks in der Stunde der Gefahr," nicht umsonst hatte es der Reichswehrminister Geßler ermahnt: „Dazu gibt es nur einen Weg: Treue Pflichterfüllung für Volk und Vaterland auf dem Boden der alten soldatischen Tugenden der Disziplin und Kameradschaft."

Ein neuer Abschnitt deutscher Heeresgeschichte hatte begonnen. Daß es nur ein Abschnitt war und kein Einschnitt wurde, dafür sollte die Verknüpfung des jungen Heeres mit den Traditionen des alten sorgen. Damit übernahm die Reichswehr ein geschichtliches Erbe an Kriegsruhm und soldatischem Heldentum, das zu verwalten und zu mehren verpflichtende Aufgabe wurde.

Doch die Reichswehr blieb nur eine kleine Zelle in dem des Wehrrechts beraubten und dem Wehrdienst entwöhnten Volke. Abseits von dessen Tagesgeschehen und Gegenwartsbewußtsein wurde dort lange im Stillen, ja fast Verborgenen gearbeitet, das Kriegshandwerk gepflegt und die Kriegswissenschaft gehegt.

Inzwischen vollzog sich aber draußen im Volke selbst eine Wandlung. Die pazifistische Welle, die, wie ganz natürlich, nach dem langen, in seinen Wirkungen so verheerenden Krieg unser Volk überflutet hatte, verrauschte, und eine neue ging hoch: Die nationale Bewegung. Auch sie kam aus dem Erlebnis des Krieges. Aber sie wertete es anders, für den Einzelnen wie für das Ganze. In den Schützenlöchern und Unterständen Frankreichs, auf den Märschen durch die Ebenen Rußlands, auf den Berggipfeln der Alpen und Karpathen, im Kampfgewitter der weiten Schlachtfelder in West und Ost und Süd war jenes Frontkriegertum erstanden, das sich über Klassen, Berufe und Stände hinweg als Träger einer gleichen Gesinnung empfindet, das die Soldatenkameradschaft zur Grundlage eines neuen Gemeinschaftsgefühls macht. Dieser Frontkriegergeist pflanzte sich mit der nationalen Bewegung in die Generation der Nachkriegsjugend fort und entfachte wieder den Wehrwillen und die Wehrbereitschaft großer Teile der Nation. Die Erinnerung an die alte Armee lebte wieder auf, ihrer Rolle als der großen Erziehungsschule wurde man sich wieder bewußt.

Soldatisches Wesen und soldatische Haltung, selbst soldatische Äußerlichkeiten bekamen wieder Wert.

Der dem deutschen Volke durch die allgemeine Wehrpflicht eingeimpfte Soldatengeist war nicht gestorben. Aber etwas scheint mir noch nicht wieder zur allgemeinen Erkenntnis geworden zu sein: Daß Soldatentum nur Dienst ist und nicht Machtanspruch, daß dieser Dienst dem Staate als der Form gewordenen Nation allein gehört, daß ein Heer alle Volksgenossen vereinigen soll, die bereit sind, Kameraden am Werke der Vaterlandsverteidigung zu sein. Das, worauf es ankommt, hat ein Staatsmann vom Schlage Mussolinis erkannt, wenn er dem Offizierkorps der römischen Garnison, das ihm eine Begrüßungsdemonstration darbringen wollte, dies streng verbot mit den Worten: „Der Soldat hat nicht zu billigen oder zu mißbilligen. Er hat nur zu gehorchen. Darin liegt seine Stärke." Und solche streng soldatische Gesinnung führte einst den starren Preußen York und den stockkonservativen Edelmann v. d. Marwitz an die Seite der Scharnhorst und Gneisenau. Sie waren einander bitterfeind als Konservative und Revolutionäre und fanden sich doch auf der Ebene des gleichen Soldatentums zusammen zum Kampf gegen den Erbfeind.

*

Hier beginnt die Aufgabe der Reichswehr. Sie gibt den Glauben nicht auf, einmal wieder der Fesseln feindlichen Diktats ledig zu werden, um eine Wehrmacht des Reichs zu bilden, die diesem seine Sicherheit wiederbringt.

Wieder geht es wie einst um die Wehrhaftmachung der Nation. Dabei handelt es sich zunächst um eine Entbindung sittlicher und geistiger Kräfte. Der weithin durchgebrochene Geist der Wehrhaftigkeit muß in Form gebracht, der Geist des Pazifismus vollends niedergerungen werden, um die einheitliche Front der Wehrbereitschaft zu schaffen, aus der in der Stunde der Gefahr das „Heervolk"[1]) hervorgehen kann. Denn nicht mehr das Volksheer, d. h. die in die Wehrmacht sich ergießende waffenfähige Mannschaft allein, sondern nur „die unzerbrechliche Arbeitsgemeinschaft" aller wird künftigem Widerstand gegen äußere Gewalt zum Erfolg verhelfen.

Zum Willen muß sich aber auch das Wissen gesellen, wenn Handeln zur rechten Tat führen soll. Neben dem Wehrwillen tut Wehrwissen not. Unkenntnis der Dinge der Landesverteidigung und der Kriegführung war ja in hohem Maße mit Schuld an der Niederlage gewesen. So konnte der Reichskanzler Bethmann-Hollweg, der nicht wußte, daß gute Politik und Strategie eins sind, den fatalen Ausspruch tun: „Unmöglich kann sich der militärische Laie anmaßen, militärische Möglichkeiten, geschweige denn militärische Notwendigkeiten zu be-

[1]) Eugen Rosenstock, Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft, Breslau 1932.

urteilen", und sich damit unfähig machen, die Zügel der Staatsführung im Kriege in der Hand zu behalten. Und seinen Gehilfen und Nachfolgern erging es nicht anders. Auch ihnen fehlte es an dem unerläßlichen Maß von strategischem Verständnis, um Operationen mitdenken und sie in ihrer Wirkung mitbeurteilen zu können. „Sie alle fügten sich in ihr ohnmächtiges Nichtwissen, Nichtmitwirken, ja nicht einmal Richtigfragen-Können."[1]) Und aus demselben Grunde stand über allen unseren Wirtschaftsmaßnahmen im Kriege das Wort „Zu spät". „Zu einem planmäßigen Kriegswirtschaftsdenken hätte eben Verständnis für den Krieg gehört, das außerhalb des Militärs fehlte, und zwar nicht fehlte, weil es sich um eine Geheimwissenschaft gehandelt hätte, sondern weil man in nichtmilitärischen Berufskreisen überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen war, sich mit diesen Dingen ernstlich zu beschäftigen."[2]) Ein gewisser Bestand an staatswissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen, welt-, kunst- und literaturgeschichtlichen, philosophischen und technischen Kenntnissen wird allgemein als notwendiges Bildungsgut der Gebildeten gefordert. Wehrwissenschaftliche Kenntnisse werden aber nicht für erforderlich gehalten. Und doch handelt es sich hier um die geistige Vorbereitung auf die schwerste Stunde des Einzelnen wie seines Volkes, um das examen rigorosum, in dem ein unerbittliches Urteil über Wert oder Unwert der Nation gefällt wird.

Moralische und geistige Wehrhaftigkeit werden zur Wehrkraft jedoch erst durch eine soldatische Ausbildung. Bisher war sie uns unter dem Zwange des Diktats von Versailles versagt. Zum äußeren Zwange waren aber auch von weltanschaulichen oder parteipolitischen Rücksichten bestimmte innere Hemmungen gekommen. Der äußere Zwang beginnt sich zu lockern, weil es auf die Dauer eben doch unmöglich ist, ein Volk, das den festen Willen zur Freiheit besitzt, auf alle Ewigkeit in Fesseln zu schlagen. Die inneren Hemmungen aber sind unter dem Ansturm der nationalen Bewegung zusammengebrochen.

Zwei Wege, die sich schließlich zum Kreise schließen, müssen gleichzeitig beschritten werden. Der eine führt zu einer Änderung unserer Wehrverfassung, der andere zur außermilitärischen Wehrertüchtigung unserer Jugend nach dem Vorbilde, das uns ringsum die Nachbarn in so eindrucksvoller Weise vor Augen stellen.

Der Umbau der Wehrverfassung muß kommen, wird kommen, mit oder ohne internationale Einigung. Auch jetzt, wie einst, wird die Wiederherstellung unserer Wehrmacht sich nicht ohne Beschränkung, lediglich nach den sachlichen Bedürfnissen des Staates vollziehen können. Rücksichten auf die äußere und innere

[1]) Otto v. Moser, Die obersten Gewalten im Weltkrieg, Belser A. G., Stuttgart 1931.
[2]) Arthur Dix, Wirtschaftskrieg und Kriegswirtschaft, Mittler und Sohn, Berlin 1920.

Lage, die politische und wirtschaftliche, werden zu einem Kompromiß führen. Wie dieses gestaltet sein wird, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen.

Der Gedanke der Freiwilligkeit aus innerer Verpflichtung dem Vaterlande und der Volksgemeinschaft heraus ist mit dem Frontgeist in die nationale Bewegung eingegangen. Die Idee der Wehrpflicht ist in die der Wehrverpflichtung, ja des Wehrrechts, umgesetzt worden.

Ein Freiwilligenheer ist aber auch die Reichswehr. In ihr hat jener Gedanke unmittelbar Gestalt angenommen. Hier wurde Verpflichtung tatsächlich zu Dienst. Und deshalb ist die Reichswehr nicht nur als schon bestehende Einrichtung, sondern infolge innerer Bereitschaft bestimmt, das Rückgrat der neuen freiwilligen Wehrbewegung zu werden, der Kristallisationsort, an dem sich die Wehrbestrebungen des Volkes zu nationaler Wehrkraft verdichten.

Wir müssen also, wie eine künftige Wehrverfassung auch im Einzelnen gestaltet sein mag, das Berufssoldatentum aus freiwilliger Verpflichtung als eine Elite, die durch Blut, Gesinnung und ererbte Neigung zum Wehrdienst bestimmt ist, als Träger soldatischen Wesens und soldatischer Haltung, als Vorbilder im Waffenhandwerk und Lehrer in der Kriegskunst erhalten.

In diesem freiwilligen Berufssoldatentum der Reichswehr sind gerade diejenigen soldatischen Werte aufgespeichert, die einer Truppe erst ihren inneren Gehalt verleihen: Die unbedingte Unterordnung unter die Idee des Staatsdienstes, der vorbehaltlose Gehorsam gegen den Befehl, die Treue im Großen und Kleinsten, also die altpreußischen Soldatentugenden. Sie bewahrt und in die neue Zeit herübergerettet zu haben, ist vor allem das Verdienst des Offizierkorps. Es besaß dazu die innere Kraft und äußere Stärke, weil es sich seine Geschlossenheit, nicht als Kaste, sondern als Elite erhalten hatte und damit die Erbmasse seiner geschichtlichen Entwicklung, das Ehrbewußtsein seiner ritterlichen Vorläufer, die Treue und Disziplin der alten preußischen Armee und die feurige Vaterlandsbegeisterung der Befreiungskriege. Diese Elemente geben dem Offizierkorps als Ganzem, geben dem einzelnen Offizier die besondere Haltung, die den Soldatenführer ausmachen.

Solches Soldatentum und solches Führertum müssen erhalten bleiben, wie auch die künftige Gestaltung unserer Wehrverfassung sein wird. Sie stellen das konservative Prinzip dar, durch das das Neue erst in Form gebracht werden kann.

Doch da sprach Clausewitz vom „Selbstgefühl und der Eitelkeit stehender Heere, die nur durch den Leim eines Dienst- und Exerzierreglements zusammengehalten werden". Er dachte dabei natürlich an die Söldnerheere seiner Jugendzeit. Aber etwas davon droht jedem reinen Berufsheer, das nämlich, daß subalterner Kommißgeist lebendiges Kriegertum erstickt, und daß sich im Ganzen ein gewisser Korps-, im einzelnen Vertreter ein gewisser Kastendünkel entwickelt.

Das alte Heer war nicht frei von solcher Gefahr. Auch hierin wirkten sich Traditionen aus vergangenen Zeiten aus. Alles Konservative birgt ja Keime der Rückständigkeit und Erstarrung.

Hatte gerade das Offizierkorps zersetzenden Tendenzen der Zeit mehr oder weniger erfolgreich Widerstand geleistet, so war es doch auch vielfach mit der Entwicklung dort nicht mitgegangen, wo dies notwendig gewesen wäre. Und so hatte es in manchem den Zusammenhang mit dem Volke verloren, vor allem nicht das rechte Verständnis für die sozialen Bewegungen, die dieses durchzitterten, aufzubringen vermocht. In dem Verkehr von Offizierkorps zur Mannschaft lebte noch vieles von dem weiter, was aus den Zeiten eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen den als Offizieren dienenden Söhnen des grundbesitzenden Adels und den zum Soldatendienste gepreßten ländlichen Dienstknechten stammte. Und zwar im Guten und im Schlechten. Aber auch das Gute paßte in der Form, wie es zum Ausdruck gebracht wurde, nicht mehr zu einer soziologisch so ganz anders gearteten Truppe und zu dem erwachten und wachsenden Selbstgefühl der in ihr dienenden Volksschichten.

Auch in den Ausbildungsmethoden herrschten in mancher Beziehung noch Reste des starren, der früheren Zusammensetzung der Truppe und ihren Kampfformen entsprechenden Exerzierdrills vor, der sowohl dem menschlichen Empfinden wie der Fechtweise der neuen Zeit nicht mehr entsprach.

Hierin ist zweifellos eine Wandlung eingetreten. Kriegserlebnis und Kriegserfahrung, der gesellschaftliche Umschwung nach dem Kriege, die andersartige Zusammensetzung der Truppe und das neue Ausbildungsziel einer Führerschule haben das Verhältnis von Offizieren und Unteroffizieren zur Mannschaft wesentlich verändert, den Verkehrston innerhalb der Truppe auf Kameradschaftlichkeit umgestellt und eine weniger auf Befehl und Drill als auf Belehrung und Erziehung zur Selbsttätigkeit eingestellte Ausbildungsmethode geschaffen.

Trotzdem wird sich künftig der Berufssoldat immer wieder bewußt werden müssen, daß ein Unterschied besteht zwischen *seiner* beruflichen Dienstverpflichtung und der Freiwilligkeit eines Dienstes derjenigen, die sich nur in Notzeiten dem Vaterlande als Soldaten zur Verfügung stellen und dafür bereits im Frieden vorschulen lassen wollen. Wir haben es bei der Ausbildung unserer Kriegsfreiwilligen erlebt, wie schwer es den in den Anschauungen und der Zucht eines stehenden Heeres aufgewachsenen Soldaten fällt, hier den richtigen Weg zu finden, damit nicht begeistertes Kriegertum durch subalternes Friedenssoldatentum erstickt wird.

Und deshalb ist es notwendig, daß die Reichswehr, welche äußere Verfassung sie auch einst bekommen mag, sich den Impulsen öffnet, die heute nach

einer neuen Gestaltung unseres gesellschaftlichen Zustandes suchen und ihn in manchem bereits gefunden haben, so wie einst bei der Reorganisation des preußischen Staates Tendenzen der neuen Zeit der neuen Armee einverleibt und damit deren Bestand in der neuerstehenden Welt gesichert wurde.

War es damals der liberale Individualismus, der sich aus dem Schoße der Zeiten losrang, so ist es heute ein neues, Klassengegensätze und Standesunterschiede überwindendes Gemeinschaftsgefühl mit starkem Verantwortungsbewußtsein des Einzelnen der Nation gegenüber. Man müßte an sich meinen, daß eine Heeresinstitution, die ja wesentlich auf Vaterlandsliebe und Kameradschaft aufgebaut ist, diesen Tendenzen entgegenkäme. Überlieferungen und hierarchischer Aufbau des Heeres können sich indes doch auch hier hemmend auswirken. Der Führungsanspruch in der neuen Gemeinschaft wird aber ganz nur auf Sein und Leistung gegründet sein. Vorrechte der Geburt und der Bildung werden an sich dabei noch nicht anerkannt. Es ist am Offizierkorps ein Führertum herauszubilden, das dieser Lage gerecht wird und sich die freie Anerkennung einer dienstbereiten Mannschaft erringt. Es muß schon ein gut Stück von Freikorpsführertum in diesem Führerkorps stecken. Für Kommißnaturen ist darin kein Platz.

Wird künftig vielleicht die freiwillige Wehrverpflichtung an die Stelle einer allgemeinen Wehrpflicht treten, so erfordert es doch die Lage Deutschlands, daß jene Verpflichtung möglichst allgemein empfunden wird. Was einst gesetzlicher Zwang war, muß selbstverständlicher Antrieb werden. Landesverteidigungsdienst und die Vorbereitung darauf müssen Ehrendienste sein, die auch Ehren einbringen. Damit sind nicht Orden und Ehrenzeichen in zehn oder noch mehr Abstufungen gemeint — der Ordenssegen, der sich vor und besonders im Krieg über Gerechte und Ungerechte ergoß, ist vielfach doch nur zum Unsegen geworden —, sondern die besondere Achtung, zu der dem Dienst für diese Sache im Bewußtsein des Volkes verholfen, und die Vorzugsstellung, die seinen Trägern im öffentlichen Leben verschafft werden muß. Wehrbereit und dazu wehrtüchtig zu sein, sollte künftig wie einst den Stolz und den Wert des Mannes ausmachen.

Daraufhin ist schon die Jugend zu erziehen. Der Wehrsport ist daher zu der nationalen Angelegenheit zu machen, die er in anderen Ländern schon längst geworden ist. Nach nordamerikanischer Auffassung ist diese Jugendausbildung „der Weg, auf dem gute Staatsbürger erzogen werden, die geistig, moralisch und körperlich fähig sind, die Pflichten des Bürgers zu erfüllen, die im Frieden sogar noch größer sind als im Kriege".[1]) Aus der wehrsportlich erzogenen Jugend

[1]) Hans Speidel, Gedanken zur militärischen Jugendausbildung im Ausland, Mittler und Sohn. Berlin 1932.

muß der Geist der Wehrhaftigkeit erwachsen, der dem freiwilligen Wehrdienst allgemein verpflichtende Kraft verleiht.

Zwei Elemente sollen also künftig Deutschlands Wehrkraft bilden: Das in der Reichswehr als Vorbild herausgestellte Soldatentum und die aus einer neuen völkischen Gemeinschaft herauswachsende freiwillige Wehrbereitschaft der Nation. Jenes hütet die überkommenen und bewährten soldatischen Werte, diese erfüllt sie mit neuen und zeitentsprechenden Kräften. Um die Reichswehr als festen Kern soll sich die abwehrbereite Nation in der Stunde der Not des Vaterlandes zusammenballen. In der Reichswehr soll die Nation im Ernstfall die geschulten Führer finden, deren Persönlichkeit und Können den Führungsanspruch und das Führungsvorrecht verleihen.

Dann weitet sich dereinst die kleine Truppe von Berufssoldaten zum Volksheer und unter ihrer Führung wird die Nation zum Heervolk, zu einer Eidgenossenschaft freiwilliger Kämpfer für Reich und Heimat.

*

Fragen wir zum Schluß noch einmal: Was muß bleiben? Niemals die äußere Form eines Heeres. Die ist wandelbar, wie alles Gestaltete sich wandelt. Seine Wehrverfassung, Aufbau und Stellung seines Offizierkorps, die Dienstverpflichtung seiner Soldaten, die Handhabung des Dienstes, Ausbildungsmethoden und Kampfesweisen, alles ist der Entwicklung unterworfen. Es muß sich ändern, gerade wenn die Wehrmacht als solche Bestand haben soll.

Ewige Gültigkeit haben nur ganz wenige Gebote eines überzeitlichen soldatischen Sittengesetzes, die Gebote der Tapferkeit, der Treue, der Kameradschaft, des Gehorsams und der Ehre. Sie zu bewahren, ist die vornehmste Aufgabe der Berufssoldaten, vor allem des Offizierkorps, denn „der Geist der Armee", sagt Friedrich der Große, „steckt in ihren Offiziers".

Bleiben muß schließlich und immer der wehrhafte Geist in einem Volke. Wie schrieb doch Scharnhorst bereits vor 1806? „Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren."

Bekenntnis verpflichtet zu Erkenntnis[1])

Von Oberst a. D. Karl Ludwig von Oertzen

Seit dem Zusammenbruch im Jahre 1918 sind 14 Jahre vergangen. In diesen 14 Jahren hat sich das Bewußtsein des deutschen Volkes in bezug auf die Wehrfragen grundlegend geändert. Heute steht die überwältigende Mehrheit auf genau dem entgegengesetzten Standpunkt wie damals. Der Übertreibung nach der einen Seite ist eine gewisse Übertreibung nach der andern Seite gefolgt. Vernünftige Wehrpolitik kann nur von der festen Grundlage der Wirklichkeit aus gemacht werden. Man wird sich daher über die Gründe des Stimmungsumschwunges klar werden und aus dieser Erkenntnis die Mittel zu gewinnen suchen müssen, schädlicher Unsachlichkeit im Wehrwesen in den Weg zu treten.

Als die deutschen Männer 1918 aus dem Kriege heimkehrten, waren sie bitter enttäuscht. Alle Pflichterfüllung, alle Opferfreudigkeit hatte nichts genützt. Wie immer nach einer großen kriegerischen Katastrophe erfüllte eine tiefe Sehnsucht nach Frieden jede Brust. Willig lieh man dem Programm unserer Gegner das Ohr, die als ihr Kriegsziel verkündeten, den Krieg endgültig abzuschaffen. Der Große Krieg sollte der letzte Krieg gewesen sein. Völkerbund und allgemeine Abrüstung galten als Marksteine der neuen erlösenden Staatskunst.

Die neue von Wilson über die Taufe gehobene Politik hat keine tiefer greifenden Ergebnisse gehabt. Ja, man kann sagen, daß die mit dem Namen des amerikanischen Präsidenten verbundene Ideologie eine erschütternde Niederlage erlitt. Der Friede kam nicht; die Friedlichkeit nahm nicht zu; die Grenzen wurden nicht niedriger. Sondern ein Wettrüsten begann in einem bisher nie gekannten Umfange; ein Krieg löste den andern ab, ohne daß der Genfer Völkerbund die Möglichkeit fand einzuschreiten; die völkertrennende Wirkung der Grenzen wurde sinnlos übersteigert; der Nationalismus überschlug sich, erglühte bis zur Siedehitze, schuf eine chronische Explosionsgefahr; die Wirtvölker mißhandelten die ihnen ausgelieferten Minderheiten wie nie zuvor.

Deutschland war entwaffnet, hatte vorgeleistet und wartete darauf, daß die anderen Völker seinem Beispiele folgten. Nichts geschah. Im Spiel der Worte zwar blieb man den Ideen treu, die 1918 gesiegt hatten. Aber in der Wirklich-

[1]) Gehalten im Oktober 1932.

keit hieß es nach wie vor: Macht geht vor Recht; wer die Waffen hat, regiert die Welt.

Ernüchterung, besser Enttäuschung trat überall ein. Aber ihre Wirkung war in den verschiedenen Ländern ganz verschieden, naturgemäß verschieden. In den Staaten, deren Wehrfreiheit und Wehrhoheit von der ideologischen Bewegung nicht angetastet worden war, erwachte man aus einem Traum wie man nach einem wild verredeten Abend mit etwas wirrem Kopf an die tägliche Arbeit geht; an die Arbeit, die man trotz aller Pläne und Hoffnungen nicht, nicht einen Tag eingestellt hatte, und die hieß: Ausbau der Rüstung, Verstärkung der Kriegsvorbereitungen. In Deutschland kam man sich vor wie der Spieler, der alles auf eine Karte setzte und verlor. Die Waffen waren verschrottet, der militärische Apparat zerschlagen. Bis zur Neige müssen wir Deutsche seitdem das Elend der Machtlosigkeit auskosten, das entnervende Schicksal der politischen Unfreiheit ertragen, das den politischen Sinn mit Blindheit schlug und das Zusammenleben der Bürger jahrelang vergiftete. Auch starke Worte können dem Zustand nicht gerecht werden, in den wir kamen und den wir schauernd die letzten Jahre durchlebten. Ein Irrtum ist, zu glauben, daran trage in erster Linie die wirtschaftliche Not die Schuld. Auch ein reiches Volk ertrüge nicht, daß es bemakelt und entrechtet aus dem Kreise der gesitteten Völker ausgeschlossen bliebe. Ganz abgesehen davon, daß die Entmachtung Deutschland zu einer Art kolonialer Existenz mit allen Gefahren verurteilt hat, die damit für das Objekt der Ausbeutung verbunden sind und die auch seine Wirtschaft dauernd der Gefahr eines machtpoliiischen Eingriffs von außen aussetzen. Herrschte anfangs nach dem Zusammenbruch die Neigung vor, das anscheinend Unvermeidbare als Schicksalsfügung hinzunehmen, ein Gefühl, das durch die Hoffnung auf die Neuordnung der internationalen Beziehungen getragen, gestärkt und ermöglicht wurde, so keimte doch bald der Wunsch auf, aus dem unwürdigen Zustand herauszukommen, sich zur Wehr zu setzen, die entehrenden und würgenden Fesseln abzuschütteln. Der Wunsch dazu setzte sich in demselben Umfange durch, in welchem das Wilsonsche Programm sich als Utopie erwies, in welchem der Völkerbund wegen seiner Unfähigkeit und wegen der Abneigung der großen Militärmächte, ihre Politik den ihn tragenden Ideen anzupassen, seine Einflußlosigkeit auf allen Gebieten erwies, die für das Zusammenarbeiten der Völker wichtig sind: so auch besonders auf dem Gebiete der allgemeinen Abrüstung. Die an dem Abwehrwillen sich entzündende Bewegung nahm die Form eines elementaren Ereignisses an. Das politische Bewußtsein des Volkes änderte sich, wodurch auch die wehrpolitischen Auffassungen selbstverständlich weitgehend beeinflußt wurden. Kein Wunder, daß sich die Parteipolitik dieser Bewegung bemächtigte. Mit demselben Rechte kann man selbstverständlich sagen, daß

der wieder an die Oberfläche drängende und dringende Wehrwille sich eine parteipolitische Heimstätte suchte.

Entgegen kam dieser Bewegung das Gefühl der deutschen Soldaten, die aus dem Großen Kriege heimkehrten. Sie kamen nicht mit dem Empfinden nach Hause, auf dem Schlachtfelde überwunden zu sein, an einer militärischen Katastrophe teilgehabt zu haben. Ebenso wie die Krieger, die man im September 1914 von der Marne zurückrief, obwohl sie überall das Schlachtfeld behauptet hatten, glaubten diese Männer, die 1918 den Rhein nach Osten überschritten, das Opfer eines blinden, unverständigen und unverständlichen Schicksals zu sein. In ihnen lebte fast in derselben Stärke wie 1914 ein starkes Überlegenheitsgefühl über alle Gegner, die sie zu bekämpfen gehabt hatten. Der Sieg war trotzdem nicht errungen. Die Tatsache, daß man einer überwältigenden Überlegenheit das Feld hatte räumen müssen, förderte das Verständnis für die wahre Sachlage nicht. Wo man hinkommt in Deutschland, von der Memel bis zur Mosel, von der Nordsee bis zum Bodensee, von der Eifel bis nach Oberschlesien: überall dasselbe Rätselraten, wie konnte es kommen, warum müssen wir Ketten tragen und zahlen, wo wir doch aller Herr wurden und weite Gebiete eroberten. Daß das politisch-strategische Geschehen andern Gesetzen gehorcht als der taktische Kampf auf dem einzelnen Schlachtfelde, geht nur wenigen ein; auch deshalb nicht, weil man an dieser Wahrheit kein Interesse hat. Man suchte nach den Schuldigen, nach dem Schuldigen. Anfangs machte man die abtretenden Gewalten für das Unheil verantwortlich. Das Urteil wandelte sich, als das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, dessen Heraufziehen mit tönenden Worten angekündigt war und das man erwartete, nicht verwirklicht wurde. Der Gesinnungswandel wurde beschleunigt dadurch, daß sich unter den Vorkämpfern gegen die Männer, die vor und im Kriege die Verantwortung innehatten, die befanden, die der pazifistischen Idee, der sie huldigten, dadurch zu dienen glaubten, daß sie das Soldatentum, die Soldaten herunterseßten. In den Kriegern wollte man den Krieg treffen. Man verurteilte jede gewaltsame Auseinandersetzung zwischen den Völkern als Sinnlosigkeit. Um dieser Auffassung Bahn zu brechen, verachtete man den Soldaten, nannte seine Tapferkeit, seinen Opferwillen, seine Bereitschaft zum Gehorsam töricht, bestritt die Ehrlichkeit seiner Gesinnung, erklärte das Offizierkorps in seiner Gesamtheit für anrüchig, stellte die Feldherrnkunst als ein unnützes und für den Ausgang des Kampfes belangloses Getue hohler Köpfe hin, sah in dem Verteidigungswillen nur das heuchlerische Mäntelchen derer, die an dem Kriege verdienen wollten. Die Reaktion auf diese Art der Polemik war außerordentlich stark. Fast alle, die am Kriege als Kämpfer teilhatten, fühlten sich persönlich angegriffen und wegen ihrer Haltung während der schweren 52 Monate in verletzender Weise öffentlich herabgesetzt.

So wirkten zusammen: die Enttäuschung über die Nichterfüllung der internationalen Zusagen, das Gefühl, unbesiegt in eine Niederlage verstrickt zu sein, der Zorn, daß die Deutschen allein zur Waffen- und Machtlosigkeit verdammt waren und die Erbitterung über die wüsten Angriffe gegen die eigene Haltung im Großen Kriege. All das führte zu dem leidenschaftlichen Wunsche, den unwürdigen wehrpolitischen Zustand des Deutschen Reiches zu ändern.

Diese Bewegung blieb zunächst rein willensmäßig, entbehrte der tragenden Gedanken und, was noch verhängnisvoller war, sie empfand diesen Mangel gar nicht. Der Grund dafür lag in der wehrpolitischen Fesselung Deutschlands. Den Deutschen war das Recht und damit die Möglichkeit genommen, sich auf dem Gebiete der Kriegsvorbereitungen frei zu bewegen. Der Wehrwille erschöpfte sich in der bei der machtpolitischen Lage unseres Vaterlandes zunächst gar nicht zu verwirklichenden Forderung, diese Fesseln abzustreifen, eine Forderung, die innerhalb unserer Grenzen nirgends auf Widerspruch stieß, so daß man sich nur über die Methoden der dahin abzielenden Politik und über das Maß der von den jeweiligen Machthabern aufgewendeten Energie streiten konnte. Im übrigen erschöpfte man sich und mußte man sich erschöpfen in der Erzeugung von Wunschbildern, in der Aufzählung von Hoffnungen, die man hegte. In Ermangelung eines konkreten Zieles verließ man gern den Boden der Wirklichkeit, wo anscheinend unüberwindliche Hindernisse den Weg, ja die Aussicht versperrten, und begab sich in die Gefilde der wehrpoltischen Romantik. Man deklamierte und verlor immer mehr den Zusammenhang mit den harten Tatsachen der politischen Realität. Man formulierte wehrpolitische Glaubenssätze und verlangte deren Anerkennung von Freund und Feind. Man unterließ aber, diesen Glaubenssätzen den Katechismus beizugeben, der ihnen erst das geistige Fundament, geistiges Leben verliehen hätte. Wehrpolitisch träumte man in Deutschland und dachte nicht. Besonders die Jugend bewegte sich in Vorstellungen, aus denen sie befreit werden muß, wenn sie nicht, und nicht sie allein, nicht wiedergutzumachenden Schaden erleiden soll. Dieser Gefahr ist zu begegnen. Einen Traumwandler, der den Dachfirst erklomm, darf man nicht anschreien; wahrscheinlich stürzt er dann herunter und erleidet einen tödlichen Unfall. Man muß ihn aus seiner Bewußtlosigkeit langsam aufwecken, ihn erkennen lassen, daß er sich träumend in Gefahr begab; daß er, um leben zu können, um vorwärts und aufwärts zu kommen, nicht den Hansguckindieluft spielen darf, sondern die Treppe Stufe um Stufe emporsteigen muß und das Geländer der Kritik nicht verachten darf.

Die wortstarken wehrpolitischen Auslassungen, die man in den letzten Jahren hören konnte, haben häufig, besonders auch im Auslande den Eindruck erweckt, als sei das deutsche Volk, oder doch wenigstens ein erheblicher Teil von

ihm, kriegerisch gesonnen, sei angriffslustig und liebe den Kampf um des Kampfes willen. Nichts ist unrichtiger als diese Annahme. Die Deutschen sind ein besonders friedliches Volk; es bedarf erst eines Angriffes auf ihre Lebensnotwendigkeiten, auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit, um ihren kämpferischen Widerstandswillen zu entflammen.

Schädlicher war, daß unter den Wehrwilligen der Eindruck erweckt wurde, als sei man in der Lage, mit Aussicht auf Erfolg zu kämpfen oder könne wenigstens rasch ein Heer unter die Waffen bringen. Dietrich Schäfer, dem sicher niemand nationale Weichheit vorwerfen wird, schrieb auf einer der letzten Seiten seiner Geschichte Deutschlands: „Zur Zeit sind wir ohne Macht. Wir können sie nur in langer Arbeit wiedergewinnen." Wir sprachen oben von dem Überlegenheitsgefühl der deutschen Soldaten, das sie aus dem Großen Kriege mit nach Hause brachten. Dies Überlegenheitsgefühl darf nicht verloren gehen. Denn in ihm, nur in ihm liegt die Gewähr künftiger Siege. General Graf von der Goltz schrieb vor einigen Monaten einen Aufsatz, dem er die Überschrift gab: „Nie wieder Langemarck", in welchem er ausführte, man dürfe den Opfermut der deutschen Jugend nicht in einem aussichtslosen Kampf verbrauchen. Gewiß hängt es nicht von uns Deutschen ab, ob Krieg oder Frieden in der Welt ist. Unsere Aufgabe ist und bleibt, dem hundertfach überlegenen Gegner keinen Vorwand zu geben, über uns herzufallen.

Heere aufstellen und Heere erziehen ist nicht nur eine kostspielige, sondern auch eine langwierige Arbeit. Wenn wir in die Geschichte rückwärts blicken, sehen wir zunächst die von dem Glanze kriegerischen Ruhmes strahlenden Gipfel. Vor unser geistiges Auge treten die Grenadiere des Großen Königs, deren Fahnen siegreich bei Leuthen und Zorndorf flatterten; vor unser Auge treten die Seydlitz-Kürassiere und die Dragoner von Ansbach-Bayreuth; die Regimenter, die Chlum und Roßbach stürmten und den Widerstand der Verteidiger von St. Privat brachen. Vor unser Auge treten die grauen Regimenter des Großen Krieges, deren Hörner auf fast allen Teilen des Kontinents zum Sturm riefen. Im Schatten dagegen bleiben die kargen Stuben, wo an kienenen Tischen tagaus — tagein und dazu manche Nacht gedacht, geforscht, geplant, entworfen, verfügt und befohlen wurde, und im Schatten bleiben die Kasernen, die Höfe und Plätze, wo in rastloser, unermüdlicher Wiederholung desselben die einzelnen, die kleinen und die kleinsten Teile des gewaltigen Uhrwerkes zu vollendetem Gleichmaß gebildet und so glatt geschliffen wurden, daß die Maschine reibungslos lief. Die Größe und die Vielfältigkeit, aber auch die Notwendigkeit und den Segen dieser Arbeit gilt es aufzuzeigen, das geistige Rüstzeug zu schaffen, mit dem man die Grundlagen einer deutschen Wehrpolitik aufbauen kann.

Athene entsprang fertig gerüstet dem Haupte des Zeus, des Vaters der Götter: ein schönes Bild der plötzlichen Erleuchtung, des genialen Einfalls, der operativen Intuition des Feldherrn. Pluto aber schmiedete Jahr und Tag an dem Schilde des Achill, an dem die Speere der Gegner abprallten, wie der feindliche Ansturm an den Linien einer wohlgefügten Infanterie. Wenn Könige bauen, haben die Kärrner zu tun. Aber wo keine Kärrner scharwerken, wird kein noch so genialer Gedanke Wirklichkeit.

Notwendig ist, das Wissen aller derer zu bereichern, die die Berufung in sich fühlen, sich wehrpolitisch zu betätigen. Auf eine kurze Formel gebracht: der Wehrpolitiker muß wissen:

1. wie eine Wehrmacht beschaffen sein muß, damit sie ihre Aufgabe erfüllen kann; wie insbesondere die Wehrmacht des eigenen Landes beschaffen sein muß, wie stark sie sein muß, damit sie die Sicherheit des Vaterlandes gewährleistet. Er muß ferner wissen, welche Folgen sich aus dem derzeitigen Zustand der deutschen Wehrmacht für die Außenpolitik ergeben, insbesondere im Vergleich zu den Heeren unserer Nachbarn.

2. Muß er darüber unterrichtet sein, welche Möglichkeiten es gibt, eine Wehrmacht zu organisieren. Die einzelnen Wehrformen und ihre Vor- und Nachteile müssen ihm ebenso geläufig sein, wie die Bewährung dieser Formen im Laufe der Heeresgeschichte.

3. Der Wehrpolitiker muß wissen, wie eine Wehrmacht verwendet und geführt sein will, um den Erfolg zu verbürgen. Er muß besonders auch wissen, welche Eigenschaften der Führer haben muß; denn die politischen Instanzen tragen dafür die Verantwortung, daß die richtigen Männer an die richtigen Plätze kommen.

Nicht darum handelt es sich, operative, kriegsgeschichtliche, organisatorische oder technische Kenntnisse zu verbreiten, sondern auf den eigentlichen militärpolitischen Gebieten mehr Klarheit zu schaffen. Militärpolitik hat sich mit den militärischen Dingen zu befassen, die, obwohl eben militärisch doch politischer Entscheidung und Beeinflussung unterliegen. Auf diesem Grenzgebiet entscheidet nicht der Fachmann, sondern der Politiker. Das wird schon dadurch unzweifelhaft klar, daß die höchsten militärischen Stellen und gerade die höchsten militärischen Stellen von politischen Instanzen unter Berücksichtigung politischer Gesichtspunkte besetzt werden.

Die Politiker müssen oder müßten daher so viel militärische Kenntnisse besitzen, daß sie bei der Entscheidung über diese Fragen nicht nur die politischen, sondern auch die militärischen Folgen übersehen können, die sich aus ihren Entschließungen ergeben.

Auf der höchsten Ebene: Der Politiker entscheidet, ob Krieg oder Frieden sein soll; er ist für die Sicherheit des Vaterlandes verantwortlich. Er muß sich entscheiden, auch wenn die Gutachten der militärischen Sachverständigen sich widersprechen; er muß zu erkennen vermögen, ob diese Gutachten der tatsächlichen Lage entsprechen; ob sie also als eine uneingeschränkte Unterlage für den Entschluß dienen können, oder ob der Gutachter sich von irgendwelchen persönlichen oder politischen Erwägungen hat beeinflussen lassen.

Eine solche Beherrschung des militärpolitischen Stoffes setzt Kenntnisse und Urteilsfähigkeit voraus. Gewiß kann jeder sich diese aneignen. Autodidakten gibt es sicher auch auf diesem Gebiet. Wer aber wünscht, daß der Besitz solcher Kenntnisse für jeden politisch Gebildeten eine Selbstverständlichkeit ist, wird sich auf den Selbstunterricht nicht verlassen dürfen. Verbreitung von Kenntnissen setzt Unterricht und Unterrichtung voraus, Urteilsfähigkeit eine gewisse Tradition. Wenn wir uns in unserem Vaterlande umsehen, so sehen wir nur geringe Ansätze dazu. Vor dem Kriege behandelte man die militärischen Angelegenheiten gemeinhin als Sache des Ressorts und glaubte sie beim Kriegsministerium und Generalstab wohl aufgehoben. Wesentlich hat sich die Lage auch heute noch nicht geändert. Das Schlagwort beherrscht das Feld, und von einer planmäßigen Unterrichtung der Jugend ist nur wenig zu merken. In selbsterarbeiteter Klarheit werden die Redensarten bald absterben, man wird aufhören Luftschlösser zu bauen und beginnen, in ernster Arbeit Stein um Stein zu formen und herbeizubringen. Denn nur so kann der Dom der deutschen Freiheit wieder errichtet werden.

Die deutsche Jugend, die sich mit vorbildlicher Opferbereitschaft zur Verfügung stellt, hat ein Recht zu verlangen, daß die Wehrfragen mit dem ihnen gebührenden Ernst und nicht in dilettantenhafter Weise behandelt werden. Sie selbst muß aber von den Vorstellungen des romantischen Krieges befreit werden. Gewiß wissen die jungen Leute, daß Kriegführen nicht, jedenfalls nicht nur kämpfen und siegen heißt, nicht nur Lorbeer und goldene Frucht bringt — sondern daß es auch Entbehrung und Leiden, Hunger und Schmutz, tödliche Langeweile, geistige und körperliche Überanstrengung bedeutet; daß es dem Einzelnen gewöhnlich nicht mehr einbringt als das Gefühl erfüllter Pflicht und die Erhöhung der Persönlichkeit durch die Tatsache, mit dabei gewesen zu sein, als über das Schicksal der Volksgemeinschaft gewürfelt wurde. Wer mit jungen Männern über dieses Thema spricht, gewinnt die Überzeugung, daß ihre Opferbereitschaft durch die Schattenseiten des Krieges nicht in Frage gestellt wird. Sie sind der Ansicht, daß es ehrenvoll ist, für das Vaterland zu sterben, und daß alles andere diesem Opfer gegenüber federleicht wiegt.

Man hat versucht, den heranwachsenden Geschlechtern den Krieg zu verekeln; hat gesagt, es sei unwürdig, sich wie ein Stück Ungeziefer durch giftige

Gase ums Leben bringen zu lassen. Als ob es ritterlicher war, von einem Eisenbrocken in Stücke gerissen zu werden, der einem aus meilenweiter Ferne entgegengeworfen wurde; oder als ob es ritterlicher war, von einer Streitaxt den tödlichen Streich auf den Kopf zu erhalten, wie ein Stück Rindvieh auf dem Schlachthofe.

Mit solchen Argumenten kommt man der Sache nicht näher. Ich meine, nie stellte der Kampf in der Schlacht solche Anforderungen an den inneren Menschen wie heute der moderne Maschinenkampf. Nie gehörte so viel Aufopferungswille, soviel Widerstandskraft, soviel Selbstüberwindung zum Standhalten dazu, wie in der Materialschlacht. Gewiß, der moderne Krieg kennt keine Romantik mehr, keine wallenden Fahnen, keine rasselnden Reitergeschwader, überhaupt keine leuchtenden Farben. Eine einzige Ausnahme machen vielleicht die Helden der Luft.

Aber daß der Krieg unheldisch sei, sollte niemand zu behaupten wagen; schon im Andenken an die deutsche Jugend nicht, die im Großen Krieg für uns ihr Leben ließ.

Einige von den jungen toten Kriegern des Großen Krieges sprechen noch aus ihrem Soldatengrabe zu uns, und aus den Briefen gefallener Studenten, die Professor Wittkop veröffentlicht hat, erkennen wir erschüttert, was an geistigen Werten durch ihren frühen Tod verloren ging. In diesen Briefen ist viel von Abschied und Tod die Rede; aber die Opferbereitschaft steht mit schlichter Selbstverständlichkeit im Vordergrund, und nirgends wird selbstsüchtig und überheblich der Wert des eigenen Lebens überschätzt und höhergestellt als das Wohl der Allgemeinheit. Dabei sind die jungen Soldaten, nachdem die erste Begeisterung vorüber war, in keiner Weise kriegerisch. Im Gegenteil, der unromantische Materialkrieg drückt sie nieder. Heinz Martens schreibt: „Man tut mit in Begeisterung für das zu erringende Ziel, und mit Verachtung und Abscheu vor den Mitteln, zu denen man zu greifen gezwungen ist, um das Ziel zu erreichen." Man tut mit, weil man mittun muß; und man muß mittun, nicht weil äußerer Zwang, sondern innere Notwendigkeit es verlangen. Der englische Kriegsroman „Der spanische Pachthof" sagt von seinem Helden: „Der Ruf war gekommen und er war ihm gefolgt. Tief im Innern hatte er ein Bedürfnis erfüllt, ein Schicksal erlebt."

Trotzdem sind kluge Männer der Meinung, der moderne Krieg kenne keinen Heroismus mehr. Wenn das, was diese jungen Krieger leisteten und erlitten, nicht heroisch war, dann gibt es überhaupt nichts Heroisches. Wer ihnen den Heroismus abspricht, war ihnen nicht nahe und hat sich auch nicht bemüht, durch den Wort- und Phrasenschwall der Kriegsberichterstattung hindurch die Wirklichkeit zu erkennen; der weiß nicht wie es war.

Die deutsche Jugend ist in den Krieg gezogen und in ihm gestorben in dem Bewußtsein, daß sie eine selbstverständliche Pflicht ehrenvoll erfülle. Wer ihr nachsagt, sie sei auf dem Felde der Unehre gestorben, verfälscht ihr Bewußtsein.

Jeder Tod erschüttert den Menschen, wenigsten den nachdenklichen; der Tod eines jungen Menschen nicht viel mehr als der eines alten; aber ein rascher Hintritt tiefer als langsames Erlöschen. Wenn ein junger Mensch unerwartet dahingeht, greift der Gedanke, daß wir so plötzlich dahinmüssen, bis ans Lebensmark. Dann ist die Klage der Zurückbleibenden am aufrichtigsten; dann tritt die grausame Endgültigkeit des Todes ausredelos vor sie hin. Wenn wir am Totenfest der im Felde gebliebenen Toten gedenken, haben wir ein Recht zur Klage. Diese Klage ist allerdings nicht ohne Selbstsucht. Der Ausfall von hunderttausenden junger Menschen, die ihr Lebenswerk noch nicht getan hatten, ist der empfindlichste Verlust, den die Volksgesamtheit erlitten hat; ein Verlust, der schlechthin unersetzlich ist. Wo des Menschen Auge oder Geist keine festen Grenzen sieht, erscheinen ihm die Dinge unheimlich, unwirklich, nebelhaft, übergroß. Es ist so, als ob mit jedem jungen Toten ein Gefäß zerstört wurde, das einen köstlichen Inhalt barg, der uns umso köstlicher dünkt, weil wir ihn nur ahnen, nicht kennen lernten; weil unsere Phantasie ihn märchenhaft vervollkommnet.

Um diese Einbuße klagen wir. Die Toten zu beklagen, sie zu bemitleiden, haben wir kein Recht; das hieße ihrem Andenken zu nahe treten. Sie sind nicht umsonst gestorben. Ein zweckhafter Tod, die Hingabe bis zur Selbstzerstörung ist höchste Lebenserfüllung. Der Leipziger Student Wilhelm Naumann schrieb vor seinem Tode die Verse:

Ich habe kein Denkmal im Häusermeer,
es kündet kein Buch von mir,
doch wenn ich falle im heiligen Krieg,
dann leb' ich in Dir.

Sie leben in unseren Herzen und werden immer von neuem auferstehen in der deutschen Jugend, der sie beispielhaft bleiben.

Mit der Kriegsromantik dagegen ist es endgültig zu Ende. Darüber wird man sich klar zu werden und die gewonnene Überzeugung weiterzugeben haben.

Durch lautes Bekenntnis zur Wehrwilligkeit haben wir die Passivität überwunden, in die wir durch den Ausgang des Krieges und die Entwaffnung versetzt waren. Dem Bekenntnis muß jetzt die Erkenntnis folgen; die Erkenntnis besonders auch davon, daß sich eine große Aufgabe stellen noch nicht heißt, sie lösen. Die Bereitschaft zur Mitarbeit ist überall vorhanden. Jetzt handelt es sich darum, diese Bereitschaft richtig auszunutzen: nicht nur durch die Erziehung und Ausbildung des Einzelnen, so unentbehrlich diese ist, sondern auch durch

Lehre und Belehrung, wozu zunächst Aufbereitung und Bereitstellung des Lehrstoffes notwendig ist.

Erkannt muß werden — um mit dem wichtigsten zu schließen: daß das deutsche Volk nur in seiner Gesamtheit über seine Feinde obsiegen kann, aber nicht dann, wenn ein Teil gleichgültig dabeisteht oder gar ablehnend feindlich. Das Gemeinsamkeitsgefühl muß stärker sein als aller Zwist.

Der Soldat verneigt sich ebenso ehrfürchtig, ebenso tief vor den gekreuzten Brettern auf dem rasch verfallenden Hügel, der den geschlagenen und zerschlagenen Leib des Füsiliers birgt, wie vor dem Marmorbilde, das die Erinnerung an den Feldherrn wachhalten soll.

Das letzte Ziel einer nationalen Wehrpolitik ist und muß sein, dieses soldatische Gefühl ins Volk zu tragen, zu erhärten, daß vor der feindlichen Kugel alle Männer gleich sind, daß das seidene Hemd ebenso durchschlagen wird wie der Zwilch von der Kammer, daß alle Worte über Volksgemeinschaft leeres Gerede bleiben, wo nicht die Geneigtheit besteht, für dasselbe Ziel zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu sterben.

Zweiter Abschnitt

Probleme des neuzeitlichen Krieges

Über die Kriegsentscheidung

Von Oberregierungsrat Karl Linnebach

Es war zu allen Zeiten eine ebenso wichtige wie schwierige Aufgabe, sich ein zutreffendes Bild von dem wahrscheinlichen Charakter eines künftigen Krieges zu machen. Heute erscheinen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich; denn fast alles, was zum Kriege gehört und mit ihm zusammenhängt, ist in einer tiefgreifenden und noch immer nicht abgeschlossenen Umwandlung begriffen. Aber die Aufgabe *muß* gelöst werden; denn nach dem Bilde, das wir uns von dem Charakter des künftigen Krieges machen, richtet sich unsere gesamte geistige und praktische Vorbereitung auf den Krieg.

Zu den vielen Problemen, die zu diesem Zwecke geklärt werden müssen, gehört auch die Frage, welche Bedeutung der „militärische Krieg", der „Wirtschaftskrieg" und der „geistige Krieg" für die Entscheidung eines neuzeitlichen Krieges haben.

Dabei bedeutet *militärischer Krieg* den Kampf der beiderseitigen Streitkräfte gegeneinander, *Wirtschaftskrieg* den mit politischen, militärischen und wirtschaftlichen Mitteln geführten Kampf gegen die feindliche Wirtschaft, gegen die wirtschaftlichen Quellen der feindlichen Kampfkraft, *geistiger Krieg* den mit geistigen Waffen durch Wort, Schrift und Bild geführten Kampf gegen den feindlichen Kampf- und *Widerstandswillen* und den in gleicher Weise geführten Kampf um die öffentliche Meinung.

Eine erschöpfende Behandlung der oben gestellten Frage würde zu weit führen. Ich beschränke mich daher im wesentlichen darauf, eine Antwort auf die folgende Frage zu suchen:

Wird es im neuzeitlichen Kriege noch *möglich* sein, die Entscheidung durch den militärischen Krieg, durch die „Waffenentscheidung", durch die Schlacht zu erzwingen, oder hat der militärische Krieg die Kraft hierzu, die er all die uns bekannten Jahrtausende hindurch von der Schlacht bei Megiddo bis mindestens zur Schlacht bei Mukden besessen hat, neuerdings eingebüßt und an den geistigen und den Wirtschaftskrieg abtreten müssen?

Zwei äußerste Meinungen liegen über diese Frage miteinander im Streit.

Nach der einen Meinung hat der militärische Krieg auch heute noch seine alte Bedeutung, ist die Vernichtung der feindlichen Streitkraft immer noch, wie Clausewitz sagt, „das Hauptprinzip des Krieges und . . . der Hauptweg zum Ziel", der „sicherste Anfang und in allen Fällen das Wesentlichste", hat die Waffenentscheidung auch heute noch die überragende Bedeutung, die Clausewitz, Moltke und Schlieffen ihr zugeschrieben haben.

Nach der Meinung einer neueren Schule dagegen ist mit dem Weltkrieg eine völlig neue Epoche des Krieges heraufgekommen, grundverschieden von der bereits im Weltkrieg für immer ins Grab gesunkenen Epoche Napoleons, Moltkes und Schlieffens. Nach dieser Meinung ist der Graben zwischen Vergangenheit und Gegenwart so tief, so unüberbrückbar, daß wir mit allen bisherigen Vorstellungen vom Kriege brechen müssen, und zwar je gründlicher, je besser.

Die Schlacht, so wird behauptet, habe sich im Weltkriege als nicht ausreichend wirksam erwiesen, die Entscheidung zu erzwingen[1]). Im Gegensatz zu den kriegsentscheidenden Siegen Friedrichs des Großen, Napoleons und Moltkes seien unsere größten Siege im Weltkriege mit oft geradezu fabelhaften Gefangenen- und Beuteziffern vom Standpunkte der Kriegsentscheidung aus bloße Episoden geblieben[2]).

Das liege an der gesteigerten Materialwirkung und am Stellungskriege.

Die Vollkommenheit des Materialkriegs sei die Überflüssigkeit der Entscheidung durch Schlachten[3]).

Die Millionenheere hätten im Weltkrieg Fiasko gemacht. Man müsse überhaupt von einem allgemeinen Fiasko der militärischen Kriegführung im Weltkriege sprechen. Der militärische Krieg habe keine Entscheidung gebracht[4]).

Die Blockade allein habe uns gefällt, denn die innere Verhetzung sei ja eine Folge der Blockade gewesen[5]). Es seien zwei neue Kriegsarten entstanden: der geistige und der Wirtschaftskrieg[6]). Diese beiden Kriegsarten hätten in demselben Maße an Bedeutung gewonnen, wie der militärische Krieg an Bedeutung verloren habe[7]).

So sehen nach der Ansicht dieser neueren Schule die Erfahrungen des Weltkrieges aus. Die Lehren, die daraus für die Zukunft gezogen werden, lauten:

Modern ausgerüstete Heere könnten einander nicht mehr entscheidend schlagen; denn auch in Zukunft werde der Stellungskampf die typische Kampf-

[1]) Buchfink, Der Krieg von Gestern und Morgen. S. 28. [2]) G. Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft. S. 91f. [3]) A. Caspary, Wirtschafts-Strategie und Kriegführung. S. 130. [4]) Soldan, S. 91 u. 95. [5]) Marx, Die Marne — Deutschlands Schicksal? S. 35. [6]) Soldan, S. 92. [7]) Soldan, S. 99.

form bilden und daher eine durchschlagende Schlachtentscheidung nicht zu erzielen sein. Jede Vervollkommnung der Kriegstechnik werde wahrscheinlich in noch höherem Maße als im Weltkriege jeden Schlachtenerfolg aufheben und damit eine militärische Entscheidung hintanhalten[1]).

Vor dem Gas werde ein „Cannae" zur Papierweisheit[2]).

Der Operationskrieg stelle eine überwundene Form der Kriegführung dar; einem Gegner, der über alle Mittel moderner Technik verfüge, sei es immer möglich, die Operation zu hemmen, indem er ihr einen Materialdamm entgegenstelle[3]).

An der Schlacht werde man im neuzeitlichen Kriege „wenig Interesse" haben[4]). Von dem Grundgedanken der „Vernichtungsstrategie" führe schon der Gedanke weg, daß sich der Krieg gegen das Hinterland, gegen Hauptstadt und Industriezentren des Feindes richte. Statt den Gegner durch Heranziehung immer neuer Materialmengen zu vernichten, werde es „rationeller" sein, ihm die Materialquellen abzuschneiden und wegzunehmen[5]). Die europäischen Kriege der Zukunft würden daher wieder so aussehen wie die Kriege Turenne oder des Prinzen Eugen und durch Politik und Wirtschaft entschieden werden[6]).

Zukünftig werde man sich des geistigen und des Wirtschaftskrieges in weitestgehendem Maße bedienen, voraussichtlich sogar mit noch größerem Erfolge als im Weltkriege[7]).

Früher habe das Schicksal eines Landes lediglich vom Schicksal seines Heeres abgehangen. Heute sei es möglich, durch den Wirtschaftskrieg und die Fernkampfwaffen über das Kampfheer hinweg seine und des feindlichen Volkes Lebensadern zu treffen. Beide Parteien würden davon um so ausgiebiger Gebrauch machen, je mehr sie erkennen, daß das Ringen der Heere zu keiner Entscheidung führe. Das Volk im Volke zu treffen wirke schneller und zuverlässiger entscheidend, als es in seiner Armee schlagen zu wollen[8]).

Das Streben der Kriegsvorbereitung müsse also, wenn sie sich nicht dem Vorwurf schwerster Versäumnis aussetzen wolle, darauf gerichtet sein, auf Kosten aller anderen Rüstungen vor allem das Flugwesen zur höchsten Leistung auszubauen. Je klarer dieses Ziel erkannt, je schärfer mit jeder Überlieferung einer hinter uns liegenden Epoche der Kriegskunst gebrochen werde, desto größer sei die Wahrscheinlichkeit, im Zukunftskriege den Sieg zu erringen[9]).

---

[1]) Soldan, S. 91f. u. 98f. [2]) Soldan, S. 75. [3]) Buchfink, S. 17. [4]) Caspary, Wirtschafts-Strategie und Kriegführung. S. 158. [5]) Caspary, Wissen und Wehr 1931, Heft 4, S. 225. [6]) Caspary, Wirtschafts-Strategie und Kriegsführung. S. 159. [7]) Soldan, S. 94. [8]) Soldan, S. 101 und 99. [9]) Buchfink. S. 32.

In scharfer Zuspitzung auf die Frage der Kriegsentscheidung darf man diese Meinungen in drei Punkte zusammenfassen:

1. Die Waffenentscheidung, die Schlacht, überhaupt der militärische Krieg haben ihre bisherige überragende Bedeutung als kriegsentscheidende Faktoren eingebüßt. Sie sind nicht mehr imstande, die Entscheidung des Krieges zu erzwingen.
2. Dafür sind Wirtschaftskrieg und geistiger Krieg kriegsentscheidende Faktoren erster Ordnung geworden.
3. Das wirksamste und zuverlässigste kriegsentscheidende Mittel der Zukunft ist der große Luftangriff gegen die Lebenszentren des Feindes, der sogenannte gerade Stoß gegen den feindlichen Widerstandswillen. Er ist das Mittel, den Krieg in kurzer Zeit zu entscheiden.

Diese Ansichten stützen sich einerseits auf die Erfahrungen des Weltkrieges und andererseits auf die Umwandlung des Kriegswesens seit dem Weltkriege. Nach diesen beiden Richtungen hin gilt es nun, ihre Stichhaltigkeit nachzuprüfen.

Zunächst soll untersucht werden, ob die Erfahrungen des Weltkrieges wirklich zu den Schlüssen führen, zu denen die neuere Schule gelangt ist.

Ich beginne mit der Prüfung der Frage, welche Bedeutung die Schlacht für den Verlauf und den Ausgang des Weltkrieges gehabt hat. Dabei verstehe ich nach dem Vorbilde der Vorschrift „Führung und Gefecht" unter Schlacht jede größere Kampfhandlung.

Ich frage nun: Was hat die Schlacht im Weltkriege für den Verlauf des militärischen Krieges und seiner Glieder — der einzelnen Operationen und Feldzüge — und für den Ausgang, die Entscheidung des ganzen Krieges bedeutet? Ich frage insbesondere: Hat die Schlacht im Weltkriege tatsächlich nicht mehr die Kraft gehabt, die Kriegshandlung voranzutreiben oder aufzuhalten, die Operationen und Feldzüge und den ganzen Krieg zu entscheiden? Hat sie tatsächlich nichts anderes mehr vermocht, als auf beiden Seiten ohne jeden Erfolg bloß riesenhafte Opfer zu verschlingen?

Ich frage also nur nach der Wirkung der Schlacht, nach ihrem Einfluß auf den Fortgang der Kriegshandlung; denn das ist der Punkt, auf den es hier einzig und allein ankommt.

Ich frage also nicht, inwiefern sich die Schlachten des Weltkrieges in anderer Hinsicht von den früheren Schlachten unterscheiden. Ich weiß sehr wohl, daß die Unterschiede sehr groß sind, daß die Schlachten des Weltkrieges räumlich und zeitlich eine erheblich größere Ausdehnung als frühere Schlachten haben, daß sie sich nicht mehr so klar von der übrigen Kriegshandlung abheben wie früher. Aber alle diese und andere Unterschiede sind für meine Untersuchung unerheblich,

ebenso unerheblich wie z. B. der Umstand, ob eine Schlacht durch Umfassung oder Durchbruch, mit oder ohne Tanks, mit oder ohne Gas gewonnen worden ist.

Fragt man nun nur nach der Wirkung der Schlacht, nach ihrer Bedeutung für den Gang der Kriegshandlung, so kann die Antwort nach meiner Ansicht nur lauten:

Auch im Weltkriege war die Schlacht das eigentlich Wirksame, war sie das, was die Kriegshandlung, die einzelnen Operationen, die einzelnen Feldzüge vorantrieb oder in siegreicher Abwehr aufhielt; war sie das, was die Lage bald ins Gleichgewicht brachte, bald das Gleichgewicht wieder aufhob und dann die Handlung wieder in Gang brachte. Auch im Weltkriege waren die Schlachten die entscheidenden Wendepunkte für den Verlauf der Kriegshandlung.

Freilich, das wird man zugeben müssen: ein großer, den ganzen Krieg mit einem Schlage entscheidender Sieg ist im Weltkriege keiner Partei zugefallen. Dafür zählt der Weltkrieg aber zahlreiche Schlachten, die einer ganzen Operation die entscheidende Richtung gaben; Siege, die Schlag auf Schlag andere Siege nach sich zogen; Schlachten, die einen ganzen Feldzug entschieden, ja darüber hinaus auf Jahre die allgemeine Lage bestimmten.

Ich brauche nur an die Marneschlacht und daran zu erinnern, daß im Osten das innere Verhältnis der Gegner zueinander bis zum Schluß unter der Nachwirkung des großen deutschen Sieges bei Tanne..berg und der schweren ersten Niederlage unserer Bundesgenossen in Galizien stand.

Ich erinnere an die weittragenden Folgen der Durchbruchsschlacht bei Gorlice, deren gewaltige Ausmaße sich doch wahrlich in der Kriegsgeschichte sehen lassen können.

Ich erinnere an die große Schlacht in Frankreich im Jahre 1918, die uns bis auf Haaresbreite an die Möglichkeit des Enderfolges heranführte und deren Scheitern für uns doch nichts Geringeres bedeutete, als daß wir die Hoffnung, den Krieg zu gewinnen, endgültig begraben mußten.

Ich erinnere an die Schlacht bei Soissons am 18. Juli 1918, die uns im Westen endgültig in die reine Abwehr zwang; an die Schlacht des 8. August 1918, die unsere Obersten Gewalten nötigte, an die Anknüpfung von Friedensverhandlungen zu denken und sich einzugestehen, daß der Krieg für uns verloren sei.

Ich erinnere daran, daß diese Schlacht unsere Westfront, die vier Jahre lang allen Stürmen siegreich widerstanden hatte, ins Wanken und Weichen brachte.

Damit wäre aber die Behauptung, daß unsere größten Siege im Weltkriege mit geradezu fabelhaften Siegestrophäen vom Standpunkte der Kriegsent-

scheidung aus bloße Episoden geblieben seien, nicht widerlegt. Sie soll und kann auch gar nicht widerlegt werden; denn sie ist richtig. Es kommt vielmehr darauf an, die Tatsache, daß z. B. Tannenberg und andere ähnliche Siege bloße Episoden blieben, richtig zu würdigen und einzusehen, daß es sich hierbei durchaus nicht um etwas grundsätzlich Neues handelt.

Denn die Tatsache erklärt sich doch auf die allereinfachste Weise daraus, daß unsere größten Siege im Weltkriege stets nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der feindlichen Gesamtmacht vernichtet haben und nicht die feindliche Hauptmacht, wie das z. B. 1870 bei Metz und Sedan der Fall war. Nicht die absolute Größe eines Sieges ist ausschlaggebend, sondern die Bedeutung, die er für das Ganze hat.

Clausewitz sagt, daß die Wirkungen eines Sieges steigen, „je mehr die Schlacht Hauptschlacht, d. h. je mehr in ihr die ganze Streitkraft vereinigt, je mehr in dieser Streitkraft die gesamte Kriegsmacht, und in der Kriegsmacht der ganze Staat enthalten ist[1])". Dieser Ausspruch gilt auch mit umgekehrten Vorzeichen, d. h. je weniger die von Clausewitz genannten Voraussetzungen gegeben sind, um so geringer sind die Wirkungen des Sieges.

Mißt man den Weltkrieg und seine Erscheinungen mit dem Maßstabe, den seine jedes frühere Maß übersteigenden Größenverhältnisse erfordern, dann versteht man ohne weiteres, warum in ihm unsere Cannae-Siege ebenso bloße Episoden geblieben sind wie etwa die Cannae-Siege der Österreicher bei Maxen und Landeshut im Siebenjährigen Kriege. Hieraus erklärt sich auch zum größten Teil der angebliche Gegensatz der Siege des Weltkrieges zu den kriegsentscheidenden Siegen Friedrichs des Großen, Napoleons und Moltkes. Im übrigen aber bleibt von diesem Gegensatz bei näherem Zusehen ohnehin nicht sehr viel übrig.

Welches sind denn die kriegsentscheidenden Siege dieser Feldherren?

Die großen Siege, an die man im ersten Augenblick denkt — Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen, Marengo, Ulm, Jena und Auerstädt, Leipzig, Gravelotte-St. Privat, Sedan —, haben nicht den Krieg, sondern nur einen Feldzug entschieden.

Als kriegsentscheidende Siege könnte man nur nennen: bei Friedrich: allenfalls Kesselsdorf; bei Napoleon: Austerlitz, Friedland und Wagram; bei seinen Gegnern: Belle-Alliance; bei Moltke: Königgrätz.

Aber auch diese kleine Liste schrumpft bei strenger Prüfung noch weiter zusammen. Denn Kesselsdorf war mehr der letzte Druck auf die Waage als ein den Gegner niederwerfender Sieg; bei Friedland und Wagram und vielleicht auch bei Austerlitz war es weniger die Größe des Sieges als die Ermattung beider Teile,

[1]) Clausewitz, Vom Kriege. 4. Buch, 10. Kapitel.

die zum Frieden führte; und Königgrätz hat den Krieg nur deshalb entschieden, weil Bismarck dafür sorgte, daß der gefährliche zweite Teil des Krieges ausfiel.

Nur Belle-Alliance kann als kriegsentscheidender Sieg in des Wortes wahrster Bedeutung gelten. Das liegt daran, daß dort nicht nur der größte Teil der Streitmacht Napoleons, sondern mit ihr der Staat zertrümmert wurde; denn 1815 bestand Napoleons Staat im wesentlichen nur noch aus der Armee.

Ganz allgemein wird man sagen können: Ist die Streitmacht nicht zugleich auch der Staat, wird also mit der Streitmacht nicht auch der Staat zertrümmert, dann hat selbst der größte Sieg nicht notwendig die Kraft, den Krieg zu entscheiden. Es wird vielmehr ganz darauf ankommen, wie der feindliche Staat, wie Regierung und Volk die vernichtende Niederlage aufnehmen, welches Maß des Widerstandsvermögens und vor allem des Widerstandswillens ihnen dann noch bleibt. Die Schlachten bei Cannae und Sedan lehren das deutlich.

Je mehr auf beiden Seiten der zähe leidenschaftliche Wille vorhanden ist, die Sache bis aufs äußerste auszukämpfen, um so weniger wird ein noch so großer Sieg die Kraft haben, den Krieg mit einem Schlage zu entscheiden. Und diese Voraussetzung traf im Weltkriege in hohem Grade zu.

Siege, die einen Feldzug entscheiden, finden sich in der Kriegsgeschichte häufiger; solche, die einen ganzen Krieg entscheiden, gehören, wie schon Clausewitz festgestellt hat[1]), zu den seltensten Ausnahmen. Wenn ein solcher seltenster Ausnahmefall im Weltkriege nicht eingetreten ist, so berechtigt uns das nicht dazu, die Siege des Weltkrieges in einen grundsätzlichen Gegensatz zu den Siegen in früheren Kriegen zu stellen.

Nun könnte man einwenden: „Es mag allerdings im Weltkriege Schlachten von sehr weittragender Wirkung gegeben haben; damit ist aber doch die Behauptung, daß die Schlacht die Entscheidung nicht erzwungen habe, nicht widerlegt; denn die letzte, die eigentliche Entscheidung des Krieges ist doch nicht durch Schlachten herbeigeführt worden; Du gibst ja selbst zu, daß eine kriegsentscheidende Hauptschlacht nicht geschlagen wurde."

Ganz gewiß, eine solche siegreiche, das feindliche Heer zertrümmernde und zur Flucht und zu schleunigem Friedensschluß zwingende Hauptschlacht fehlt im Weltkriege. Unsere Westfront, unsere Haupt-Streitmacht ist bis zuletzt von keiner vernichtenden Niederlage betroffen worden. An ihrer festen Haltung, an ihrem Heldentrotz scheiterten bis zuletzt alle Versuche Fochs, zu dieser siegreichen Hauptschlacht zu kommen.

Aber damit ist die Frage noch keineswegs entschieden.

Wo steht denn geschrieben und mit welchem Recht dürfte die Kriegstheorie zugeben, daß Kriege nur durch solche siegreiche Hauptschlachten entschieden

[1]) Vom Kriege, 4. Buch, 11. Kapitel.

werden? Die Kriegstheorie würde ja mit der gesamten Kriegsgeschichte in Widerspruch geraten, wenn sie dies zugeben wollte; denn in den allermeisten Kriegen haben Siege geringen Gewichts die letzte Entscheidung gebracht, war es mehr die Gesamtlage als der Druck eines einzelnen gewaltigen Schlages, was zum Frieden führte.

Außerdem darf man ja nicht die Westfront allein ins Auge fassen. Wie war es denn an den anderen Fronten?

Auf diese Frage kann man doch nur antworten: Es waren Schlachten, die am 15. September 1918 die mazedonische Front, am 19. September die Palästina-Front und Ende Oktober 1918 die italienische Front zerbrachen, den Abfall unserer sämtlichen Bundesgenossen herbeiführten, unseren Feinden den Weg in Flanke und Rücken unserer noch aufrechtstehenden Fronten im Westen und Osten öffneten und so die Möglichkeit zu einem Cannae größten Stils vorbereiteten.

Und wenn wir nun den Blick nochmals zur Westfront zurückwenden — wie war es denn da?

Da ist zunächst der große Wendepunkt des ganzen Krieges *Mitte Juli 1918, der entscheidende Punkt, wo das ganze Gewicht des Krieges, vermehrt durch die immer mehr anschwellenden Massen der Amerikaner, auf uns zurückschlug.*

Wer möchte bestreiten, daß diese entscheidende Wendung durch eine Schlacht erzwungen wurde?

Aber auch nachher waren es doch Schlachten — oder, wenn man lieber will, Kampfhandlungen — durch die unser Westheer von Stellung zu Stellung zurückgedrängt wurde, bis schließlich eine Kampflage entstand, die sich nach den Worten Ludendorffs nur noch entscheidend verschlechtern konnte; eine Kampflage, die zusammen mit der Lage an den anderen Fronten unserer Obersten Heeresleitung am 28. September 1918 den schweren Entschluß abzwang, Waffenstillstands- und Friedensangebot für äußerst dringlich zu erklären.

Und auch fernerhin, bis zum 11. November 1918, waren es Schlachten, durch die Foch unsere Westfront unter stärkstem Druck hielt und sie zu weiterem Ausweichen nötigte.

Wenn es im Weltkriege große Kampfhandlungen gibt, die dem Begriff einer Hauptschlacht nahekommen, dann gehören doch ohne Frage diese Kämpfe an der Westfront im Sommer und Herbst 1918 dazu. Ihr gewaltiges Ausmaß erkennt man allein schon daran, daß sie uns vom 18. Juli bis zum 11. November schätzungsweise 420 000 Tote und Verwundete und etwa 340 000 Gefangene und Vermißte gekostet haben. „Kein Wort, kein Lied", so sagt Volkmann mit Recht, „kann der Größe des Heldentums gerecht werden, das unser Westheer

in diesen Kämpfen gegen täglich wachsende Übermacht bewiesen hat. Wohl wurde es Schritt für Schritt zurückgedrängt, aber bis zur letzten Stunde blieb es ungeschlagen und zu weiterem Widerstande fähig."

Und doch waren es diese Kämpfe, die den Krieg entschieden haben.

So gering auch, an dem gewaltigen Mißverhältnis der Macht gemessen, die Vorteile waren, die Foch unserem Westheere abgewann, sie genügten doch, im Zusammenhang mit der Gesamtlage die Entscheidung zu erzwingen. Es war zwar Foch nicht gelungen, uns niederzuwerfen und kampfunfähig zu machen. Aber das ist zur Entscheidung des Krieges auch gar nicht in jedem Falle notwendig. In den meisten Fällen genügt es vielmehr, wie schon Clausewitz sagt, den Gegner in einen Zustand zu versetzen, daß er nach Wahrscheinlichkeit mit der Kampfunfähigkeit bedroht sei[1]).

Und das hatte Foch erreicht.

Gewiß, wir konnten weiterkämpfen. Und wir mußten weiterkämpfen. Aber nicht, um das Schicksal des Krieges zu wenden, sondern nur noch, um den Preis zu erhöhen, den unsere Feinde für den vollen militärischen Erfolg zu zahlen hatten, und um dadurch auf die Höhe ihrer Forderungen zu drücken.

Nun könnte man vielleicht einwenden, daß ja der Entschluß Hindenburgs und Ludendorffs vom 28. September 1918 gar nicht die eigentliche Entscheidung des Krieges darstelle, daß diese erst später gefallen sei, und daß dabei nicht-militärische Dinge ausschlaggebend gewesen seien.

In der Tat, man könnte vielleicht darüber streiten, was denn die eigentliche, die letzte Entscheidung im Kriege gewesen sei. Ich meine aber: Bei der Beantwortung dieser Frage muß doch der Augenblick mit in die engste Wahl gestellt werden, wo der Feldherr, hier durch ein Feldherrnpaar wie Hindenburg und Ludendorff vertreten, zum Staatsmann sagt: „Mit meinen Mitteln ist nichts mehr zu machen; jetzt hat die Politik das entscheidende Wort. Sieh' zu, daß du schleunigst Waffenstillstand und Frieden zustande bringst!"

Schwerer scheint auf den ersten Blick folgender Einwand zu wiegen: „Du magst vielleicht recht haben mit der Ansicht, daß die Kriegsentscheidung am 28. September gefallen und durch Schlachten erzwungen worden sei; aber du urteilst dabei nach der bloßen äußerlichen Veränderung der blauen und roten Linien auf der Kriegskarte; du gehst ja vollständig über die inneren Ursachen hinweg, die zu dieser Veränderung des Kartenbildes und der Kriegslage und zum Entschluß vom 28. September 1918 geführt haben; du übersiehst ja, daß die Blockade und die feindliche Propaganda und nicht etwa militärische Dinge die eigentlichen Ursachen sind, die den Krieg entschieden haben."

Dazu ist zweierlei zu sagen:

[1]) Clausewitz, Vom Kriege, 1. Buch, 1. Kapitel, Ziff. 4.

Erstens: derartige nicht-militärische Einflüsse sind durchaus nichts grundsätzlich Neues, ganz und gar keine besondere Eigentümlichkeit des Weltkrieges. Sie haben von jeher zum Wesen des Krieges gehört und werden immer dazu gehören. Es ist ja doch nicht so, wie man vielfach liest und hört, daß der Krieg heute kein rein militärischer Vorgang mehr sei. Er war es niemals, auch da nicht, wo es bei oberflächlicher und einseitiger Betrachtung so scheinen könnte, wie z. B. im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71. Die genannten Einflüsse ändern daher nicht das geringste an der Bedeutung der Schlacht.

Zweitens handelt es sich hier ja gar nicht darum, zu erklären, warum die Mittelmächte von Mitte 1918 ab einen militärischen Mißerfolg nach dem andern erlitten, und warum insbesondere auch die deutsche Westfront von diesem Zeitpunkte an nachgab. Was sollen denn die Zersetzungserscheinungen auf deutscher Seite an der Bedeutung der Schlacht ändern? Es ist doch wahrhaftig nichts Neues, nichts Ungewöhnliches, daß in einem Heere nach einem jahrelangen Verzweiflungskampfe gegen erdrückende Übermacht schließlich Zersetzungserscheinungen eintreten, besonders von dem Augenblicke an, wo der Glaube an den Sieg zu schwinden beginnt. Wo käme die Kriegstheorie hin, wenn sie zugeben wollte, daß die Bedeutung der Schlacht für den Verlauf der Kriegshandlung und für den Ausgang des Krieges bestritten werden dürfe, wenn die Schwächemomente, auf denen der Schlachterfolg wesentlich beruht, auf nicht-militärische Wurzeln zurückgehen?

Mit einer derartigen Methode könnte man schließlich etwa den Sieg Friedrichs des Großen bei Roßbach oder die Siege der französischen Revolutionsheere über die Koalitionsmächte oder die Siege Napoleons im Jahre 1806 oder die Siege der Verbündeten über Napoleon im Herbst 1813 als belanglos für den Ausgang des Krieges bezeichnen. Mit dem gleichen Recht könnte man auch die kriegsentscheidende Bedeutung eines Sieges bestreiten, der mit erdrückender Übermacht erfochten wurde. Mögen die Schwächemomente beim Gegner noch so groß, mag die allgemeine Lage für ihn noch so schlimm sein, eine Schlacht und ein Sieg sind notwendig, wenn man daraus Nutzen ziehen will.

Wenn es nur auf die Schwächemomente ankäme, hätte Friedrich der Große den Siebenjährigen Krieg spätestens nach Kunersdorf von Rechts wegen verlieren müssen. Er hat ihn nicht verloren, weil seine Feinde das vermieden, was Foch immer wieder mit heißem Herzen und unbeugsamer Energie anstrebte, den Sieg in der Schlacht, den großen militärischen Erfolg.

Die Schwächemomente müssen sorgsam aufgespürt und gewürdigt werden, wenn die Kriegsgeschichte den inneren Ursachen für den Verlust einer Schlacht nachgeht. Sie bestimmen wesentlich den Ausgang der Schlacht, aber an der

grundsätzlichen Bedeutung dieses Ausgangs für das Fortschreiten der Kriegshandlung — und nur darum handelt es sich hier — ändern sie nicht ein Jota. Die Kriegstheorie hat ja solche Schwächemomente von Hause aus in ihre Rechnung aufgenommen.

Die Behauptung, die Schlacht habe im Weltkriege die Entscheidung nicht zu erzwingen vermocht, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Sie steht, wie mir scheinen will, zu sehr im Banne des Eindrucks, daß es uns nicht gelungen ist, zuerst Frankreich und dann Rußland niederzuwerfen; sie läßt sich allzu sehr durch die Tatsache beeinflussen, daß vier Jahre lang von beiden Seiten vergeblich an der Westfront gerüttelt wurde. Und sie sieht die letzten Kämpfe, die doch unbestreitbar die Entscheidung brachten, zu einseitig unter dem Einfluß des Ehrenstandpunktes, d. h. der Frage, ob wir im wahren Sinne des Wortes besiegt waren oder nicht. Ihre letzte Konsequenz ist die Behauptung: die Millionenheere hätten im Weltkriege Fiasko gemacht.

Wäre das wahr, so könnten wir nur bedauern, daß diese Erleuchtung unseren Feinden vorenthalten blieb. Wie ganz anders wäre doch alles gekommen, wenn das Gewicht der erdrückenden Übermacht der feindlichen Millionenheere nicht auf uns gelastet hätte, wenn England und Amerika sich mit kleinen Expeditionsheeren begnügt hätten und wenn nur wir den Glauben an die Macht der größeren Zahl festgehalten hätten.

Ebensowenig wie von einem Fiasko der Millionenheere kann nach dem, was ich bereits ausgeführt habe, von einem Fiasko der militärischen Kriegführung die Rede sein; vor allem nicht in dem Sinne, daß der militärische Krieg die Entscheidung nicht zu erzwingen vermocht habe. Gewiß sind der militärischen Kriegführung andere Faktoren zu Hilfe gekommen. Aber das hat zu allen Zeiten zum Wesen des Krieges gehört.

Zu den eben genannten anderen Faktoren rechnen auch der Wirtschaftskrieg und der geistige Krieg, deren Bedeutung für die Kriegsentscheidung es nun noch zu würdigen gilt.

Der Krieg ist nach Clausewitz eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Zu diesen anderen Mitteln haben zu allen Zeiten auch die wirtschaftliche und die geistige Schädigung des Gegners gehört. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert wurde mit der Feder ebenso heftig gekämpft wie mit dem Schwert. Friedrich der Große und Napoleon wußten die Propaganda ebenso geschickt zu handhaben wie Lord Northcliffe. Und wo man es konnte, hat man auch schon vor dem Weltkrieg den Gegner wirtschaftlich von der Außenwelt abzuschnüren versucht. So z. B. im spanischen Erbfolgekrieg, in den Revolutionskriegen, in den Kriegen Napoleons und ganz besonders auch im amerikanischen Sezessionskrieg.

Etwas grundsätzlich Neues sind also Wirtschaftskrieg und geistiger Krieg nicht. Neu war im Weltkriege nur der große Umfang, der gewaltige Nachdruck und die weittragende Wirkung, mit der diese Waffen angewendet wurden, wobei man aber nicht vergessen darf, daß der amerikanische Sezessionskrieg mindestens in wirtschaftlicher Hinsicht ähnliche Verhältnisse zeigt.

Diese Wirkung zu verkennen oder herabzusetzen, liegt mir völlig fern.

Die Frage, die mich beschäftigt, ist vielmehr nur die, ob man mit Recht sagen kann, daß im Weltkriege der militärische Krieg seine Funktion als kriegsentscheidender Faktor erster Ordnung an den Wirtschaftskrieg und an den geistigen Krieg habe abtreten müssen, und daß es künftig bei dieser Entmachtung des militärischen Krieges bleiben werde.

Die Prüfung dieser Frage ergibt, wie zutreffend auch heute noch die Ansicht von Clausewitz ist, daß die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, also der militärische Erfolg, „der sicherste Anfang und in allen Fällen das Wesentlichste ist".

Wirtschaftskrieg und geistiger Krieg stehen nämlich vollständig auf den Schultern der Politik und des militärischen Krieges. Sie können überhaupt erst wirklich wirksam werden, wenn die Politik und die militärische Kriegführung die notwendigen Voraussetzungen geschaffen haben. Und sie erreichen ihr Ziel nur, wenn diese Voraussetzungen bestehen bleiben. Bis die letzte Entscheidung gefallen ist, können ihre Erfolge jederzeit durch einen großen politischen oder militärischen Erfolg unwirksam gemacht werden.

Was hat denn im Weltkriege die große Wirkung des Wirtschaftskrieges ermöglicht? Doch nur der Erfolg der Politik und der Kriegführung unserer Feinde.

Da ist zuerst die politische Einkreisung der Mittelmächte. Mit der Kriegserklärung folgt ihr die militärische Umstellung; dann die Säuberung der Weltmeere von unseren Schiffen; die erfolgreiche Abwehr unseres Versuchs, die militärische Umklammerung durch Niederwerfen unseres westlichen Gegners zu sprengen; dann das immer engere Schließen des uns umspannenden Ringes, das Hinzutreten immer neuer Mächte zum Bund unserer Feinde; das durch die Beherrschung der Weltmeere und durch die allgemeine politische und militärische Lage ermöglichte gewaltsame Hineinpressen der Neutralen in den Dienst der Blockade, so daß schließlich in wirtschaftlicher Hinsicht die neutralen Grenzen für uns zu Feindesgrenzen wurden. Ganz besonders aber ist zu beachten, daß unsere wirtschaftliche Absperrung, insbesondere die entscheidende Absperrung zur See, mit der die Wirkung des Wirtschaftskrieges stand und fiel, durchaus auf einer militärischen Tatsache ruhte, auf der Seeherrschaft unserer Feinde. Die Seeherrschaft fiel zwar unseren Feinden nicht so sehr durch Waffenentscheidung, als durch eine von beiden Seiten angestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung zu, sie war

aber darum nicht weniger wirksam und war darum nicht weniger eine militärische Tatsache erster Ordnung.

Und wie war es denn mit unserer aktiven Gegenwehr, mit unserem wirtschaftlichen Gegenangriff?

Zwei Bestrebungen sind dabei zu unterscheiden: 1. die Sprengung der Blockade, 2. die unmittelbare wirtschaftliche Schädigung der Feinde durch den U-Boot-Krieg.

Nach der ersten Richtung war nur mit politischen und militärischen Mitteln (Sprengung des uns umklammernden Ringes), nach der zweiten Richtung nur mit militärischen Mitteln etwas zu erreichen. Bloß wirtschaftliche Mittel mußten versagen.

Also auch der Erfolg der Gegenwehr im Wirtschaftskrieg war vollständig vom politischen und militärischen Erfolg abhängig.

Wer all dies bedenkt, wird nicht geneigt sein, den Wirtschaftskrieg als selbständige Kriegsart auf eine Stufe neben oder gar über den militärischen Krieg zu stellen; er wird sich vor dem Fehler hüten, von der unbestreitbar großen Wirkung des Wirtschaftskrieges im Weltkriege frischweg zu schließen, daß künftig die Wirkung die gleiche oder sogar eine noch größere sein werde.

Nur wenn die gleichen Voraussetzungen gegeben sind, darf man dies erwarten, d. h. wenn es wieder wie im Weltkriege gelingt, den Gegner politisch, militärisch und wirtschaftlich ringsherum abzuschließen und auf die Dauer abgeschlossen zu halten und seine aktive Gegenwehr nicht zum Erfolg kommen zu lassen; aber auch dann nur unter den zwei weiteren Voraussetzungen, daß nämlich

1. der Gegner ebensowenig wie wir vor dem Kriege wirtschaftlich vorgesorgt hat, und
2. ihm nicht etwa sein Land das Notwendigste, was er zum Kriege braucht, ausreichend bietet.

Auch sind Fälle denkbar und möglich, wo die Lage keiner Partei die wirtschaftliche Absperrung der andern erlaubt. Solche Fälle, die durchaus nicht weither geholt sind, werden besonders dann eintreten, wenn der Krieg auf zwei Mächte beschränkt bleibt.

Wie verhält es sich nun mit dem geistigen Krieg? Um in dieser Frage klar zu sehen, muß man zwei Dinge scharf auseinanderhalten: 1. den geistigen Krieg, d. h. das Bemühen, mit geistigen Waffen den feindlichen Willen zu zersetzen und zu brechen, und 2. die davon gänzlich unabhängige uralte Tatsache, daß im Kriege ausnahmslos alle Entscheidungen geistig-sittliche, moralische Entscheidungen sind. Diese Tatsache ist so alt wie der Krieg selbst. Sie besteht auch

dann, wenn kein geistiger Krieg geführt wird, und sie ist die allgemeine Voraussetzung für dessen Wirksamkeit.

Wer sich dies vor Augen hält und nicht etwa die Wirksamkeit geistiger Kräfte im Kriege mit dem geistigen Kriege verwechselt, wird es nicht für eine Unterschätzung des Geistigen halten, wenn ich sage, daß Politik und militärischer Krieg für den geistigen Krieg erst die Bedingungen schaffen müssen, unter denen er Erfolg haben kann. Der Weizen des geistigen Krieges blüht erst dann, wenn der Gegner in eine politisch, militärisch und wirtschaftlich schlechte Lage kommt und die Hoffnung auf Sieg schwinden sieht. Einem Gegner, der sich in günstiger Lage befindet, wird die geschickteste Propaganda die Waffen nicht aus der Hand winden. Erst von dem Augenblicke an, als auch in den Reihen unserer Frontkämpfer die Siegeshoffnung zu schwinden begann, hatte die feindliche Propaganda im Weltkriege größere Wirkung. Erfolge der eigenen, Mißerfolge der feindlichen Politik und Kriegführung müssen die Vorbedingungen für den Erfolg des geistigen Krieges schaffen. Sie sind aber hierfür durchaus nicht immer ausreichend. Der Boden muß auch sonst noch für das Aufgehen der Giftsaat der Propaganda geeignet sein. Es gehört noch die Empfänglichkeit der Volksseele dazu, die je nach dem Volkscharakter, aber auch bei einem und demselben Volke je nach der allgemeinen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lage zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden sein kann.

Das Manifest des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1792 hätte auch dann seine Wirkung verfehlt, wenn es geschickter abgefaßt gewesen wäre. Die Propaganda der Verbündeten im Jahre 1815 hatte in demselben Frankreich leichte Arbeit. Unsere Propaganda im Weltkriege wäre auch dann ohne große Wirkung geblieben, wenn sie all die Fehler, die man ihr vorwirft, vermieden, und all die guten Ratschläge, die ihr nachträglich in reichster Fülle zuteil geworden sind, befolgt hätte. Sie ist nicht an ihren Fehlern, sondern an der allgemeinen Lage und an unserer Politik gescheitert. Und ebenso hat die feindliche Propaganda ihren Erfolg nicht eigentlich ihrer größeren Geschicklichkeit und Rührigkeit, sondern in erster Linie der Entwicklung der Gesamtlage zu verdanken. Unter den Umständen, die sie begünstigt haben, ist vor allem wieder unsere Politik zu nennen, die es nicht zu verhindern vermocht hat, daß unser Volk über der Frage nach Sinn und Zweck des Krieges in zwei feindliche Lager auseinander brach.

Ausschlaggebend für den Erfolg der Propaganda ist eben nicht die Geschicklichkeit und Rührigkeit — sondern die breite Woge der allgemeinen politischen und militärischen Entwicklung, der geistigen Zeitströmungen, der Ideen trägt die geistige Kriegführung ans Ziel. Unda fert, nec regitur, heißt es auch hier.

Die beste Propaganda ist und bleibt eine gute Politik, die günstige Bedingungen für den Krieg schafft, und eine erfolgreiche militärische Kriegführung.

Es bleibt nun noch zu untersuchen, wie die Umwandlung des Kriegswesens seit dem Weltkriege auf das Problem der Kriegsentscheidung einwirkt.

Den Wirtschaftskrieg lasse ich dabei ganz aus dem Spiel. Was sich Grundsätzliches darüber sagen läßt, habe ich bereits ausgeführt.

Der geistige Krieg hat als Angriffs- und als Abwehrwaffe seit dem Weltkriege erhöhte Bedeutung gewonnen, weil faktisch der Unterschied zwischen Kämpfer und Nichtkämpfer, zwischen Front, Etappe und Heimatgebiet stark verwischt ist, und weil gewissermaßen das ganze Volk in die Kampffront eingerückt ist und durch das kämpfende Heer nicht mehr so wie früher gegen die Schrecken des Krieges geschützt werden kann. Dadurch sind die Aussichten eines geistigen Angriffs gegen den Widerstandswillen des feindlichen Volkes gewachsen und die Abwehrmaßnahmen gegen einen solchen Angriff und gegen die moralische Wirkung von Fernangriffen ganz unerläßlich geworden.

Bei der eigentlichen Kriegshandlung ist insofern seit dem Weltkriege ein bedeutsamer Wandel eingetreten, als zu dem Kampf bisheriger Art gegen das feindliche Heer noch der Fernangriff mit weittragenden Geschützen und mit Flugzeugen gegen die Lebenszentren des Feindes, der sogenannte gerade Stoß gegen den feindlichen Widerstandswillen, getreten ist.

Auf diese beiden Arten der Kriegshandlung darf ich noch einen kurzen Blick aus der Vogelschau werfen.

Ich beschränke mich dabei auf die folgenden beiden Fragen:

1. Was spricht dagegen, daß der Kampf Heer gegen Heer, mit anderen Worten die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, auch künftig seine alte Bedeutung für die Kriegsentscheidung behaupten wird?
2. Wie ist die Aussicht zu beurteilen, einen künftigen Krieg mit einem Schlage durch den sogenannten geraden Stoß in das Herz des feindlichen Widerstandswillens zu entscheiden?

Zur ersten Frage weise ich zunächst auf die Meinung hin, der wir bereits begegnet sind, daß der Stellungskrieg die typische Kampfform auch des künftigen Krieges sein werde, daß es einem neuzeitlich ausgerüsteten Heere jederzeit möglich sei, mit Hilfe des sogenannten Materialdamms die Operation des Gegners zu hemmen und dadurch jede militärische Entscheidung unmöglich zu machen.

Diese Meinung krankt an unklaren Vorstellungen. Da ist zunächst der mehrdeutige Begriff des Stellungskrieges. Wenn damit gemeint ist, daß man auch in Zukunft zu Schutz und Trutz ausgiebig von der Verstärkung des Geländes Ge-

brauch machen und um befestigte Stellungen wird kämpfen müssen, so wird man dieser Ansicht unbedingt zustimmen können.

Offensichtlich ist aber gemeint, daß ein Stellungskrieg wiederkehren werde, wie wir ihn im Weltkrieg erlebt haben, d. h. ein Kampf um zusammenhängende, von einem unüberwindlichen Hindernis zum anderen reichende, die ganze Breite des Operationsraumes sperrende befestigte Stellungen.

Dieser Ansicht sind merkwürdigerweise gerade auch solche Militärschriftsteller, die vom Fiasko der Millionenheere im Weltkriege sprechen und für die Zukunft nur kleine Qualitätsheere gelten lassen. Dabei wird vollständig übersehen, daß es ja gar nicht allein die Materialwirkung und die Kriegstechnik waren, die im Weltkriege zum Erstarren der Fronten geführt haben, sondern daß die Millionenheere eine mindestens ebenso notwendige Voraussetzung dafür waren.

Ohne die Millionenheere wäre es trotz Kriegstechnik und trotz der abstoßenden Kraft der neuzeitlichen Waffen unmöglich gewesen, die ganze Breite der Kriegsschauplätze im Westen, Osten und Süden wirksam abzusperren.

Daß diese offensichtliche Tatsache übersehen wird, dazu mag der unglückliche, zu falschen Vorstellungen verleitende Begriff des „Materialdamms" auch das Seine beitragen. Kriegswissenschaftliche Begriffe müssen, wie Clausewitz mit Recht fordert, möglichst dicht am Boden der Wirklichkeit gehalten werden und der Sache möglichst genau entsprechen. Der Begriff des Materialdamms genügt dieser Forderung nicht. Er ist der Typ eines kriegswissenschaftlichen Begriffs, wie er nicht sein soll. Ein bloßer Materialdamm vermag keine Operation zu hemmen. Es müssen genügend Kämpfer dahinter stehen, ihn zu halten. Auch im Zeitalter der Mechanisierung. Denn selbst mechanisierte Waffen brauchen viele Menschen, wenn auch in anderer Tiefengliederung als früher. Es ist einfach nicht wahr, daß das Material an die Stelle des Menschen getreten ist.

Verschwinden die Millionenheere, werden die Heere der Zukunft tatsächlich kleine Qualitätsheere von 200 000—400 000 Mann sein, dann ist ein Stellungskrieg wie im Weltkriege auf großräumigen Kriegsschauplätzen unmöglich. Jedenfalls so lange unmöglich, als man nicht imstande ist, durch Großflächenvergasung mit einem bei jedem Wetter wirksamen Gas die großen Räume abzusperren, die das kleine Qualitätsheer nicht zu sperren vermag.

So lange man noch nicht so weit ist, wird bei kleineren Heeren der Bewegungskrieg wieder möglich und ein Cannae durchaus keine Papierweisheit sein.

Bleibt es bei Massenheeren, die groß genug sind, die ganze Breite des Operationsraumes abzuriegeln, dann ist die Möglichkeit gegeben, daß es wieder zu einem Stellungskriege nach dem Muster des Weltkrieges kommt.

Aber auch dann wird durchaus nicht, wie behauptet wird, jede militärische Entscheidung hintangehalten oder unmöglich gemacht. Das lehrt schon die Erfahrung des Weltkrieges, wenn man sie unbefangen zu erfassen sucht. Und die erst nach dem Weltkriege zu voller Leistungsfähigkeit entwickelten neuen Waffen, das Gas, die Tanks, die Luftwaffe, werden — so scheint es mir wenigstens — die Aufgabe, aus dem Stellungskrieg herauszukommen, eher erleichtern als erschweren.

Auch sonst vermag ich unter all den Faktoren, die beim neuzeitlichen Krieg zu berücksichtigen sind, keinen zu entdecken, der die Kraft hätte, eine militärische Entscheidung des Krieges unmöglich zu machen.

Auch der Gedanke, daß es rationeller sei, dem Feinde die Materialquellen abzuschneiden, anstatt seine Streitkraft zu vernichten, erscheint mir recht wenig glücklich. Die Absicht ist ohne Frage rationell, so rationell wie die berühmte Absicht der Mäuse, der Katze eine Schelle anzuhängen. Aber dort wie hier hat die Katze auch ein Wörtchen mitzureden. Man kann zwar seine Unternehmungen vorzugsweise auf solche Gegenstände richten, die den feindlichen Schaden, d. h. den materiellen Schaden, vergrößern. „Nichts ist leichter", so lehrt Clausewitz[1]), „als sich zwei verschiedene Richtungen unserer Streitkraft zu denken, von denen die eine bei weitem den Vorzug verdient, wenn es darauf ankommt, den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn vom Niederwerfen nicht die Rede ist und sein kann, einträglicher ist". Wer aber solche einträglicheren, rationelleren Wege einschlagen will, tut gut, sich von Clausewitz auch darüber belehren zu lassen, daß das Einverständnis des Gegners dazu notwendig ist. Wer vergißt, daß im Kriege alles unter einem höchsten Gesetze, dem der Waffenentscheidung, steht, wer ohne Rücksicht hierauf den Krieg nach wirtschaftlichen statt nach militärischen Gesichtspunkten führen zu dürfen glaubt, dem wird ein Gegner, der ein scharfes Schwert führt, gar bald durch harte Schläge die Lust austreiben, den „Turenne" zu spielen.

Es bleibt eben auch heute dabei, daß da, wo die Waffenentscheidung „faktisch vom Gegner in Anspruch genommen wird, dieser Rekurs niemals versagt werden kann, daß also der Kriegführende, welcher einen anderen Weg gehen will, sicher sein muß, daß der Gegner diesen Rekurs nicht nehmen, oder seinen Prozeß an diesem höchsten Gerichtshofe verlieren werde[2])".

Kurz, ich glaube, daß es auch im künftigen Kriege heißen wird: Strebet in erster Linie nach einem großen militärischen Erfolg, nach der Vernichtung der feindlichen Streitkraft, dann wird euch alles andere von selbst zufallen.

Ich darf nun noch einen kurzen Blick auf die Frage werfen, ob der große

[1]) Vom Kriege, 1. Buch, 2. Kapitel.
[2]) Clausewitz, Vom Kriege. 1. Buch, 2. Kapitel.

Luftangriff auf die Lebenszentren des Feindes Aussicht auf sofortige Entscheidung des Krieges bietet.

Ich will diese Frage nur unter der denkbar günstigsten Annahme beleuchten, daß der Luftangriff hundertprozentig gelingt, daß also das angegriffene Objekt — etwa die Hauptstadt oder ein großes Industriezentrum — nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen darstellt, aus dem alles Leben entschwunden ist.

Wird nun dieser Erfolg mit unbedingter Notwendigkeit den feindlichen Widerstandswillen brechen?

Das ist die entscheidende Frage! Eine allgemeingültige Antwort läßt sich nicht geben. Es wird ganz auf den besonderen Fall ankommen.

Der materielle Schaden wird selten so groß sein, daß er dem Feinde tatsächlich die Fortsetzung des Krieges unmöglich macht. Darauf wird überhaupt um so weniger zu rechnen sein, je mehr sich der Gegner planmäßig und von langer Hand her auf einen solchen Fall vorbereitet hat.

Es wird daher stets auf die moralische Wirkung ankommen. Wird sie ausreichen? — Ich meine, daß es ähnlich sein wird, wie mit der Wirkung einer großen, vernichtenden Niederlage im Felde. Zwei äußerste Fälle sind dabei denkbar und möglich:

entweder Panik, völlige Lähmung des Willens,

oder Aufpeitschen des Widerstands- und des Vergeltungswillens bis zur Weißglut, Erwecken von Kräften und Leidenschaften, die sonst nicht wirksam geworden wären.

Also selbst im günstigsten Falle muß man damit rechnen, daß der große Luftangriff nicht zum Ziele führt. Der Angreifer befindet sich dann in der gleichen Lage wie eine Belagerungsarmee, die eine Festung vergeblich durch die Beschießung der Stadt, d. h. durch Bekämpfung der Einwohner statt der Festungswerke und der Besatzung zur Übergabe zu zwingen versucht hat und nun doch noch zur regelrechten Belagerung schreiten muß.

Zwei Folgerungen ziehe ich aus dieser Überlegung:

Erstens erscheint es mir bedenklich, alles auf die Luftkarte zu setzen und alle anderen Rüstungen zugunsten der Entwicklung der Luftflotte zurückzustellen.

Und zweitens erscheint es mir schon aus erzieherischen Gründen geboten, den Gedanken nicht aufkommen zu lassen, daß das materielle Gelingen des großen Luftangriffs notwendig mit der Entscheidung des Krieges gleichbedeutend sei. Es entsteht sonst ein ungeschriebenes Gesetz ähnlich demjenigen, das in früheren Zeiten dem Festungskommandanten die Übergabe der Festung erlaubte, sobald in den Hauptwall Bresche geschossen war, ja in Zeiten der Erschlaffung sogar schon dann, wenn bloß der äußere Grabenrand verloren war.

Ich fasse nun das Ergebnis in wenige Sätze zusammen:

1. Die Erfahrungen des Weltkrieges und die seitdem erfolgte Entwicklung des Kriegswesens bieten keinen Anlaß, mit allen bisherigen Vorstellungen zu brechen und das Erbe von Clausewitz, Moltke und Schlieffen zum alten Eisen zu werfen. Es ist vielmehr meine feste Überzeugung, daß nur derjenige die Aufgaben, die uns die neuere Entwicklung aufgibt, zu bewältigen in der Lage ist, der sich dieses Erbe in unablässiger Arbeit völlig zu eigen macht.
2. Die Schlacht, die Waffenentscheidung, der militärische Krieg sind auch im neuzeitlichen Kriege imstande, die Entscheidung zu erzwingen.
3. Auch der neuzeitliche Krieg wird unter dem einen höchsten Gesetz, dem der Waffenentscheidung, stehen. Auch im neuzeitlichen Kriege wird die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, als der über alles gebietende erscheinen.

   Ich bitte dabei nur zu beachten, daß nach Clausewitz die Waffenentscheidung nicht das einzige, sondern das höchste Gesetz, und die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ebenfalls nicht der einzige Zweck ist, den man im Kriege verfolgen kann, sondern der über alles gebietende.
4. Wirtschaftskrieg und geistiger Krieg können nie mehr sein als unterstützende Handlungen neben der eigentlichen Kriegshandlung.
5. Der gerade Stoß gegen den feindlichen Widerstandswillen *kann* sofort den Krieg entscheiden, mit *Notwendigkeit* führt er aber ebensowenig wie ein „Cannae" oder ein „Sedan" zu diesem Ergebnis.

Zum Schluß ist noch eine kurze ergänzende Überlegung erforderlich:

Gilt das, was ich ausgeführt habe, auch für unser noch immer entmachtetes, wehrpolitisch geknebeltes und verstümmeltes Vaterland? Hat es für uns überhaupt Sinn und Zweck, von Schlacht, Waffenentscheidung, Erzwingung der Kriegsentscheidung, Niederwerfen des Feindes, geradem Stoß gegen den feindlichen Widerstandswillen mit Hilfe einer großen Luftflotte zu reden?

Ich glaube doch!

Gewiß, *wir* können nicht daran denken, unsere Feinde niederzuwerfen oder ihnen ein großes Cannae zu bereiten. Aber unsere *Feinde* können es und müssen es; die Natur der Dinge zwingt sie dazu, mit uns ähnlich zu verfahren wie Moltke 1866 mit den Hannoveranern.

Schon diese Überlegung zeigt, daß es grundverkehrt ist, zu behaupten, daß die bisherigen Vorstellungen vom Kriege für den Sonderfall des entwaffneten Deutschen Reiches nicht gelten, daß wir daher Clausewitz, Moltke und Schlieffen zum alten Plunder legen sollen. Man ersieht daraus, wie gefährlich es ist, wenn die Kriegstheorie von einem Sonderfall ausgeht und einseitig die Lage nur der

einen Seite betrachtet. Zieht man auch die andere Seite in Betracht, so ergibt sich, daß der ganz Schwache vielen Mächtigen gegenübersteht, und daß unser Fall durchaus kein grundsätzlich neuer Fall, sondern so alt ist wie die Kriegsgeschichte überhaupt.

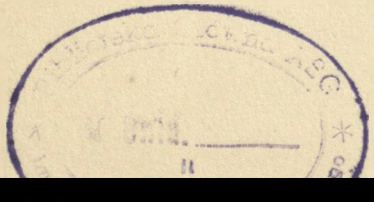
Er gehört zu der ganzen großen Klasse von Fällen, von denen Clausewitz sagt, daß das Niederwerfen des Gegners ein unnützes Spiel der Vorstellungen sein würde, weil nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist[1]).

Wer sich in solcher Lage befindet, dem bleibt nur das Mittel, um Zeitgewinn zu kämpfen und den Gegner zu ermüden. Aber auch dieses Ziel ist nicht ohne Kampf zu erreichen. Verzichtet die Streitkraft des bedeutend Schwächeren auf den Kampf, versagt sie, wie man auch schon empfohlen hat, grundsätzlich die Schlacht, dann ist die Frage nur, wann und wo sie auf neutrales Gebiet übertritt oder im Inland sich umstellen oder mit dem Rücken gegen das Meer drängen läßt, um dann zu kapitulieren. Es muß also auch in diesem Falle, wenn man überhaupt etwas erreichen will, Widerstand mit der Waffe geleistet, gekämpft werden.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu untersuchen, wie ein solcher Kampf, der nur ein uns aufgezwungener Kampf sein kann, in unserer Lage geführt werden soll, ob und welche Aussichten er überhaupt hat. Mir kommt es nur darauf an, zu zeigen, daß auch für diesen Fall all das gilt, was ich ausgeführt habe.

Wer aber nach den Grundsätzen sucht, die für diesen Fall gelten, und nach dem Ethos, das einen solchen schweren Kampf beherrschen soll, der findet beides bei Clausewitz in den Kapiteln über „Volksbewaffnung" und über „Machtverhältnisse".

[1]) Clausewitz, Vom Kriege. 1. Buch, 2. Kapitel.



Die Nachrichtenmittel im neuzeitlichen Kriege

Von Oberst a. D. Hans Pleger

Graf Schlieffen hat gesagt: „Im Kriege darf nur ein Wille und ein Gedanke die sämtlichen Operationen durchwehen, das ist der Wille des Führers, nach dem sich jeder trotz aller Selbständigkeit zu richten hat."

Wie kommt dieser Führergedanke an die Truppe? — Wie Walter Elze treffend darlegt[1]), haben wir Deutsche im Weltkriege ein „Kriegsreich zwischen Nordsee und Kaspischem Meer" geschaffen. Dieses gewaltige Kriegsreich zu regieren, war nur möglich durch ein tadellos funktionierendes technisches Nachrichtennetz, das von allen Seiten die Meldungen und Nachrichten bei der obersten Führung zusammenströmen ließ und in umgekehrter Richtung die Entschlüsse der Führung in Form von Befehlen und Weisungen hinaussandte an die Fronten. In früheren Zeiten war der Feldherr persönlich auf dem Schlachtfelde anwesend. „Die Weite des Kriegsgebietes und die Masse der Heere im Weltkriege machten solche persönliche Anwesenheit . . . unmöglich. Durch die technische Vervollkommnung von Fernsprecher, Fernschreiber und Funkgeräten war im Weltkriege aber etwas völlig Neues geboten . . . Es war die beständige Entschlußgegenwart der Chefs der Heeresleitung an allen Fronten zugleich[2])."

Leider ist diese ungeheure Bedeutung der Nachrichtenmittel vom Heere nicht rechtzeitig erkannt worden.

Die Marine hatte in dieser Hinsicht einen Vorsprung vor dem Heere, da sie gezwungen war, für ihre durch das Wasser räumlich getrennten Kampfeinheiten möglichst vollkommene technische Verständigungsmittel zu schaffen. Die ganzen Vorbedingungen auf den Kriegsschiffen waren hierfür günstig; denn das moderne Kriegsschiff stellt ja eine elektrische Kraftzentrale dar. So kam es, daß die technischen Nachrichtenmittel der Marine nicht nur innerhalb des einzelnen Schiffes, sondern auch innerhalb der Flotte ausgezeichnet entwickelt waren.

Ich werde nun versuchen, in großen Zügen die technische Entwicklung unserer Nachrichtenmittel und ihren Einfluß auf die Kriegführung darzustellen, indem ich den Stand der Technik

[1]) „Der strategische Aufbau des Weltkrieges 1914—1918", Berlin 1933.
[2]) Walter Elze, a. a. O. S. 9

a) im Jahre 1914, b) gegen Kriegsende 1918, c) 1933

behandle und schließlich noch die Frage streife, welche Entwicklung unsere Nachrichtenmittel nehmen müssen, um den Anforderungen des neuzeitlichen Krieges zu entsprechen.

Die wichtigsten Nachrichtenmittel sind Fernsprecher, Telegraph und Funkerei.

Im Jahre 1914 standen uns für den Aufmarsch und die beginnenden Operationen folgende Nachrichtenmittel zur Verfügung: Das Netz der Deutschen Reichspost und die Nachrichtenformationen der Truppe.

Außer dem guten Heimatnetz hatte die Post Etappen-Telegraphen-Direktionen aufgestellt, deren Aufgabe die Überbrückung des Raumes zwischen Heimatnetz und Heer war.

Die Nachrichtentruppe besaß:

Armee-Nachrichtenabteilungen. Aufgabe: Anschluß an das Etappennetz und Verbindungen innerhalb der Armee. Die Abgrenzungen waren nicht ganz klar.

Korps-Telegraphen-Abteilungen. Aufgabe: Anschluß der Gen.-Kdo's. rückwärts an das Armee-Oberkommando und Vorbau zu den Divisionen, soweit wie möglich. Divisions-Fernsprech-Abteilungen entstanden erst im Verlauf des Krieges.

Die wenigen fahrbaren Funkstellen waren zunächst nur bestimmt für die Verbindungen von den A.O.K's. zu den Kav.-Div. und zu einigen Aufklärungsabteilungen.

Für den Aufmarsch war äußerst wenig vorgesorgt. So stürzte sich z. B. in den ersten Mobilmachungstagen auf das kleine Fern- und Ortsamt Koblenz plötzlich ein tatendurstiger Stab von etwa 300 Offizieren der O.H.L. ohne daß hier etwas vorbereitet war. Auch in den Standorten der A.O.K's. war an die Nachrichten-Verbindungen nicht gedacht worden.

Es lag das wohl an der allzu weitgehenden Geheimhaltung des Aufmarschplanes. Die Inspektion der Feldtelegraphie war trotz verschiedener Anträge zu den Vorarbeiten nicht hinzugezogen worden. Auch die Post war nicht über die Orte der höheren Befehlsstellen orientiert worden.

Selbst der eigenen Kraftwagen-Fernsprechabteilung der O.H.L. gegenüber wurde eine nachteilige Geheimhaltung ausgeübt. Der Führer, Hauptmann Surén, schreibt darüber: „Ausbildungsgemäß begab ich mich sofort nach Eintreffen in Koblenz zum Generalstab, um mich über die Lage, d. h. also den Aufmarsch und die Orte der A.O.K's. informieren zu lassen, um dann die Verbindungen mit Hilfe der Reichspost herstellen zu lassen. Antwort: ‚Streng Geheim!!'

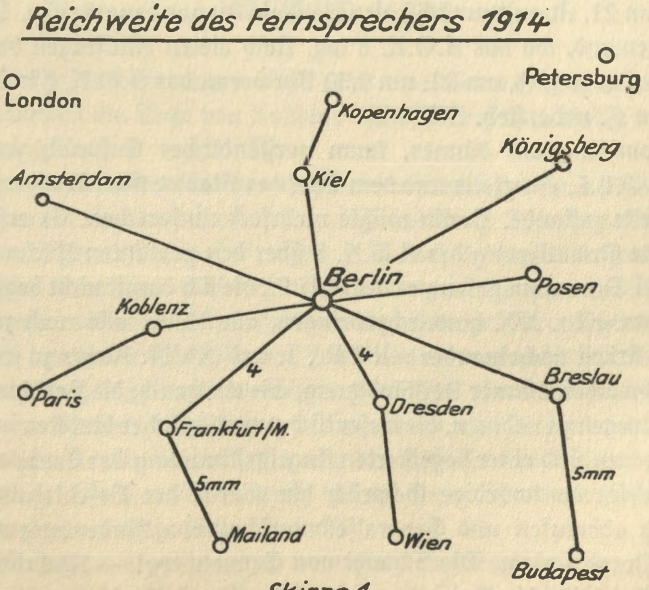
Trotz aller Bemühungen und energischstem Auftreten war nichts zu erfahren. Auch meine sofortige Beschwerde beim Chef der Feldtelegraphie, der bei der 2. Staffel in Ems (!!) saß, fruchtete nichts; ich wurde im Gegenteil wegen unmilitärischen Benehmens regelrecht kräftig belehrt." Auch der erst nach der Mobilmachung direkt zur O.H.L. hinzugezogene Postrat Ohnesorge klagte, daß er z. B. die Verlegung des Großen Hauptquartiers nach Luxemburg erst am Tage vorher erfahren konnte.

Es fehlte die vom Chef der Feldtelegraphie schon im Frieden beantragte militärische Stelle beim Reichspostministerium.

Die absolut notwendige Fühlung zwischen Führung und technischen Nachrichtenmitteln war im Jahre 1914 nicht vorhanden. Vorbereitet waren nur die sogenannten Eisenbahntransportleitungen zu den Linienkommissionen.

Wie war nun überhaupt der Stand der Nachrichtentechnik im Jahre 1914? —

Der gegenwärtige fortgeschrittene Stand der Technik war im Jahre 1914 bei weitem noch nicht erreicht. Ein sogenanntes „Weitsprechen" war 1914 überhaupt nicht möglich. Man konnte wohl innerhalb Europas überallhin telegraphieren, aber nicht telephonieren. Sprechen konnte man mit einiger Sicherheit nur innerhalb Deutschlands bis zu den Grenzstädten, nach außerhalb nur von Berlin bis Amsterdam, Paris, Mailand, Wien, Budapest, Kopenhagen (s. Skizze 1).



Skizze 1

Für die weitesten Verbindungen, also nach Mailand, Budapest, waren besonders kostspielige Leitungen mit 5 mm Kupferdraht gebaut. Es war also technisch nicht möglich, vom Westen Deutschlands nach dem Osten zu sprechen. Auch mit London und Petersburg war ein Ferngespräch nicht möglich. Es gab keine Fernkabel und keine Verstärker. Daher mußte die Diplomatie in den äußerst kritischen letzten Tagen vor Kriegsausbruch, wo es auf Stunden ankam, ihre Zuflucht zu dem umständlichen Telegrammverkehr nehmen. Das führte zu Verspätungen und Mißverständnissen.

Heute dagegen kann man innerhalb ganz Europas von jedem beliebigen Ort zum andern sprechen, und vermittels der Funkentelegraphie auch nach Südamerika, Niederländisch-Indien usw. Ein Fernsprech-Seekabel nach Amerika ist im Werden.

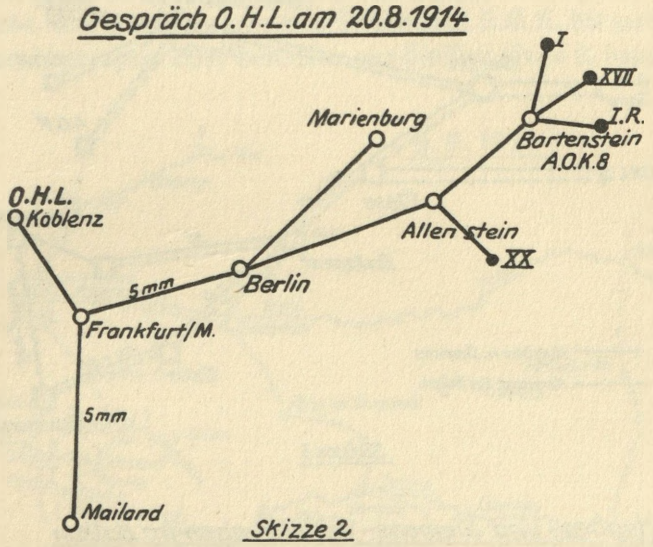
Welche Schwierigkeiten das Fernsprechen 1914 hatte, erhellt am besten aus einer kleinen Episode aus einem Aufsatz: „Vom Stand der Technik 14".

„Mitte August 1914, als die Meldungen von den ersten Schlachten in Ostpreußen eintrafen, verlangte die O.H.L. in Koblenz von der Deutschen Reichspost gebieterisch eine Fernsprechmöglichkeit nach Ostpreußen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es dem damaligen Postrat Ohnesorge (jetzt Staatssekretär im Reichspostministerium) durch genaues Aussuchen der besten und dicksten Leitungen über Frankfurt a. M. und unter Benutzung der oben erwähnten starken Fernleitung Mailand—Berlin, sich in mehreren Stunden in der Nacht vom 20. zum 21. August zunächst bis Allenstein hindurchzuarbeiten. Dort wußte zunächst niemand, wo das A.O.K. 8 lag. Nach vielen Rückfragen des dortigen Postbeamten gelang es, am 21. um 9.30 Uhr vorm. das A.O.K. 8 in Bartenstein zu erreichen (s. nebensteh. Skizze 2).

Mühsam kam ein dünnes, kaum verständliches Gespräch zwischen den Herren der O.H.L. einerseits und dem Chef des Stabes, Graf Waldersee, auf der anderen Seite zustande. Berlin mußte mehrfach umsprechen. Es erfolgte dann die bekannte Orientierung des A.O.K. 8 über den geplanten Rückmarsch hinter die Weichsel. Daraufhin gelang es der O.H.L., die sich damit nicht begnügte, noch bis zum Gen.-Kdo. XX hindurchzudringen, am 22. 8., also nach zweitägiger, mühsamer Arbeit nacheinander mit I R., I. und XVII. Korps zu sprechen und mit ganz schwacher, dünner Verständigung, wie ein Hauch, die Berichte der Gen.-Kdo's. entgegen zu nehmen, die wesentlich zuversichtlicher lauteten und von vielen Gefangenen und einer begeisterten Angriffsstimmung der Truppen sprachen.

Auf dieses denkwürdige Gespräch hin wurde der Befehlshaber General v. Prittwitz abberufen und Generalfeldmarschall von Hindenburg und Ludendorff beauftragt. Erfolg: Die Schlacht von Tannenberg! — Wahrlich ein frappantes Beispiel für die Bedeutung einer Fernsprech-Verbindung.

Technisch war dieses Gespräch nur durch besondere Umstände, Aussuchen besonderer Wege, rücksichtsloses Ausschalten aller anderen Gespräche und Nebenstörungen und durch auf scharfes Hören eingestellte Persönlichkeiten möglich. Dieses erste Gespräch nach Ostpreußen war ein Musterbeispiel von Energie und Geduld.



Skizze 2.

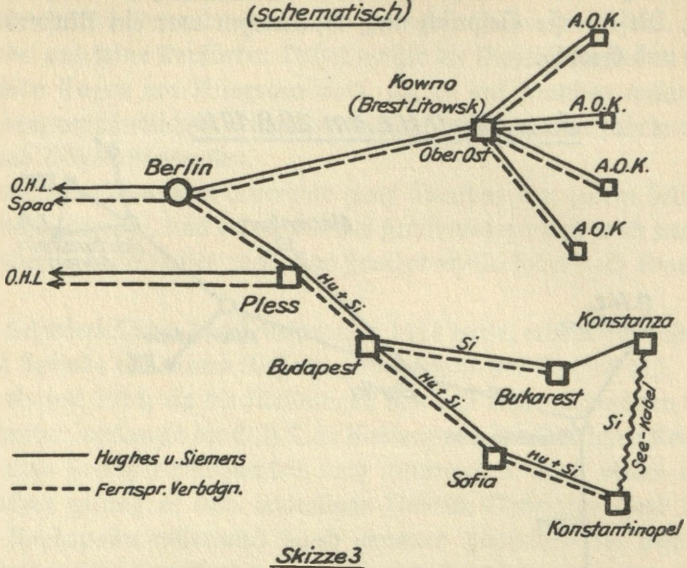
Durch einige Verbesserungen blieb dann eine dünne Fernsprechverbindung für einige Stunden am Tage von Koblenz nach Marienburg, wohin das A.O.K. inzwischen ging." —

Während im Westen für die großen Industriestädte ein verhältnismäßig reichliches Fernsprechnetz vorhanden war, bestanden im Osten nur kümmerliche Nahleitungen, sogenannte Sp-Leitungen, z. T. noch Einfachleitungen mit Erde, so daß sich hier die großen Stäbe oft mit den primitivsten Fernsprechleitungen mit mehreren verabredeten Anrufzeichen abquälen mußten. Irgendeine Vorbereitung für den Aufenthalt höherer Befehlsstellen war nicht getroffen.

Aber nach kurzer Zeit wurde Abhilfe geschaffen. Es wurden sofort überall die damals im Versuch befindlichen Liebenröhren als Verstärker eingerichtet. Im Jahre 1918 war man in der Lage, von den A.O.K.s der Ostfront mit denen der Westfront zu sprechen. Von Berlin bestand sogar Sprechverständigung mit Konstantinopel (s. umsteh. Skizze 3).

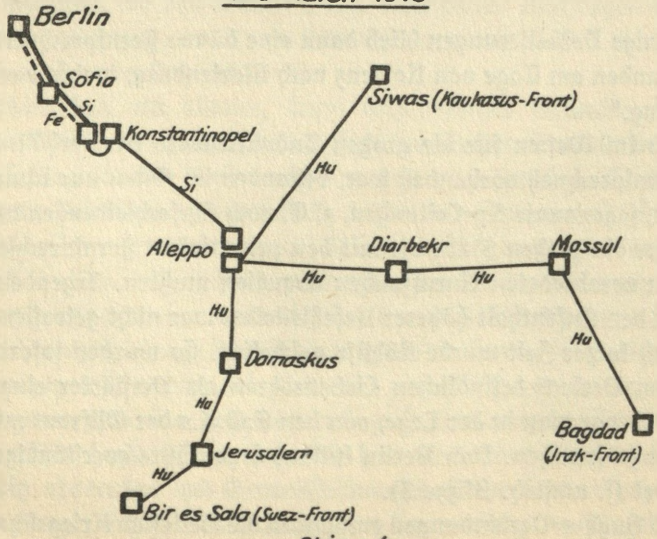
Siemens- und Hughes-Verbindungen verbanden die weitesten Kriegsschauplätze. Bis tief nach Asien gingen unsere Verbindungen. In Aleppo z. B. (s. umst. Skizze 4)

Die großen Weitverbindungen von der O.H.L. nach Ost und Südost 1918 (schematisch)



Skizze 3

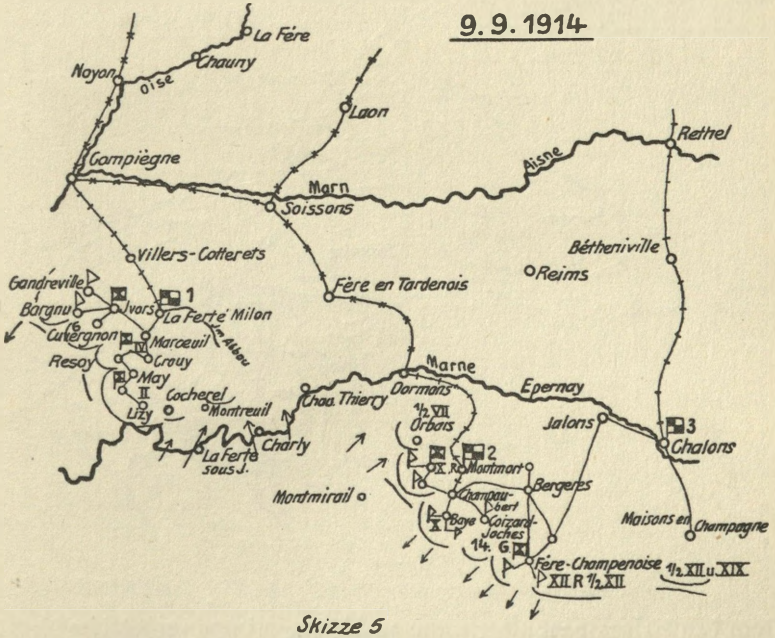
Hughes- und Siemens-Verbindungen im Balkan und Asien 1918



Skizze 4

war eine Hughes-Zentrale, die Verbindungen nach Siras (Kaukasusfront) bis Bagdad und an die Suez-Front hatte. Keine andere Armee hat ein so ausgedehntes Nachrichtennetz über den Kriegsschauplatz gespannt, wie die deutsche. Nur mit Hilfe dieser großen Nervenstränge konnte das „deutsche Kriegsreich" einheitlich geführt werden.

An der Westfront im Stellungskrieg kam es sogar vor, daß des Guten zuviel getan wurde. Wir hatten an manchen Stellen vom A.O.K. bis zum Gen.-Kdo. 15 Fernsprechleitungen. Vom Gen.-Kdo. zur Division bis zu 8, dazu Telegraph,



Skizze 5

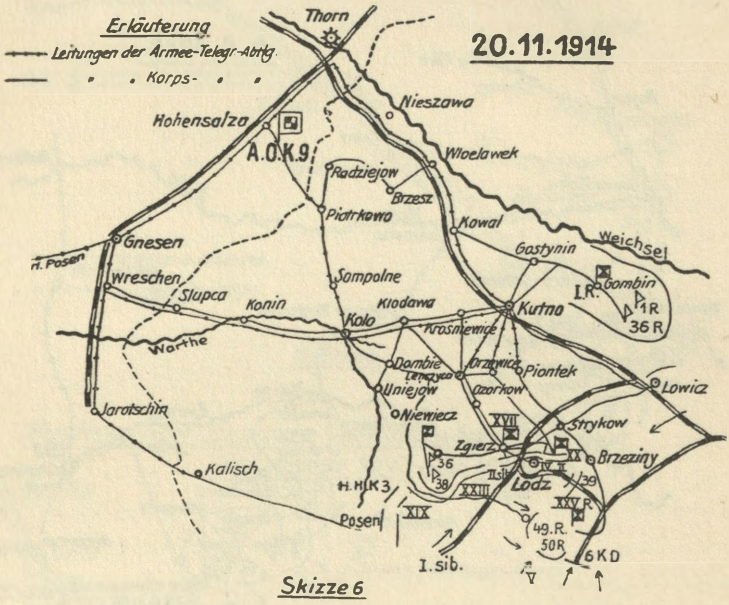
Hughes, Morse und Klopfer. Das ist ein Reichtum an Verbindungen, mit dem wir gegenwärtig in einem Kriege nicht im entferntesten rechnen könnten.

Anders als beim Stellungskrieg war es vorher bei dem schnellen Vormarsch des Jahres 14 im Westen gewesen. Trotz eifrigsten Bemühens der Etappen und Armee-Tel.-Abteilungen war es bis zur Marneschlacht nicht möglich gewesen, das Große Hauptquartier, das in Luxemburg blieb, durch dauernde Fernsprechleitungen mit den A.O.K's. zu verbinden.

Nach den Kriegstagebüchern hat hinter dem A.O.K. I an dem denkwürdigen 9. September 1914 eine Fernsprechleitung von Ferté-Milon über Compiègne, Noyon nach rückwärts bestanden (s. Skizze 5).

Die Entfernung nach Luxemburg war aber zu groß. Es war technisch unmöglich, über diese 350 km lange, aus dem verschiedensten Material zusammengestoppelte Leitung bis Luxemburg zu sprechen. Diese Tatsache hat mit zu dem tragischen Marnerückzug beigetragen.

Das Erschütterndste jedoch ist die Tatsache, daß am 9. 9. 14 nachmittags eine leidliche Sprechverbindung zwischen A.O.K. I in Serté-Milon und A.O.K. II in Montmort über Soissons fertig wurde (s. Skizze 5), die aber dann nicht mehr benutzt wurde; der Befehl zum Rückzug war bereits gegeben.



Nach den Kriegstagebüchern sind zu dieser Zeit noch erhebliche Kräfte der beiden Armee-Nachrichten-Abteilungen verfügbar gewesen. Die Führung hat es hier wohl versäumt, die Nachrichtentruppe richtig anzusetzen und ihre Kommandeure ausreichend über die Lage zu unterrichten.

Dazu kam noch die damalige geringe Beweglichkeit der Nachrichtenabteilung, die nur pferdebespannt, nicht motorisiert war.

Im Gegensatz hierzu bieten die Verbindungen am 20. 11. 14 vor dem Durchbruch bei Breziny ein Beispiel von sehr verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen Führung und Nachrichtentruppe. Hier war es durch eine wohldurchdachte Vorbereitungsarbeit möglich gewesen, daß vom A.O.K. IX in Hohensalza Verbindungen zu allen Korps, sogar auf verschiedenen Wegen, bestanden (s. Skizze 6).

Diese Verbindungen sind auch bis zum Durchbruch aufrechterhalten worden.

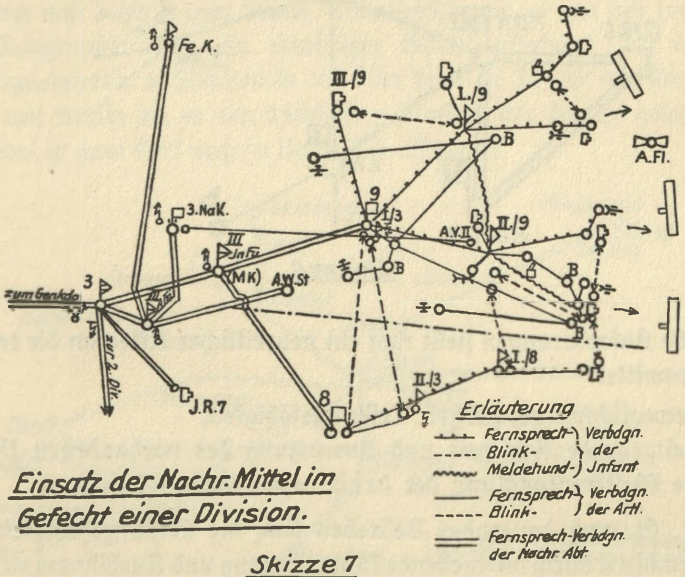
Diese Beispiele aus dem Weltkriege mögen genügen, um zu zeigen, welch ungeheuren Einfluß auf die Kriegführung vorhandene bzw. fehlende Nachrichtenverbindungen haben können.

Nun kommt die Gegenwart.

Was kann die Nachrichtentechnik augenblicklich, 1933, leisten? —

Unsere Reichswehr besitzt 7 Inf.-Div., 3 Kav.-Div. Bei jeder Inf.-Div. befindet sich eine Nachrichtenabteilung mit 2 Nachrichten-Kompagnien. Jedes Infanterie-, Artillerie- und Kavallerie-Regiment, Bataillon, jede Abteilung und Batterie verfügt über zwar kleine, aber verhältnismäßig leistungsfähige Truppen-Nachrichten-Verbände.

Eine Division kann etwa das in Skizze 7 angedeutete Nachrichtennetz aufbauen, d. h. die Reichswehr-Nachrichten-Formationen können im Vormarsch



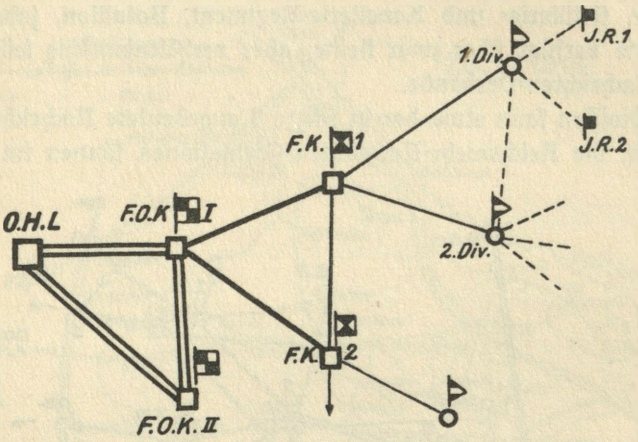
Einsatz der Nachr.-Mittel im Gefecht einer Division.

Skizze 7

und während des Gefechts ein leidliches Fernsprech- und Funknetz innerhalb der Division bis zu den vordersten Kompagnien, Beobachtungsstellen und Batterien aufbauen. Unsere modernen Funkgeräte verbürgen durch ihre scharfe Abstimmung und ausgezeichnete Durcharbeitung einen einwandfreien Betrieb vieler Funkstationen auf engem Raum. Auch die Artillerie-Verbindungen sind im allgemeinen durch das neue Kurzwellen-Funksprechgerät gesichert.

Aber die Nachrichten-Formationen der Reichswehr reichen nur aus für Verbindungen vom Divisionsstab nach vorwärts.

Die Nachrichten-Formationen, die zur Herstellung der Verbindungen von den Feld-Kdo's. zu den Divisionen, von den Feld-Oberkommandos zu den Feldkommandos und von der O.H.L. zu den Feldkommandos und der notwendigen Querverbindungen (s. Skizze 8) erforderlich sind, fehlen im Reichsheer. Wir sind hier völlig auf die Ausnutzung des Postnetzes angewiesen. — Selbst bei Rahmenübungen müssen wir die Leitungen bis zu den Divisionen durch das Postnetz darstellen.



Skizze 8

Welche Anforderungen stellt nun ein neuzeitlicher Krieg an die technischen Nachrichtenmittel?

1. Beweglichkeit bei größter Leistungsfähigkeit,
2. weitgehende Kenntnis und Ausnutzung des vorhandenen Postnetzes,
3. die Weiterentwicklung der drahtlosen Nachrichtenmittel.

Zu 1. Es muß dauerndes Bestreben sein, die Leistungsfähigkeit unserer Nachrichtenmittel durch weitgehende Motorisierung und Ausbildung zu erhöhen. Insbesondere wäre die Verwirklichung des Gedankens wertvoll, Fernsprechbauwagen und Funkstellen auf geländegängige Kraftwagen zu setzen.

Zu 2. Auf dem Gebiete der Kenntnis und Ausnutzung unseres Postnetzes treten ganz neue technische Probleme an die Truppe heran.

Es handelt sich dabei um folgende Fragen:

1. Wie sieht ein modernes Fernsprechnetz der Reichspost aus?
2. Genügt es den Anforderungen der Landesverteidigung? — Wie müssen wir es ergänzen? —

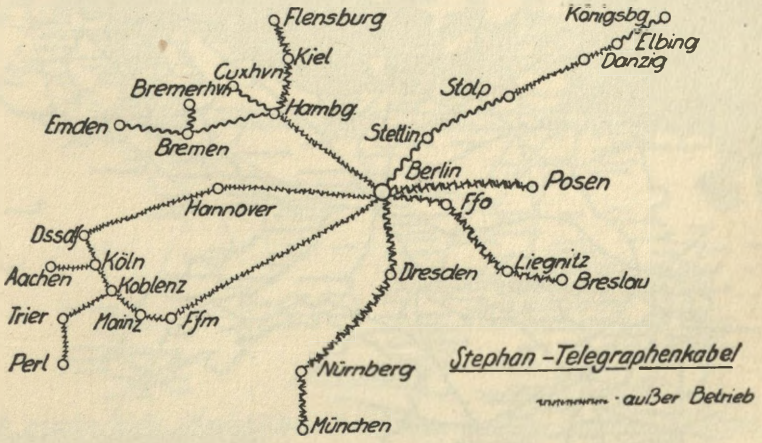
3. Wie denken wir uns die Ausnutzung des Reichspostnetzes? —
4. Wie lösen wir das Problem der Sicherheit dieses Netzes?

Wie sieht ein modernes Postnetz aus? Infolge der schnell fortschreitenden Technik befindet sich das Nachrichtennetz der DRP in einer dauernden Entwicklung und Umwälzung. Drei große Gesichtspunkte beherrschen diese Entwicklung:

1. Die oberirdischen Leitungen werden verkabelt,
2. der Fernsprechbetrieb wird automatisiert,
3. der Telegraphenbetrieb nimmt ab.

Diese drei Punkte interessieren uns auch für die Landesverteidigung ganz außerordentlich.

Die Verkabelung: Warum legt die Reichspost ihre Leitung in Kabel? Bis zum Jahre 1918 hatten wir fast nur oberirdische Leitungen, Eisen- oder Bronzedraht von 3 bis 5 mm Stärke. Unterirdisch gab es nur das sogenannte Stephan-Telegraphenkabel, ein einadriges Guttaperchakabel, das der weitsichtige Staatssekretär v. Stephan in den 70er bis 80er Jahren aus strategischen Gründen von Berlin bis zu den wichtigsten Punkten der Grenze gebaut hatte. Dieses Kabel ist zum Teil noch in Betrieb (s. Skizze 9).

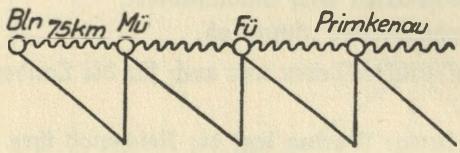


Skizze 9

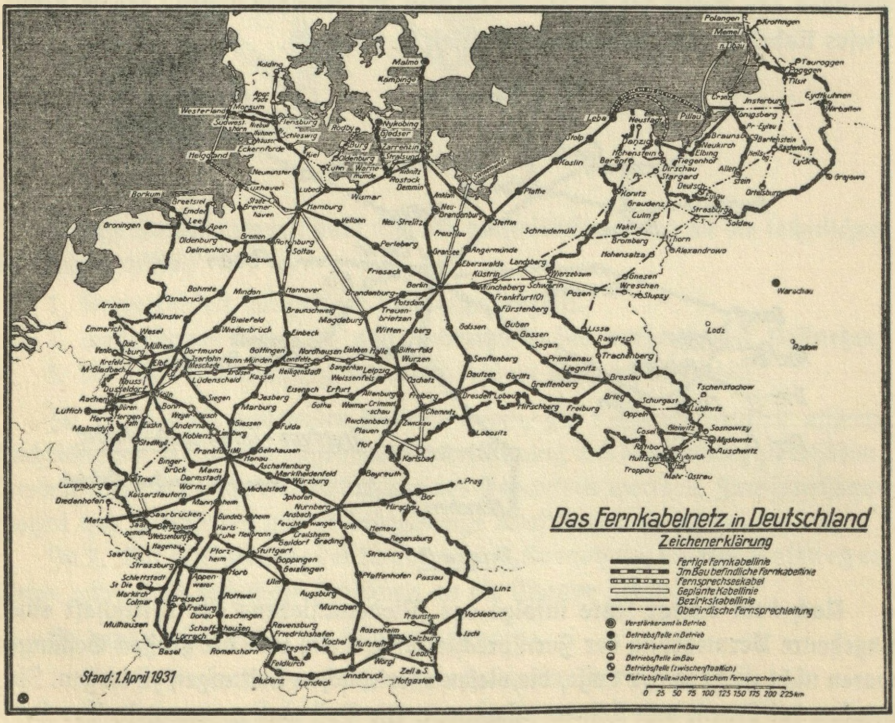
Nach dem Kriege setzte infolge des Wiederauflebens der Wirtschaft eine ungeheure Vermehrung der Fernsprechleitungen ein, und die großen Gestänge waren nicht mehr in der Lage, die vielen oberirdischen Leitungen zu tragen. Sie brachen bei Sturm und Schnee zusammen. Die Post war gezwungen, ihre Leitungen in Kabel und in die Erde zu legen.

Infolge dieser Verkabelung war die Verständigung zunächst schlechter, da die Adern nur 0,9 oder 1,4 mm stark waren. Die „Dämpfung" wurde zu groß. Die Post mußte in die Fernkabelstrecken alle 75 km und bei den starken Adern alle 150 km, sogenannte „Verstärkerämter" einbauen, wo durch moderne Verstärkerröhren die Dämpfung immer wieder beseitigt wird, und die Verständigung wieder auf ein normales Maß verbessert wird (s. Skizze 10).

Skizze 10



So entstand in den Jahren nach dem Kriege schnell ein ungeheures Fernkabelnetz über ganz Deutschland. Es zeigt so recht die Bedeutung Deutschlands als Herz Europas in dem europäischen Weltverkehr (s. Skizze 11).



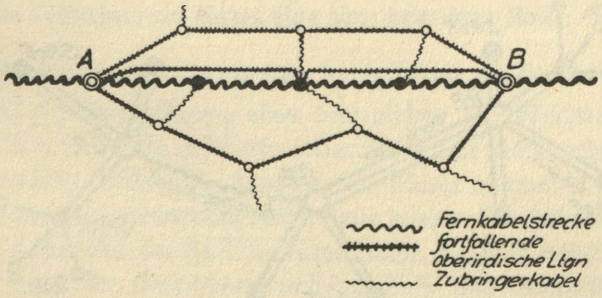
Skizze 11

Die Bedeutung dieses Fernkabelnetzes ist für die Landesverteidigung ganz außerordentlich groß. Es ermöglicht uns, von allen wichtigen Städten, vor allem von Berlin nach sämtlichen Punkten Deutschlands, in kurzer Zeit Sprechverbindungen herzustellen. Die Verständigung ist überall recht gut. Daß ein solches Netz für operative, Eisenbahntransport- und Luftschutz-Verbindungen die natürlichen Grundlagen bildet, ist selbstverständlich. Die Fernkabel sind nun einmal die großen Nervenstränge des Landes, und wir müssen uns unbedingt auf diese Fernkabel bei den hauptsächlichsten Verbindungen stützen.

Dadurch, daß sie ungefähr 1 m tief eingegraben sind, geben sie auch eine gewisse Sicherheit gegen Störungen, Witterungs- und äußere Einflüsse. Sie sind abhörsicher auf freier Strecke und bis zu einem gewissen Maße auch sicher gegen Beschuß.

Aber sie haben für die Landesverteidigung auch gewisse Nachteile. Sämtliche Adern, manchmal bis zu 300 Stück, sind in einem dicken Darm massiert, die Verbindungen sind in den großen Knotenpunkten des Verkehrs und in den Verstärkerämtern alle zentralisiert und massiert, so daß viele wichtige Städte an einer einzigen zusammengefaßten Fernkabelstrecke liegen (s. Skizze 13).

Ein weiterer Nachteil des Fernkabels ist, daß eine Menge oberirdischer Leitungen, die bisher auf derselben oder auf einer Parallelstrecke verliefen, aus Sparsamkeitsgründen abgebrochen und in das Fernkabel verlegt werden (s. Skizze 12).



Skizze 12

Und gerade diese oberirdischen Leitungen sind für die vormarschierende Truppe zum Anschalten von großem Wert, während man an die Fernkabel auf freier Strecke nur mit Hilfe von postalischen Fachleuten herankommen kann. Das Verschwinden der oberirdischen Strecken nimmt uns auch die Möglichkeit, bei Zerstörungen des Fernkabels Ausweichverbindungen zu schaffen.

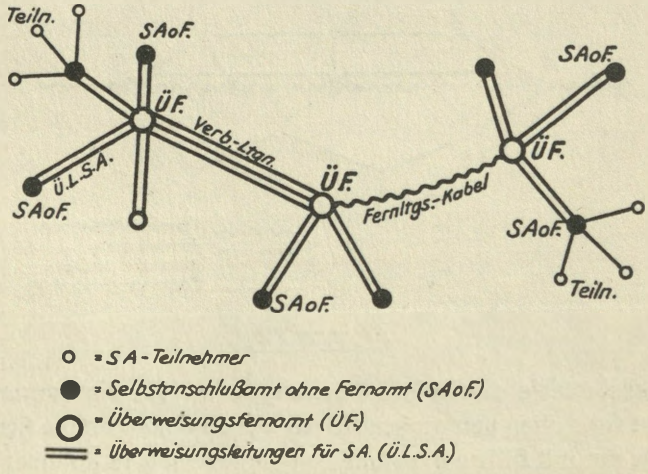
Die Instandsetzung eines zerstörten Kabels, namentlich bei Einreißen eines großen Loches durch eine Fliegerbombe, ist sehr schwierig und stellt die bei der Post vorhandenen „Fernkabelmeßtrupps" vor neue schwierige Aufgaben.

Der zweite Grundgedanke der modernen postalischen Betriebsentwicklung ist die Automatisierung des Betriebes.

Das Wählen mit einer Wählerscheibe bietet die Vorteile, daß man von einer Vermittlungsbeamtin und deren Dienstzeit nicht mehr abhängig ist, sondern daß man sich die Verbindung selbst wählen kann. Aber vom Standpunkt der Landesverteidigung gesehen erscheint ein automatisches Amt mit seinen vielen elektrischen Kontakten und Relais, die gegen Splitterwirkung usw. außerordentlich verletzlich sind, als eine äußerst empfindliche Einrichtung.

Ferner hängen die Selbstanschlußämter an dem Licht- und Starkstromnetz des betreffenden Ortes, so daß sie bei Zerstörung dieser Anlagen ebenfalls leicht außer Betrieb gesetzt werden können. Es sind deshalb Vorbereitungen notwendig, um den Betrieb unter allen Umständen sicherzustellen.

Von Bedeutung ist auch, daß sich die Gestaltung des Leitungsnetzes durch die Automatisierung vollkommen ändert. Ein System von SA-Ämtern gruppiert sich um ein Überweisungsfernamt herum, und dieses ist mit dem Nachbar-Überweisungsfernamt durch einen dicken Leitungszug (meistens Kabel) verbunden, und um dieses Überweisungsfernamt gruppiert sich wieder ein anderes System von automatischen Ämtern (s. Skizze 13).



Skizze 13

Vom Standpunkt der Landesverteidigung muß auch hier wieder an die Sicherheit gedacht werden.

Fortfall der Telegraphie

Während die Fernsprecherei in Deutschland stark zunimmt, ist die Telegraphie das Sorgenkind der Deutschen Reichspost. Man telegraphiert heute wenig, weil man ja in kurzer Zeit und für dasselbe Geld eine unmittelbare Aussprache erreichen kann. Die Post baut deshalb, um den kostbaren Bronzedraht zu gewinnen, die meisten oberirdischen Telegraphenlinien ab und legt die Telegraphenleitungen als sogenannte Unterlagerungs- und Wechselstromtelegraphie in die Fernkabeladern. Man kann nämlich auf derselben Ader sowohl sprechen als auch telegraphieren, wie früher im sogenannten „Doppelbetrieb" bei unserem Feldtelegraphen. Das bedeutet für die Landesverteidigung wieder den Fortfall von wichtigen Leitungszügen, die für die Truppe als Ausweichen eine Bedeutung haben können.

Auch die Rundfunkübertragungsleitungen befinden sich in den Fernkabeln, so daß diese auch für diesen außerordentlich wichtigen Dienstzweig ihre positive und negative Bedeutung haben. Welch eine ungeheure Bedeutung unsere Rundfunksender für Propagandazwecke im Ernstfall haben können, das wird wohl jedem klar, der die Macht der Rundfunkbeeinflussung in der Zeit unserer nationalen Bewegung kennt.

Daß dieses Post-Nachrichtennetz auch für den Flugmelde- und Luftschutz-Warndienst eine große Bedeutung hat, ist ohne weiteres klar. Gerade hier spielt natürlich die Sicherheit des Netzes eine ganz besondere Rolle.

Die Weiterentwicklung der drahtlosen Nachrichtenmittel

Sowohl zur Ermöglichung einer beweglichen Kampfführung als auch als Ersatz für die z. T. wenig gesicherten oder überhaupt nicht vorhandenen Draht-Nachrichtenmittel müssen die drahtlosen Mittel eingreifen. Die Funkerei wird daher eine außerordentlich große Rolle spielen. Die Führung motorisierter Verbände, namentlich der Aufklärungsverbände, vorgeschobener Kampfwageneinheiten, ferner die Verbindung zwischen Luft- und Erdaufklärung sind nur funkentelegraphisch möglich. Aber auch hier sind wieder Grenzen gesetzt. Einmal erfordert der Einsatz so zahlreicher Funkstellen einen großen Verbrauch an Wellen und es wird in Zukunft außer dem Kampf zu Wasser, zu Lande und in der Luft noch einen Kampf im Äther geben.

Ferner hat auch das Funken eine schwache Seite; sie liegt in der Abhörbarkeit und Peilbarkeit. Der feindliche Abhör- und Peildienst wird mit den besten Peilgeräten und Empfängern ausgerüstet sein. Auch das Chiffrieren nützt hier wenig. Nach den Erfahrungen bei Übungen muß man gestehen, daß ein Heer nicht funkend durchs Gelände ziehen kann, ohne dadurch dem Feinde seine Kriegsgliederung und Kräfteverteilung in kurzer Zeit zu verraten. Deshalb

ergibt sich für die Zukunft die Aufgabe der Entwicklung einer unabhörbaren drahtlosen Telephonie- und Telegraphieverbindung, möglichst auch während der Fahrt. Vielleicht bringt ein chiffrierter Bildfunk die Lösung.

Ferner wäre wünschenswert, die Erfindung der Unpeilbarkeit unserer ausgestrahlten Wellen. Auch in der Richtung einer feldmäßigen Fernsehübertragung von Skizzen und Meldungen müssen unsere Entwicklungsgedanken gehen.

*

Die Geschichte der technischen Nachrichten-Truppe ist ein dauernder Kampf um ihre Geltung und sachgemäße Verwendung. Wo die Führung die Leistungsfähigkeit der modernen Nachrichtenmittel nicht richtig eingeschätzt hat, sind uns schwere folgenreiche Schäden erwachsen. Anderseits sind die Führer, die mit ihren technischen Nachrichtenoffizieren auf vertrautem Fuße standen, sie dauernd orientiert haben, ihnen richtige Aufgaben gestellt und ihnen immer wieder neue Begeisterung für ihre wichtigen Aufgaben eingeflößt haben, dadurch belohnt worden, daß sie von den Nachrichtenmitteln ausgezeichnet bedient wurden. Niemand hat ein größeres Interesse am einwandfreien, zuverlässigen Arbeiten der technischen Nachrichtenmittel als die Führung. Der geistige Strom der Kriegshandlung muß in Form von Befehlen und Meldungen ununterbrochen von der Führung zur Truppe und umgekehrt hin und her fließen können. Das erleichtert die Aufgabe der Führung, verhindert und beseitigt Friktionen, spart Kraft und Blut.

An der Vervollkommnung der Nachrichtenmittel und ihrer Sicherheit muß dauernd gearbeitet werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft uns noch große Überraschungen, bisher noch nicht gekannte neue Möglichkeiten der Nachrichtenübermittlung bringen wird. Werden wir durch eine solche Entwicklung überrascht, so ist der Nachteil auf unserer Seite. Dieser Gefahr muß restloses Forschen und Schaffen vorbeugen.

Über den Seekrieg und seine Bedeutung für die großen machtpolitischen Entscheidungen

Von Fregattenkapitän a. D. Hans Pochhammer

Das Meer übt seit alter Zeit einen größeren Einfluß auf die Menschheit aus, als ihr jeweils zum Bewußtsein kommt. Selbst in der Geschichte geographisch dem Meere zugewandter Völker finden wir es verhältnismäßig spät auch die Staatskunst bewegen. Die deutschen Einigungsbestrebungen sind mit dem Seegedanken und der deutschen Flotte eng verknüpft. Seit etwa 1900 treten Seehandel, Seemacht und Überseebesitz als machtpolitische Leitgedanken, als bestimmende Faktoren des Weltgeschehens, immer klarer hervor, bis schließlich Rußlands Drang zum Meere, Englands Wunsch, uns von dort fern zu halten, die Entscheidung mit dem Schwerte herausfordern. Es bedeutet keine Verkleinerung, sondern eine Erhöhung, wenn wir die gewaltigen Leistungen des deutschen Soldaten, der deutschen Industrie und Wissenschaft, die Leiden und Opfer des ganzen Volkes im Kriege in einen größeren Rahmen stellen als den des Kontinents. Nur mit dem Blick auch von See her kann der Weltkrieg als Ganzes richtig erkannt werden: als der mit gigantischen Mitteln ausgetragene Kampf um die über die Ozeane führenden wirtschaftlichen Nervenstränge der Völker, um die beherrschende Position in der Weltwirtschaft. Dieses Ringen endete für uns mit dem Verlust von Heimatküste, Handelsflotte, Kriegsflotte, Kolonien und ungeheuren wirtschaftlichen Werten in aller Herren Länder, weil die innige Verbundenheit des Seekrieges mit dem Landkrieg nicht richtig eingeschätzt worden war. Diese unvollkommene Beurteilung ozeanischer Zusammenhänge hat sich in der Nachkriegszeit vielfach verstärkt, verständlich aus der zwingenden Notwendigkeit, zunächst das kontinentale Haus in Ordnung zu bringen. Unter den Siegerstaaten tobt aber ein „Geistiger Seekrieg" von unheimlicher Erbitterung und läßt uns ahnen, daß auch fürderhin die Machtfragen der Erde nicht ohne gewaltige Kraftleistungen auf der salzigen Flut geregelt werden sollen, ja daß die machtpolitischen Entscheidungen in Zukunft mehr noch als früher von den Ozeanen her zu erwarten sind.

Deutschland ist über Wasser und Land in die machtpolitischen Spannungsfelder der Erde unentrinnbar eingefügt und wird von der Auslösung der Kräfte

berührt. Es wäre daher falsch, die Bedeutung unserer schwimmenden Wehrmacht etwa nur in der Ostsee und vielleicht noch in der Deutschen Bucht zu suchen. Wir müssen das Seekriegsproblem vielmehr als ein Weltproblem auffassen und unsere Augen darauf richten, daß Deutschland einst wieder imstande sein soll, wenn es herausgefordert wird, sein Lebensrecht auch auf der Hochsee zu verteidigen. Dieser Einsicht erwächst die Aufgabe: Gestützt auf Wehrgeschichte und Wehrgeographie und auf Grund der gemachten schmerzlichen Erfahrungen nun auch den Seekrieg unseren wehrwissenschaftlichen Untersuchungen einzugliedern. Das erfordert: Alle, auf das Meer und den Kampf zur See wehrwissenschaftlich irgend bedeutsam erscheinenden Tatsachenreihen, Zusammenhänge und Umstände, die dabei mitsprechenden seelischen und geistigen Kräfte eingeschlossen, aus der Urzelle heraus vollkommen neu zu erarbeiten. Das Ziel muß eine See-Wehrkunde sein, die der bisher vorherrschenden festländischen Einstellung zu Seemachtfragen den notwendigen Ausgleich gibt. In gedanklicher Einheit mit der, ja ebenfalls neu zu gestaltenden kontinentalen Wehrkunde, also in einer noch höheren Denkschicht, soll sie Erkenntnisse reifen lassen, die den Aufstieg Deutschlands in sich tragen.

Aus dieser Grundstellung heraus sei der Gegenstand „Seekrieg" zunächst bestimmt und begrenzt.

A. Die Hauptmerkmale des Seekrieges

1. Die Eigenart des Seekrieges

Im Landkriege ist der Einzelkämpfer Träger der Waffe, zur See das Schiff. Als totes Eisen wertlos, gewinnt es durch die Besatzung eigenes Leben, wird selbst Waffe. Wohin es über das herrenlose Meer unter der Kriegsflagge auch fährt, es bleibt ein Stück souveränen heimatlichen Bodens, Organ der Staatsgewalt, in fremden Gewässern „exterritorial", und gilt völkerrechtlich als „Kriegführender". Daher die herausgehobene Stellung des Kommandanten. Im Kriegsschiff vereint sich stärkste Kampfkraft auf engstem Raum. Sie gewinnt ihren Sinn aber erst durch ihre Beweglichkeit, die nicht nur der Ortsveränderung überhaupt, sondern dem möglichst schnellen Wechsel des Wirkungsfeldes wie der Schußrichtung dient. Die Geschwindigkeit wird zum wichtigen, oft ausschlaggebenden Teilfaktor des Seekrieges. Sie ermöglicht das unerwartete Auftreten, die Umgehung, die Diversion, die Stützung des Seeflügels einer Landfront. Das moderne Kriegsschiff ist fahrtechnisch autark in Grenzen seines Brennstoffvorrats, also der Dampfstrecke, die mit dem Öl eine zwar nicht gesuchte, aber hochwillkommene Ausdehnung erfährt; kampftechnisch in Grenzen des Munitionsvorrats, der etwa erlittenen Beschädigungen, des Personalausfalls. Es zeigt sich also abhängig von Stützpunkten oder Zufuhr, letzten Endes von der

Küste. Im Ganzen verkörpert das Kriegsschiff das auf Angriff gestellte Vernichtungsprinzip.

Das Schiff kämpft in (meist hoher) Fahrt gegen den fahrenden Feind. Das gibt in der Regel ein „laufendes Gefecht", mit fast ständig ändernden Schußweiten und Seitenwinkeln (Peilungen); unter Hinzutritt neuer Gegner schnell wechselnde Lagen. Wichtiger als der Ort des Kampfes ist die Stellung zum Feind. Der Gegner ist am verwundbarsten in der Breitseite, artilleristisch am schwächsten (aber als Ziel am kleinsten) in der Kielrichtung. Sichtigkeit der Luft, Beleuchtung, Sichtbarkeit nach Entfernung und Hintergrund, Erkennbarkeit des Typs sind weitere taktische Elemente. Sie ändern sich unter Pulverqualm, Rauch und Wind und können durch künstlichen Nebel beeinflußt werden. Hauptwaffe ist das Geschütz, Nebenwaffe Torpedo und Mine, ausnahmsweise der Rammstoß. Kampfstoff spielt nicht die gleiche Rolle wie an Land; gefährlicher sind die im Schiff ruhenden Gasherde (Kohlenoxyd). Über die Aussichten der Luftwaffe gegen fahrende Ziele sind die Meinungen geteilt; ernste Erfahrungen liegen nicht vor. Die taktische Form eines Verbandes ist die geordnete, aber biegsame, wendige Linie. Sie bietet stärkste Feuerkonzentration bei größtmöglicher Sicherheit der dahinstürmenden Einheiten, auch wenn sie geteilt oder einmal gegen die Regeln geführt wird. Man erstrebt günstige Anfangsstellung zum Druck auf die feindliche Spitze, wofür gute Aufklärung (Kreuzer, Flugzeuge) unerläßlich ist. Meist kämpft Schiff gegen Schiff und sucht schnelle Feuerüberlegenheit. Angriff und Verteidigung sind nicht immer zu unterscheiden. Der Admiral ist dem eignen Gefechtslärm wie dem feindlichen Feuer voll ausgesetzt. Die Besatzungen bestehen größtenteils aus Spezialisten. Nur ein erlesenes Offizierkorps kann die Gefechtsausbildung des Schiffes, des Verbandes auf die heute erforderliche Höhe führen.

Der Schiffskampf geht auf Vernichtung des Gegners durch Aufhebung seiner Schwimmkraft. Die unmittelbare Öffnung der Außenhaut bringt bei modernen größeren Schiffen diesen Erfolg kaum noch, da Sinksicherheit und Leckdisziplin hoch entwickelt sind. Erst die Auslösung eigner Explosionsherde (Munition) führt meist zur völligen Vernichtung, an der die Besatzung teil hat. Die Rettung Überlebender ist Ehrensache, auch für den Gegner, doch kann oft nur wenig Rücksicht genommen werden. Deutscher Grundsatz: Lieber das eigne Schiff versenken, als es in Feindeshand fallen lassen! —

Der Zweck jedes Krieges ist die Erzwingung eines günstigen Friedens. Die Vernichtung der feindlichen Streitmacht genügt dafür nicht immer, dem Gegner muß auch die freie Verfügung über die Nährquellen seines Widerstandes entzogen werden. Soweit diese seinem Boden verbunden sind, geht die Wegnahme mit den Kampfhandlungen des Landkrieges einher. Kein Staat führt aber heute

den Krieg nur aus eigner Kraft. Soweit der Zustrom über das Meer herein kommt, ist er dem Zugriff der feindlichen Seestreitkräfte ausgesetzt. Dieser Teil der Nährkraft des Krieges ist aber — da in den Handelsschiffen beweglich und über alle Meere verteilt — schwerer zu finden, als der im Landkriege greifbare. So wird das Weltmeer zum Kriegsschauplatz, auf dem die Gegner um die Entziehung der freien Verfügung über die Nährquellen der gegenseitigen Kampfkraft miteinander ringen. Sie treffen sich also am Objekt, dem Seeverkehr. Sie kämpfen um die Seeherrschaft, deren Besitz in widerstandswichtigen Seegebieten die (mehr oder weniger enge) Absperrung des Gegners vom Meere in sich schließt. Teile dieses Kampfes können die Verbesserung der eignen, die Verschlechterung der feindlichen „seestrategischen Position" bezwecken, wenn wir hierunter den militärischen Wert einer Küste verstehen wollen, den sie durch ihre Lage zu den Seestraßen, den maritimen Machtzentren des Gegners, wie durch ihre eigenen Hilfsmittel für eine Flotte besitzt. Das beste Mittel zur Erringung der Seeherrschaft bleibt die Vernichtung der feindlichen Flotte in entscheidender Schlacht. Neuzeitliche Seekampfmittel sind aber technisch, personell und finanziell schwer zu ersetzen. Daher die sonst schwer verständliche Zurückhaltung der Kampfverbände im letzten Kriege, mit der auch in Zukunft zu rechnen ist. Zögert der Feind aus gesichertem Stützpunkt den entscheidenden Kampftag hinaus, so versucht man ihn herauszuzwingen. Wirksam hierzu zeigte sich die Mobilmachung der öffentlichen Meinung durch Küstenbeschießung, Luftangriffe, Invasionsgefahr, die Bedrohung militärischer Verbindungslinien, entfernter Besitzungen. Das wichtigste Druckmittel bleibt die Seesperre, sei es die Kriegsblockade zwecks Einengung der Bewegungsfreiheit des Gegners, sei es die Handelsblockade in dieser oder jener Form, zur Unterbindung der Kraftzufuhr des feindlichen Landes. Beide Arten werden sich in der Praxis meist verbinden. Immer aber ist notwendig die Einheit der strategischen Idee in der Gesamtkriegführung. Damit weitet sich der Rahmen unserer kurzen Betrachtung.

2. Der Seekrieg als organischer Bestandteil des Gesamtkrieges

Für die Abhängigkeit des Landkrieges einschl. der Durchhaltekraft des Volkes von freier Seezufuhr, seine enge Verbindung mit der Wirtschaft und, da auch Neutrale ins Spiel treten, mit der Großen Politik bietet der Weltkrieg ein eindrückliches Beispiel. Die Folgerungen zog der italienische Vertreter für Genf: Die Verwendung von See-, Land- und Luftrüstungen sei nicht voneinander zu trennen, vielmehr gleichzeitig und verbunden; eine jede von ihnen könne der Mitwirkung der anderen nicht entbehren. Die Kriegführung zu Lande oder in der Luft sei ohne die Stütze vollständiger und ununterbrochener Versorgung zum Scheitern verurteilt. Der Krieg sei größtenteils eine Frage der aus-

wärtigen Verbindungen. Das Meer aber bleibe die Hochstraße der Welt, daher beherrsche die Seeherrschaft die gesamte Kriegführung. Nicht minder erkennen wir in der alten Geschichte des Landes die Zusammenhänge der verschiedenen Kampfarten. Im 1. punischen Kriege beherrschte Karthago zunächst das Meer. Nur widerwillig ging Rom aufs Wasser, baute aber viermal eine neue Flotte. Lange wogte Landkrieg, Seekrieg, Wirtschaftskrieg (Lähmung des römisch-griechischen Handels, Brandschatzung offener Küsten) und sogar der Geistige Krieg (Mommsen: die „Propaganda") um den Besitz von Sizilien. Dessen Übergang an Rom wirkte sich seestrategisch im 2. punischen Kriege aus. Jetzt herrschte Rom sogleich zur See, zwang Hannibal, wenn er den Krieg in das Herz des Feindes tragen wollte, zu beschwerlichem Umweg über zwei steile Gebirge und einen breiten Fluß und operierte über See beliebig auf seiner Etappenlinie nach Spanien. Zwar schlug der Punier sein geniales Cannae, wartete aber in Süditalien vergeblich auf genügende Verstärkung aus dem Mutterland oder Mazedonien, also auch wieder über See. Clausewitz sagt hierzu: „Die merkwürdige Art, wie Rom im zweiten punischen Kriege Karthago durch einen Angriff in Spanien und Afrika bekämpfte, während Hannibal in Italien noch unbesiegt war, kann ein Gegenstand sehr lehrreicher Betrachtung sein." Mahan weist aber mit Recht, obgleich Seeschlachten nicht geschlagen wurden, dem Besitz der Seeherrschaft auf der einen Seite, ihrem Fehlen auf der anderen entscheidende Bedeutung zu.

3. Der Seekrieg als Instrument maritimer Machtpolitik

Die ganze Geschichte bis heute zeigt uns die Völker in einem Dauerzustande des Kampfes, wenn er auch nur zeitweise die Form des Krieges annimmt. In diesem mehr oder weniger stillen Ringen gilt es, die machtpolitische Position ständig zu verbessern, diejenige möglicher Feinde zu verschlechtern. Seit Eröffnung der ozeanischen Epoche spielt das Meer dabei eine überragende Rolle. Die Mittel lassen sich in vier große Gruppen ordnen, die innig miteinander zusammenhängen. Das natürlichste ist: a) die Landnahme, denn der Boden erhält seinen letzten Wert erst aus seiner Lage zum Meer. Die Küste wird zur umworbensten geographischen Linie. Durch sie atmet der Kontinent, wie der Baum durch die Rinde, der Mensch durch die Haut. Die „Küstensehnsucht" entsteht, sei es von innen, dem Meere zu, sei es über See zur Gegen-, zur fernen Küste. Natürliche Häfen, Vorgebirge, Inseln, Durchfahrten lassen „Stützpunkte" entstehen, um Trinkwasser, Kohlen, Öl einzunehmen, Schiff, Takelage, Maschine instandzusetzen, Kabel zu landen, Flotten Ruhe und Schutz zu gewähren und ihnen als strategische Ausgangspunkte zu dienen. Reiches Hinterland, Bodenschätze heben den Wert und führen zur Kolonialgründung, zur „Interessen-

sphäre" und damit zur Übersee-, zur Weltpolitik. Deren wirksamstes Druck- und Ausdruckmittel ist: b) die Seerüstung, die schweigsame Gewaltandrohung der auf dem Weltmeer leicht verschiebbaren Waffe „Schiff". Sie bestimmt schon im „Frieden" weitgehend das zwischenstaatliche Verhältnis, die ganze Weltpolitik seit 1900 dreht sich vorwiegend um Seegeltung und Flottenmacht. c) Verträge, Bündnisse, Freundschaften erweitern die ozeanische Machtstellung, aber nur die Flotte macht seebündnisfähig, oder zwingt den schwachen Staat in geduldete Abhängigkeit. d) Die Weltwirtschaft schließlich weitet den Blick über Grenzen und Meere. Sie erst schafft durch Umsatz und Zölle die Mittel, deren ein Staat heute bedarf, um sein Lebensrecht mit dem Schwerte zu verteidigen.

B. Die machtpolitischen Faktoren des Seekrieges

Jede machtpolitische Entscheidung ist ein Ergebnis machtpolitischer Faktoren. Jeder dieser Faktoren bringt für jeden Kriegführenden andere Werte. Als solche bestimmenden Umstände kommen nicht nur die greifbaren Dinge selbst, sondern auch ihre Reflexe im Geistigen in Betracht, die Vorstellungen also, die sie in den Köpfen der verantwortlich Handelnden erzeugen, die Entschlüsse, die diesen Vorstellungen entspringen; auch die Hemmungen, die sie begleiten. Die wichtigsten Faktoren seien kurz gekennzeichnet.

1. Das Meer als Kriegsschauplatz

Das Meer trennt die Länder, aber es verbindet die Völker. Das Meer ist das größte Zusammenhängende der Erdoberfläche, der „Wasserkontinent". Über zwei Drittel (71,6 v. H.) sind vom Salzwasser bedeckt, nur 1,9 v. H. kommt auf Europa, das die meisten Kriege gesehen hat. Der Landkrieg ist kontinental, aber dem Einfluß des Meeres unterworfen. Der Seekrieg ist planetar, das Weltmeer sein großer Kriegsschauplatz, auch wo er Landmacht ansetzt, oder solche von innen ihn stützt. So ist das Land wohl mit maritimem Denken zu umfassen, das Meer aber mit kontinentalem Denken nicht zu meistern. Daher der „kontinental-ozeanische Gegensatz" (Haushofer), eine Spannung, deren Ausgleich in der höheren Einheit alles kämpferischen Geschehens zu suchen ist. Das Meer erzieht auch zum staatspolitischen Denken in Ozeanen und Kontinenten; und wieder von ihm als dem Größeren, Bestimmenden, geht der Zwang zur Erkenntnis strategisch-taktischer Einheit aus, wo ein Land- und ein Seegebiet als dynamisch zusammenhängender Kampfplatz sich anbieten.

Das Meer bildet die größte Verkehrsfläche der Erde. Aber die Seestraßen bündeln sich vor Engen, navigatorisch wichtigen Punkten. Hier ist der feindliche Kraftstrom am sichersten zu treffen, der eigene am schutzbedürftigsten. Daher finden Seekämpfe meist in Küstennähe statt. Die Meeresfläche ist überall gleich

und unveränderlich und bietet dem Seekriege überall gleiche Grundbedingungen. Doch unter ihr lauert die Untiefe, neuerdings die Mine. Besitz von Meeresfläche ist wertlos; die Flotte findet auf ihr kein „Gelände", das sie halten könnte, denn sie muß zur Küste zurück. Von dort aus „beherrscht" sie das vor ihr liegende Meer durch die Tatsache ihrer Existenz („fleet in being"), deren Wert aber verblaßt, wenn sie nicht schlägt. Ein befestigter Stützpunkt, ein Seekanal ändern den strategischen Wert eines Seegebietes. Und das Wetter ändert den jeweiligen Zustand unseres Kriegsschauplatzes, der in höherer Ordnung von Witterung und Klima bedingt wird. Das Wetter umfaßt praktisch auch die vom Winde erregte Wasserfläche, die der Waffenverwendung Grenzen setzt. Quibéron (1795), Coronel (1914) sind Höchstleistungen in schlechtem Wetter. Ebbe- und Flutstrom, Tidenhub, Eis, die regelmäßigen Winde und Strömungen beeinflussen die Seekriegführung, die im „See-Wetterdienst" (Deutsche Seewarte Hamburg) einen unermüdlichen Helfer findet.

2. Die Seefischerei

bildet die innigste Berührung eines Volkes mit dem Meere. Sie stellt — mit der Segelschiffahrt — die besten Seeleute und bietet eine wichtige Material-Reserve für Kriegsnebenzwecke.

3. Die Seeschiffahrt

Die Handelsflotte eines Landes stellt mit ihren Hafenanlagen einen bedeutenden Teil des Volksvermögens dar und, als gewaltiger nationaler Verkehrsträger, eine werteschaffende Kraft von größter Dauerintensität. Der Schiffbau nährt alle Industrieen und Gewerbe. Blüte der Seeschiffahrt kündet Wohlstand, ihre Krise aber Krankheit des ganzen Wirtschaftskörpers eines Landes oder der Welt. Im Seekriege ist die Handelsflotte das eigentliche Kampf-„Objekt". Oft lebt auch der Kreuzer aus seiner Beute. Der eignen Flotte leistet sie Zufuhrdienste. Geeignete Schiffe werden in „Hilfskreuzer" umgewandelt. Militärische Führung und Besatzung gibt ihnen alle Rechte und Pflichten des „Kriegführenden". Im Weltkriege haben solche Schiffe selbst gegen leichte Kreuzer eine erstaunliche Widerstandskraft gezeigt. Je nach Bedarf und verfügbarer Tonnage werden sie dank ihrer schnellen Bereitstellung für Handelsschutz und -Bedrohung wieder Verwendung finden. Zu unterscheiden davon ist das „bewaffnete Handelsschiff", das Kauffahrer bleibt, aber — nach englischem Vorgang — zur Abwehr der Kaperung ein Heckgeschütz bekommt. Im „Völkerrecht" hat es noch keinen Platz gefunden. Deutschland sind Vorbereitungen in beiden Richtungen untersagt. Das Personal der Handelsmarine stellt eine wichtige Reserve für die Kriegsmarine dar.

4. Seehandel — Völkerrecht — Wirtschaftskrieg — Geistiger Krieg

Die militärische Kraft eines Staates hängt wesentlich von der Zahl seiner waffenfähigen Männer ab, diese von der Möglichkeit, im Lande Brot zu finden. Eine bedeutende Rolle spielt hierbei die auf Ausfuhr gestellte gewerbliche Produktion, die zwar auswärtiger Rohstoffe bedarf, durch die freie Einfuhr von Fertigwaren aber gedrückt wird. Von 1871/1900 verließen Deutschland jährlich im Durchschnitt 100 000 Köpfe. Der Zollschutz fing diese Wanderung allmählich auf, Zölle deckten die Wehrausgaben. Auf beiden ruhte der machtpolitische Schutz der nationalen Wirtschaft, des Landes, des arbeitenden Volkes. Der Außenhandel verflocht uns immer stärker mit der Weltwirtschaft und erregte den Neid der Völker. Ein wachsender Teil ging über See (1913 : 75 v. H. der Einfuhr, 60 v. H. der Ausfuhr), so daß wir für den Kriegsfall in steigendem Maße von freier Seezufuhr abhängig wurden, während ein Inselstaat fast ganz hierauf angewiesen ist. Die Hoffnung, den Ausfall besonders an „Kriegsrohstoffen" ausreichend über Neutrale zu decken, schlug im Weltkrieg fehl, weil England unter Beugung und Bruch des „Völkerrechts" erst unsere Nachbarn, dann alle Länder der Erde zum teils tätigen, teils duldenden Mitkämpfer machte. Dies geschah, unter Druck der britischen Flotte, auf dem Wege über Seebeuterecht, Prisenrecht, Konterbanderecht, Aufhebung der „bedingten Bannware" und gipfelte, unter Anwendung der „Lehre von der fortgesetzten Reise", in der totalen Verkehrssperre. Trotzdem kamen auf nordischen Umwegen von England erhebliche Nahrungsmengen herein, bis USA. auch im Schwein die „fortgesetzte Reise" der nach Skandinavien durchgelassenen Futtermittel entdeckte und stoppte. Dieser ganze „Wirtschaftskrieg" war nicht nur Mittel zum Siege, sondern zielte, als eigentlicher Kriegszweck, ins innerste Mark unseres Volkes. Ihm eng verbunden wurde der „Geistige Krieg", indem die (von der Flotte erzwungene), uns schädliche Handlungsweise Neutraler deren „seelisches Entlastungsbedürfnis" wachrief, und sie zur willigeren Aufnahme der gegnerischen Propaganda, oft zur feindseligen Haltung gegen uns führte. Wir hatten das Meer nicht verstanden, auf dem sich die uralte Kriegsauffassung „Volk wider Volk" erhalten hatte. Aber für Geld ist schließlich alles zu haben. „Autarkie"-Bestrebungen sind wohlberechtigt, um die Binnenwirtschaft zu stärken, die Abhängigkeit von draußen zu mindern. Aber die eingespielte Organisation des Seehandels, der Weitblick des Hanseaten bleiben doch unentbehrlich, nicht nur für die gewerbliche Ausfuhr, mit der wir unsere Rohstoffe bezahlen, sondern gerade für die Versorgung unseres Landes über die Seegrenze im Kriege. Kreuzerkrieg und Handelsschutz werden in Zukunft noch stärker hervortreten, als bisher, denn der Seekrieg bleibt, was er war: legaler Seeraub!, die „Freiheit der Meere" ein Traum. Dafür ist die Wegnahme des Privateigentums auf See

ein zu wirkungsvolles machtpolitisches Mittel. Seestrategisch, handelspolitisch und verkehrstechnisch wichtig ist deshalb: Wie werden Gegner und seemächtiger Neutraler das Seekriegsrecht auffassen bzw. machtpolitisch durchsetzen, um jeder für sich den größten Nutzen daraus zu ziehen? Welche Arten, Mengen und Werte ein- und auslaufender, für die Kriegswirtschaft des Landes wichtiger Güter sind von der Flotte zu schützen, auf welchen Schiffen und auf welchen Wegen?

5. Die Seerüstung

Das notwendige Maß folgt aus der Abhängigkeit eines Staates vom Seeverkehr im Hinblick auf die Seerüstung anderer Staaten, die diesen Teil seiner Außenbeziehungen ständig schweigend bedrohen. Die tatsächliche Stärke ist eine Frage des machtpolitischen Willens, die Seegrenze zu hüten, sowie der Geldbeschaffung. Die Typenbestimmung hängt von den geltenden Anschauungen, dem Stande der Technik, dem Fahrwasser (mit Schleusen, Kanälen, Docks) ab. Die Welt wird auch für Seestreitkräfte immer kleiner, während die maritimen Spannungsfelder sich dehnen. Eine Seemacht ohne kampfkräftigen Kern ist wie ein Mann ohne Charakter. Das langsame kraftstrotzende Großkampfschiff mit geringem Fahrbereich wird aber nach 1936 kaum neu erstehen, das schnelle Panzerschiff (um 25000 t) mit großer Seeausdauer und gemäßigter schwerer Artillerie allmählich an seine Stelle treten. Daneben laufen Tendenzen der Rückkehr zu einfacheren billigeren Einheiten. Schließlich liegt alles am Verhältnis. Dem „Gesetz der Steigerung" können vertragliche Grenzen gezogen werden, denn ein Kriegsschiff braucht vom Entwurf bis zur Kampfbereitschaft gut vier Jahre, sein Bau ist nicht zu verheimlichen. Die Zahl der leichten Streitkräfte wächst im Vergleich zu den schweren, woraus auf die Absicht lebhaften Kreuzerkrieges zu schließen ist. Im Ganzen geht die Entwicklung, unter dem Zwange erschwerter Kostenaufbringung, auf gegenseitige technische Überbietung in Geschwindigkeit, Dampfstrecke (Ölkessel, Motorenantrieb), Schußweiten (jenseits taktischer Verwendbarkeit), Sinksicherheit, Gewichtsersparnis (elektrische Schweißung, schwächerer Panzer, Leichtmetall), alles zugunsten höchster Gefechtswerte innerhalb der Vertragsgrenzen. Ältere Schiffe hält man durch Umbauten möglichst lange am Leben. Mitgeführte Flugzeuge erweitern den Aufklärungs- und Wirkungsbereich und vergrößern das Überraschungsmoment. Die Extreme: Größte Sichtweite, geringste Sichtbarkeit berühren sich im U-Kreuzer mit Flugzeug (Frankreich). Seine Bewährung bleibt abzuwarten. Die Technik ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Nicht Schiffe, sondern Menschen kämpfen!" Die deutsche Marine bucht in allem den Vorteil behutsamer Entwicklung.

6. Die Seekriegführung

Die Admirale der Segelschiffsflotten operierten mit größerer Seeausdauer, als die späteren Führer eigenbeweglicher Verbände. Dampf, Eisen, Schraube, Granate, Panzer, Kabel, Funkverkehr u. a. m. stellten auch der Lehre vom Kriege neue Probleme, doch folgte sie nur langsam. Clausewitz erwähnt den Seekrieg nicht, obgleich er eine der größten und folgereichsten Entscheidungen der Seekriegsgeschichte, nämlich Trafalgar, erlebt hat. Doch hat sein Werk die Seekriegstheorie weitgehend befruchtet, während Mahan (der Jomini und Mommsen kennt, aber nicht Clausewitz), die erforderliche historische Erkenntnisgrundlage, auch hinsichtlich der politischen Zusammenhänge, erschlossen hat. Diesen beiden folgen die neuzeitlichen Seekriegstheoretiker aller Seemächte. Wie Witterung das Wetter, so umschließt Strategie die Taktik. Im Landkriege verschwimmen sie zeitweise unter dem Ausmaß „taktischer" Fronten; in der „strategischen" Weiträumigkeit des Seekrieges war der Übergang immer undeutlich. Die Forderung: Zur richtigen Zeit in richtiger Stärke am richtigen Ort zu erscheinen, um aus günstiger Stellung mit Kraftüberschuß (wenn auch nur relativem) den größten Erfolg sich zu holen, vereinigt sie beide, ist aber zur See schwerer zu erfüllen, als an Land. Das Wesen der Dinge, das Prinzip, ist für die Betrachtung wichtiger als die wechselnde Erscheinungsform. Das Gesetz des Kampfes bleibt sich zu allen Zeiten gleich, ob ich mit der Faust, der Kanone oder dem Worte fechte: Den Gegner an seiner empfindlichsten Stelle überlegen überraschend angreifen! Diesen ewigen Kern finden wir auch in den strategischen und taktischen Lehren der Vergangenheit, sobald wir die Ereignisse genügend ihrer Äußerlichkeiten entkleiden. Die Clausewitz'schen Merkmale des Sieges — größerer Verlust des Gegners an physischen und moralischen Kräften, öffentliches Eingeständnis dieses Verlustes durch Aufgeben der Absicht — können wir gern übernehmen, sowohl taktisch (Skagerrak), als auch strategisch (Verlust des Weltkrieges zur See). Aber (mit ihm) ist die beste Theorie doch unnütz, wenn sie nicht dem Handelnden zu jener Einsicht verhilft, die, in sein ganzes Denken verschmolzen, seinen Gang leichter und sicherer macht. Dem Admiral sei, wie dem Feldherrn, die Aufgabe gestellt, die Lösung jedoch frei überlassen.

7. Die Oberste Kriegsleitung

Denn auch der Seekrieg ist kein „isolierter Akt", sondern mit der kriegerischen Kraftleistung des Staates im Ganzen aufs engste verknüpft. Am deutlichsten tritt dies im kombinierten Land-Seekrieg hervor, sei es in militärischem Zusammenwirken auf gemeinsamen oder sich gegenseitig bedingenden Kampffeldern, sei es in stillerer Wechselwirkung, z. B. über den Personalausgleich oder die Rüstungsindustrie. Wie stark Wirtschaftskrieg und Seekrieg sich durchdringen,

sahen wir. Und der Außenpolitik als der „strategischen" Seite des „Geistigen Krieges", wie auch der „Propaganda" als seiner „taktischen", werden vom Seekriege fast am laufenden Band Probleme zugewiesen. Soviel „Ressorts", soviel Meinungen? Die jüngste Zeit bringt eine verblüffende Lösung: Die Zusammenfassung der See-, Land-, Luftstrategie, der Wirtschafts- und der politischen Strategie zu einer Einheit. Sie ist nur möglich auf Grund einer einfachen, gleichartigen politischen Denkschule, die im Begriff von der „Einheit des Kampfes" wurzelt und organisatorisch den besonderen Wirkungsformen jeder Kampfart den erforderlichen Spielraum läßt. Die Kriegsgeschichte zeigt, wie die Einsicht der Obersten Kriegsleitung in die Eigentümlichkeiten grade des Seekrieges, oder ihr Mangel den Ausgang nicht nur dieses, sondern des Gesamtkrieges entscheidender beeinflußt hat als Führertum, Heldenmut und Material.

8. Die Bevölkerung

Wie die Besatzung dem Schiffe Gefechtskraft verleiht, so gibt der maritime Instinkt eines Volkes seiner See-Entfaltung erst Sinn und Gestalt. Von jeher haben die Germanen mit dem Meere gerungen, haben über die See hinweg Reiche zerschlagen und aufgerichtet. Sie sind durch Europa gewandert und landfest geworden, haben oft nach Jahrhunderten das Meer wiedergefunden und neue Seezüge unternommen, sobald Seeluft sie angeweht hat. Aber im Kampf mit dem Element haben sie auch die Kraft gestählt für den harten Schwertschlag zu Lande, was sie selbst dann noch bewiesen, nachdem das Meer ihnen längst fremd geworden. So wirkt sich Wikingergeist auch heute noch im deutschen Volke aus und läßt immer wieder aus allen Teilen des Reiches, aus allen Stämmen kernige Jungmannschaft zum Meere streben. Hier bewährt sich die innere Kraft des nordischen Mythos, getragen von herrlicher Meerespoesie, ein Jungbrunnen heroischer Lebensauffassung, völkischen Empfindens, aber spät erst und nur unter Rückschlägen unser Volk auch zu machtpolitischem Handeln auf rollenden Wogen führend. Die Bevölkerung eines Landes ist seine stärkste wirtschaftliche Kraft. Ihre Verteilung über Stadt und Land, auf die einzelnen Erwerbszweige, ihre geistige Höhenlage, ihr Altersaufbau, ihr rassischer Menschenbestand vor allem an Waffenträgern, bestimmt ihre wehrhafte Zukunft. Aber erst die Fähigkeit eines Volkes, dem Meer verständnisvoll zu begegnen, gibt dem Führer den Stoff in die Hand, es nicht nur geduldet an den Gütern der Erde teilnehmen zu lassen, sondern seinen Lebenswillen zum Lebensrechte zu formen, das auch auf den Ozeanen sich auswirken kann; aus einem bloßen Seehandelsstaat eine Seemacht heranzubilden, selbst wenn die geographische Lage dem nicht günstig sein sollte.

9. Seemacht und Staatskunst

Der Staat ist die kämpferische Persönlichkeit des Volkes, dazu bestimmt, dieses Lebensrecht anderen Völkern gegenüber zu sichern. Die Staatskunst schafft sich durch die in der Seerüstung gebundene und bewegliche, der Welt offenbare absolute Kampfkraft ein besonders eindrückliches Mittel, diesem Lebensrecht auch in Zeiten des formalen Friedens Ausdruck zu verleihen. Schon die Entsendung eines Kanonenbootes an fremde Küste ist ein politischer Akt, und zwar der Höflichkeit oder Freundschaft, wenn er angemeldet wurde, der stillen Drohung mit der Möglichkeit eines ernsten Konfliktes, sobald Interessen von Staatsbürgern oder des Staates selbst zu schützen sind. Die Ehre der Flagge, hinter der das ganze Volk steht, ist immer beteiligt. Die Weltpolitik der letzten 30 Jahre ist nicht selten an Bord von Kriegsschiffen gemacht worden, zuweilen unter Begegnung der Staatsoberhäupter. Die Schwerpunktsverlegung ganzer Flottenteile, der Ausbau, die Befestigung heimischer oder auswärtiger Stützpunkte durch einen Staat wird von allen anderen Seemächten argwöhnisch verfolgt. Denn wie einer Seeschlacht der Kampf um die günstige Anfangsstellung vorangeht, so wird auch der Verlauf eines zukünftigen Seekrieges und mit ihm des Gesamtkrieges durch stilles machtpolitisches Ringen lange vorherbestimmt. Es hängt für den Ausgang also auch viel von der Einsicht der Staatsführung in die lebenswichtigen Beziehungen des Landes zum Meere, in die vielseitigen Wechselwirkungen des Seekrieges mit den anderen Kampfarten ab. Wir dürfen freudig feststellen, daß diese Einsicht in Deutschland heute vorhanden ist.

C. Blick in die Zukunft

Die Linien der Erkenntnis führen aus der Vergangenheit in die Zukunft, hier beschwert durch die oft nur ferne stille Art, mit der machtpolitische Entscheidungen auf dem Meere sich vollziehen. Daher sollten wir unsere Vermutungen eigentlich noch fester auf die Lehren der Geschichte gründen. Ich muß mich für heute mit dem Hinweis auf Rußland begnügen, das trotz ungeheurer Leistungen von Führung wie Truppe zulande niemals hätte überwunden werden können ohne den Dardanellen-Riegel, die Ostseeherrschaft, die Weiß-Meer-Sperrung der deutschen Flotte.

Die Seemachtverhältnisse in der Ostsee sind seitdem verwickelter geworden. Polen hat die Küste erreicht und läßt — neben dem Munitionslager der Westerplatte — in Gdingen einen navigatorisch günstigen, von See aber leicht zu sperrenden Kriegshafen entstehen, der auch den Seehandel anzieht und das deutsche Danzig schädigt. Im Kriege wäre es wohl autark, da Industrie und Landwirtschaft ziemlich ausgeglichen, und beide leistungsfähig sind; vielleicht würde Schrott fehlen. Aber für kriegswichtige Zufuhren Verbündeter über See

bleibt es voraussichtlich von Süden und Südosten zugänglich, abgesehen von Grenznachbarn. Das gibt dem Mittelmeer selbst in einem Ostseekriege Bedeutung, denn dieser Nährstrom wäre vom Lieferstaat zu schützen, besonders wenn neutrale Zwischenländer sich einschalten, und würde zur Kraftlinie, die solche anderer Seemächte schneidet oder doch berührt. Je schneller die deutsche Marine sich in der Ostsee — unter Sicherung Ostpreußens — den Rücken frei macht, um so stärker kann sie ihrer Hauptaufgabe dienen — neben der Verteidigung der Küste als Ehrensache —, den deutschen Nährstrom über See zu schützen, den feindlichen zu unterbinden, und jedem sich stellenden Gegner militärisch größtmöglichen Schaden zuzufügen.

Englands seestrategische Lage hat sich von Grund aus geändert. Zwar ist Deutschlands Wettbewerb auf dem Weltmarkt schwer getroffen, aber nicht zum britischen Vorteil. Auch der Alpdruck vor der deutschen Flotte ist gewichen. Dafür melden zwei andere Seemächte den Anspruch auf Gleichheit an, Amerika und neuerdings Japan, und bedrohen, richtiger zerstören eigentlich schon nur durch ihre bereits schwimmenden Flotten den ganz auf absolute maritime Überlegenheit gestellten machtpolitischen Zusammenhang des britischen Weltreiches. Das Mutterland selbst ist durch französische U-Boote, Flugzeuge und Fernegeschütze aufs schwerste bedroht und kaum noch eine Insel. Ja, der Vorteil des meerbeherrschenden Inselstaates hat sich doppelt in einen lebensgefährlichen Nachteil verkehrt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Freilich erscheint dieser Wandel vom nordischen Standpunkte aus, angesichts des erwachenden Asiens, nicht unbedenklich. Die germanischen Seestaaten sollten gemeinsam dahin streben, die Welt wieder in Ordnung zu bringen. Je stärker Deutschland zur See, um so größer seine Bündnisfähigkeit. Dies war auch der letzte Sinn des Tirpitzschen Flottenbaues! —

Die Vorstellung eines baldigen Seekrieges England—Frankreich führt unter diesen Umständen leicht ins Reich der Phantasie. Aber England denkt nicht nur in großen Erd-, sondern auch in großen Zeiträumen. Jedenfalls dürfen wir die britische Willensstärke nicht unterschätzen, die verlorene Position wiederzugewinnen. Es ist tiefer gestürzt, als es zugeben möchte. Auch Frankreich ist auf Seeherrschaft angewiesen, wenngleich beschränkteren Maßes, denn seine kontinentale (auch England bedrohende) Kampfkraft stammt in der Hauptsache aus Nordafrika. Daher liegt der Schwerpunkt seiner Seemacht im Mittelmeer, mit dem Über-Helgoland Korsika im Ausbau, der Pistole auf das Herz Italiens, dessen Kraftströme ebenfalls übers Meer nach Süden weisen. Mit der beide Richtungen schneidenden britischen Verbindungslinie ergibt sich hier ein Spannungsfeld von großen Möglichkeiten, erhöht durch die Küsten-Empfindlichkeit

Italiens. Moderne Geschwindigkeiten von Schiff wie Flugzeug lassen das ganze Becken zum „Strategischen Teiche" schrumpfen.

Klarer liegen die Dinge auf den Weltmeeren. England besitzt zwar Stützpunkte vor der empfindlichsten Stelle Amerikas, dem Panama-Kanal. Aber welche der beiden Kampfflotten wird den Marsch über den „Großen Teich" antreten, um drüben zu erfahren, daß der Gegner grade die eigne Küste beschießt? Im Stillen Ozean dagegen kommt die strategische Überlegung schon leichter zum Ziel. Japan wurde in den Washington-Verträgen 1922 aus China verdrängt, mußte auf weitere Befestigung vorgeschobener Inseln verzichten und erlitt schwere Einbuße am Schiffsbestand. Es ist aber, da stark übervölkert, auf lebhaften Außenhandel angewiesen. Der Druck sucht sich jetzt, da die Vertragspartner durch die Weltkrise gebunden sind, die Richtung des geringsten Widerstandes in Nord-China. Hier rundet sich das Wirtschaftsgebiet des Sonnenreiches in Rohstoffen, Absatzfeld und Siedlung, gekittet durch absolutes Übergewicht auf den Fluten des Gelben wie Japanischen Meeres, zu einem geschlossenen machtpolitischen Land/See-Kampfkörper, der nicht nur den näheren festländischen, sondern erst recht den ozeanischen Fern-Interessen ein kaum überwindliches Kraftzentrum bietet. Amerika bemüht sich denn auch, durch die angekündigte Preisgabe der Philippinen, die Stoßrichtung von sich abzulenken und das Sicherheitsventil im Süden zu öffnen. Dort liegt aber Hongkong bald im Bereich japanischer Flugzeuge. Den festeren Riegel bildet erst Singapore, das — wie Pearl Harbor (Hawai) durch Amerika — zum stärksten britischen Überseestützpunkt ausgebaut wird. Es steht über den Indischen Ozean in kraftspendender Wechselwirkung mit der Machtbasis Mittelmeer/Kapland; sein entgegengesetzter Strahlungswinkel umschließt mit dem Fernen Osten und Australien das ganze, seestrategisch außerordentlich wichtige Inselgebiet der Südsee, den wertvollen holländischen Besitz im Vordergrunde. Dessen Völker melden ihr „Selbstbestimmungsrecht" an. Über ihr Schicksal wird aber doch der Seemächtigere entscheiden, sobald die Gleichgewichtsfrage im Stillen Ozean einmal aufgerollt ist. Die angelsächsischen Interessen gehen dort, jedenfalls Japan gegenüber, sehr weit zusammen. Da England aber — bei unsicherer Haltung Frankreichs — die europäischen Gewässer nicht entblößen kann, so muß das Hauptkräftespiel zwischen den beiden pazifischen Anwohnern vor sich gehen, wobei wir uns Japan als den Angreifer vorstellen dürfen. Jedenfalls liegt dieser Gedanke den beiden letzten amerikanischen Manövern zugrunde, während Japan selbst, als gute Vor-Propaganda, sein friedliches Kampffeld im Süden sucht. Die zu überbrückenden Seeräume sind noch größer, als im Atlantik, so daß den leichteren schnellen Streitkräften von großer Dampfstrecke, einschließlich der U-Boote und Flugzeugträger, erhöhte Bedeutung zukommt. Amerika hält denn auch seine atlantische „Auf-

klärungsflotte" vorläufig im Stillen Ozean fest und sichert seine Küste von Alaska bis Panama gegen Raids. Im Handelskrieg können die Gegner sich schädigen, aber, da beide autark, nicht vernichten. Das strategische Streitobjekt dürften die Hawai-Inseln sein, ihre Anziehungskraft auf die Kampfflotten wird aber wieder gedämpft durch die Möglichkeit der Umgehung, mit der darin liegenden Gefahr für die eigne Heimatküste. Solange die Angelsachsen nicht, mit freiem Rücken in Europa, zu entschlossenem einmütigen Handeln kommen, kann ihnen die japanische „Strategie der vollendeten Tatsache" unliebsame Überraschungen bringen. Japan vertritt schließlich — wie Deutschland — das bedrohtere Lebensrecht, und sehr viel wird von seiner Druckwirkung auf Asien abhängen, sei es im Süden oder Norden. Damit tritt — neben einem erstarkenden China — Rußland auf den Plan, wodurch wieder das europäische Kräfteverhältnis bis in die Ostsee hinein berührt wird. Das zeigt, wie stark Deutschland in dieses planetarische Spannungsfeld eingeschaltet ist.

*

Das Geheimnis des Sieges liegt nicht nur in der Rüstung, es liegt in hohem Maße auf geistigem Gebiet. Unsere geistige und die daraus fließende materielle Kriegsvorbereitung war, am Erfolge gemessen, so gut, wie der Einsicht der Zeit entsprach. Für den Kampf auf Leben und Tod reichte sie nicht aus. Nicht nur die Seekriegführung, auch die des Landkrieges, des Wirtschaftskrieges, des Geistigen Krieges, der Politik sahen sich sehr bald vor Probleme gestellt, die sie trotz aller damaligen Voraussicht nicht ohne weiteres meistern konnten, weil überall die letztmöglichen Erkenntnisse doch nicht erreicht waren. Überall hatte es an der letzten Intuition, der inneren Schau zukünftiger Dinge gefehlt, obgleich die Materialien für diese Denkbarkeit reichlich vorhanden waren. Das ist keine „Schuld"-Frage, sondern ein psychologisches Problem von größter Tragweite, dem nachzugehen sein wird. Auch unsere Feinde fehlten hierin, aber ihr gewaltiger Kraftüberschuß verhinderte größeren Schaden. Für den Seekrieg kam hinzu, daß der politischen Bildung, trotz schöner Seereisen, Nautikus und Flottenverein, das Meer mit allem, was es im Völkerleben bedeutet, innerlich noch fremd geblieben war. Man genoß gern, was es an Wohlstand bot, ohne zu erkennen, daß die von ihm bedingte Volkskraft nur auf den Hochstraßen des Weltverkehrs zu sichern war, daß der Hauptgegenspieler, England, im Kriegsfalle nur angriffsweise gestellt werden konnte. Dabei gibt es keine Berufsart, kein Wissensgebiet, das nicht irgendwie vom Meere beeinflußt würde oder zu ihm hinstrebte. Hier haben die Hochschulen, auf denen sie alle vertreten sind, eine wichtige Aufgabe vor sich: Im Auftrieb des Wehrwillens den zukünftigen Führern der Nation das Meer zu zeigen als das, was es ist: Der große Beweger des Menschengeschlechts, die wahre „Quelle der Völkergröße".

Die Entwicklung der chemischen Waffe in der Nachkriegszeit

Von Dr. Rudolf Hanslian

1. Einleitung

Die Einschränkung sei vorausgeschickt, daß sich die nachstehend geschilderte Entwicklung der chemischen Waffe in der Nachkriegszeit lediglich auf fremdstaatliche Veröffentlichungen aufbaut, daß also eigene Versuche bzw. Versuche von anderen Deutschen nicht vorliegen. Auch wird das Thema vom rein militärwissenschaftlichen Standpunkte aus behandelt; die Ausführungen mögen daher nicht unter rein deutschen, sondern zutreffender unter allgemein europäischen Gesichtspunkten gewertet werden; letzteres trifft vor allem für den aerochemischen Angriff zu.

Infolge des Versailler Diktats, das Deutschland neuzeitige Waffen, darunter die Gaswaffe, vorenthält, fehlt bis heute im deutschen Sprachschatze ein militärischer Begriff, der bei anderen Völkern und in anderen Heeren geläufig, nämlich die Bezeichnung, zusammenfassend all das, was die Kriegskunst unter Gasdienst, Gastechnik, Gastaktik, Gaswaffe, Gastruppe, Gasangriff, Gasabwehr, künstlichem Nebel u. ä., also unter militär- oder heereschemischen Dingen, versteht.

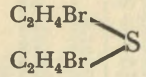
Die deutsche Reichswehr kennt lediglich einen Gasschutzdienst, die Franzosen kennen den Z-Dienst, der neben dem Gasschutz, wenn auch etwas getarnt, gleichzeitig den Gasangriff behandelt, die Amerikaner fassen Gasangriff und Gasschutz im „Chemical Warfare Service" zusammen und die Russen haben die Sonderabteilung „Wojenno-chimitscheskoje djelo" (Kriegschemie) zielbewußt entwickelt und sie dem gesamten Heeresrahmen überaus geschickt angepaßt.

2. Entwicklung der chemischen Kampfstoffe

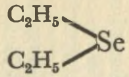
In der nachstehenden Tabelle sind die wichtigsten Gaskampfstoffe des Krieges sowie die bekanntgewordenen Gaskampfstoffe der Nachkriegszeit in Gruppen zusammengefaßt.

Der militärisch wichtigste Gaskampfstoff ist und bleibt weiterhin das Dichlordiäthylsulfid. Hier hat nun auch in den Fremdstaaten die Entwicklung

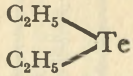
eingesetzt und nach französischen Angaben folgende chemische Verbindungen gezeitigt:



Dibromdiäthylsulfid.
Franz. Yperite 2



Diäthylselenid



Diäthyltellurid

Auch Forschungen in Amerika und England über das sehr giftige Antiklopfmittel der Brennstoffe des Explosionsmotors, das Tetraäthylblei $(C_2H_5)_4Pb$, sind bekanntgeworden.

Schließlich hat man auch die Möglichkeit einer feldmäßigen Verwendung von Kohlenoxyd geprüft und dazu Metallcarbonyle hergestellt und erprobt.

Die praktischen Ergebnisse aller dieser Versuche sind bezüglich feldmäßiger Brauchbarkeit im wesentlichen negativ ausgefallen. Theoretisch bleibt allerdings weiterhin die Möglichkeit, neue, überaus giftige, auch feldmäßig brauchbare Gaskampfstoffe zu finden, zu verheimlichen und im Ernstfall überraschend einzusetzen. Deren Wirkungsmöglichkeit ist jedoch durch die hohe Entwicklung der Gasschutztechnik, namentlich in der letzten Zeit, stark beschnitten, ja, man möchte beinahe sagen, bereits von vornherein neutralisiert. Auf diesem Entwicklungsgebiete liegt also die Bedrohung kaum, wenn man seinen Gasschutz in Ordnung hat.

3. Entwicklung der Gaseinsatztechnik

A. Gasschießen und Gasabblasen

Die Gaseinsatzmethoden des Weltkrieges waren das Gasschießen und das Gasabblasen.

Das Gasschießen bewirkten Artillerie, Minenwerfer und Gaswerfer. Über eine Nachkriegsentwicklung dieser Einsatzmethoden ist wenig Neues zu sagen. Freilich entwickelt man in den Fremdstaaten Geschütze, die Stokeswerfer und die Livens nicht nur für Brisanz und Nebel, sondern auch für das Gasschießen. Sicherlich hat man auch neue Schußzahlen für Senfgas und Lewisit erschossen und interessante Tarnungsversuche angestellt. Aber grundsätzlich Neues ist nicht bekannt und auch kaum vorhanden.

Im Blasverfahren wurde die 38 kg schwere Flasche des deutschen Gasangriffs bei Ypern mit ihrem 20 kg Chlorinhalt in der Nachkriegszeit in Amerika und England durch eine leichtere Flasche von 10 kg Gesamtgewicht abgelöst. Man wollte so eine leichtere und beweglichere Modifikation des Blasangriffs schaffen mit erheblichen Vorzügen gegenüber dem langweiligen und für die eigene Truppe nicht ungefährlichen Einbauwarteverfahren.

Nun hat das Phosgenunglück in Hamburg gezeigt, daß man auch von einem Punkte aus eine breitauslandende Giftgaswolke hervorbringen kann, wodurch

Chemische Kampfstoffe der Kriegs- und Nachkriegszeit (NK) und ihre Eigenschaften

Chemische Bezeichnung	Kp in C°	Fp	Spez. Gewicht (Wasser = 1)	1 Ltr. Dampf wiegt bei 20° C[1])	Sättigungskonzentration[2])	Erträglichkeitsgrenze[3])
I. Reizstoffe						
a) Augen-Reizstoffe (Tränenstoffe)						
Bromaceton (B-Stoff)	136,5°	−54°	1,6	5,69 g	bei 10°: 75 g/m³	34 mg/m³ ≈ 6 cm³ Dampf/m³ (6 : 1 000 000)
Brommethyläthylketon (Bn-Stoff)	133° 145°		1,43	6,28 g		50 mg/m³ ≈ 8 ccm Dampf/m³ (8 : 1 000 000)
NK: Brombenzylcyanid	232° u. Zers. Kp.12mm:130°	29°	1,54	8,15 g	bei 20°: 0,75 g/m³	30 mg/m³ ≈ 3,7 cm³ Dampf/m³ (3,7 : 1 000 000)
NK: Chloracetophenon	244,5°	58,5°	1,32	6,43 g	bei 0°: 30 mg/m³ „ 20°: 105 „	4—5 mg/m³ ≈ 0,7 cm³ Dampf/m³ (0,7 : 1 000 000)
b) Nasen- und Rachen-Reizstoffe (Blaukreuzgruppe)						
Diphenylchlorarsin (Clark 1)	333°	38°	1,4	11,0 g	bei 20°: 0,35 mg/m³	In Schwebstofform 1–2 mg/m³ je n. Teilchengröße Ø d. Teilchen: 10^{-4} — 10^{-5} cm
Diphenylcyanarsin (Clark 2)	346°	31,5°	1,45	10,6 g	bei 20°: 0,1–0,15 mg/m³	In Schwebstofform 0,25—1 mg/m³ je nach Teilchengröße
NK: Diphenylaminchlorarsin (Adamsit)	410° u. Zers.	195°	1,57	11,5 g	bei 20°: 0,02 mg/m³	Ähnlich wie Clark 1
II. Erstickende Kampfstoffe (Grünkreuzgruppe)						
Chlor	−33,6°	−102°	Gas: 2,47 (Luft = 1) Flüss.: 1,47	2,95 g	Gas	175 — 220 mg/m³ ≈ 60 — 75 cm³/m³ (ca. 65: 1 000 000)

Phosgen	8,2° —126°	1,43	4,11 g	oberhalb 8,2° C gasförmig	mehr als 40 mg/m³ [4]) > 10 cm³/m³
Chlorameisensäure-trichlormethylester (Perstoff)	127°	1,65	8,23 g	bei 20°: 26 g/m³	Reizwirkung etwas stärker als bei Phosgen
Chlorpikrin (Klop)	113° —69,2°	(15°) 1,66	6,84 g	bei 0°: 60 g/m³ bei 20,5°: 290 g/m³	100 mg/m³ ≈ 15 cm³ Dampf/m³ (15 : 1 000 000)
III. Ätzende Kampfstoffe (Gelbkreuzgruppe)					
Dichlordiäthylsulfid (Lost, Senfgas, Yperit)	215,5° ca. 13,5°	(20°) 1,26	6,62 g	bei 14° : 345 mg/m³ „ 18° : 422 „ „ 20,5°: 541 „ „ 22° : 719 „ „ 39° : 2980 „	Erst in sehr hohen, bereits tödlichen Konzentrationen treten merkliche Reize auf
Äthyldichlorarsin (Dick)	156°	1,68	7,28 g	bei 21,5°: 22 g/m³	12 mg/m³ ≈ 1,5 cm³ Dampf/m³ (1,5 : 1 000 000)
NK: Chlorvinyldichlorarsin (Lewisit)	190° —13°	1,9	8,63 g	20°: 395 mg/m³ 40°: 15 600 „	Erst in sehr hohen Konzentrationen treten merkliche Reize auf
NK: Methyldichlorarsin	133°	1,84	6,7 g	20°: 75 g/m³	25 mg/m³ ≈ 3,7 cm³ Dampf (3,7 : 1 000 000) [/m³
IV. Sonstige schädliche Stoffe					
Cyanwasserstoff (Blausäure)	25,6° —15°	(18°) 0,7	1,12 g	Sehr hoch	Örtl. Reize an den Schleimhäuten erst in lebensgefährl. Konzentration
Bromcyan	61,5° 52°	1,92	4,41 g	16°: 155 g/m³ 20°: 200 „	80 mg/m³ ≈ 18 cm³ Dampf/m³ (18 : 1 000 000)

[1]) Ein Liter Luft wiegt bei 20° C 1,205 g.
[2]) Menge des Kampfstoffs in Dampfform, die in 1 m³ Luft höchstens enthalten sein kann.
[3]) Höchste Kampfstoffkonzentration, die von einem Menschen normaler Empfindlichkeit noch eine Minute lang ertragen werden kann. Weit geringere Konzentrationen sind oft ausreichend, um Arbeits- bzw. Kampfunfähigkeit hervorzurufen.
[4]) Höhere Konzentrationen sind subjektiv erträglich; wegen der großen Giftigkeit können aber die oberen Grenzwerte im subjektiven Versuch nicht ermittelt werden.

Mit ausdrücklicher Genehmigung der Zeitschrift „Gasschutz und Luftschutz".

sich beim planmäßigen Einsatz im Felde eine Aufteilung des Kampfstoffes in zahlreiche kleinere Gefäße womöglich erübrigt. Nach Engelhards damaligen Berechnungen („Gasmaske" 1929, S. 54) war die Hamburger Phosgenwolke in 100 m Entfernung von der Quelle 53 m breit, in 200 m 107, in 1500 m 1600 und in 15 km etwa 16 km breit. In der Tagespresse ist verbreitet worden, daß sich Japan bereits diese „wertvollen Hamburger Erfahrungen" auf Formosa nutzbar gemacht habe. Diese Behauptung sei mit allem Vorbehalt wiedergegeben. Japan hat das „Genfer Giftgasprotokoll" allerdings nicht ratifiziert, China hat ratifiziert, wäre aber sofort zur Wiedervergeltung berechtigt gewesen. Über letzteres ist bisher nichts bekannt. An sich ist der vorstehende Gedanke gastechnisch nicht uninteressant und verlangt daher sowohl für den Heeresgasschutz als auch für den zivilen Gasschutz Erwägung und Bewertung.

B. Giftrauchkerzen

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Blasverfahren hat der Giftrauchkerzenangriff, der bereits im Weltkriege, zum erstenmal im August 1917 bei Rouvry und Vaudesincourt in der Champagne, Anwendung fand. In der Nachkriegszeit hat eine Fortentwicklung in USA. (Toxic smoke candle) und neuerdings in Sowjetrußland (Giftnebel-Blechbüchsen, Giftnebelwürfel) eingesetzt.

Es sind dies zylindrische Behältnisse, in denen Diphenylchlorarsin verdampft wird. Die entstehende Rauchwolke wird, wie beim Blasverfahren, durch die Kraft des Windes feindwärts getrieben. Das Gewicht der amerikanischen Kerzen beträgt 2,5 kg und enthält 0,5 kg Blaukreuz. Rußland besitzt Blechtöpfe von 2, 6 und 12 kg Gewicht. Die neue russische Vorschrift sagt: „Soll der Gegner nur ermüdet werden, vergast man ihn die ganze Nacht mit einer Begasungsstärke von 1 mg/cbm (Maskenzwang). Erforderlich hierzu auf 1 km Frontabschnitt in 1 Minute 8 bis 10 Giftnebelwürfel oder 3 kg Giftstoff. Das Vergasen braucht hierbei nicht ununterbrochen vor sich zu gehen, sondern nur mit gewissen Unterbrechungen."

„Will man dagegen den Gegner vergiften, also das Maskenfilter durchschlagen, so bedarf man einer Begasungsstärke von 150 bis 200 mg/cbm am Ziel. Giftnebelwürfelbedarf beträgt 1500 kg pro Minute auf 1 km Frontabschnitt oder 450 kg Giftstoff. Vergasung erfolgt ununterbrochen 10 Minuten lang. Erwähnte Norm gilt bei einer Windstärke von 2 m/sec. Hauptwirkungsbereich in der Tiefe bei 2 km, Gesamtwirkungsbereich bis über 15 km. Die Bedienung der Giftnebelbüchsen erfordert sehr geringe Zahl ausgebildeter Chemiker, für 50 bis 100 Büchsen nur einen Zuträger; letzterer setzt auch die Büchsen gleichzeitig in Brand." (Vgl. aerochemischer Angriff.)

Zu den grundsätzlich neuen Einsatzmethoden der Nachkriegszeit zählt zunächst

C. Der aerochemische Angriff

Von den vorstehend behandelten Einsatzverfahren des Weltkrieges und der Nachkriegszeit erfüllt keine die im militärischen Sinne ideale Forderung, große Kampfstoffmengen über große Entfernungen nach einem beliebigen Punkte, wo sie dem Gegner besonders bedrohlich sind, zu befördern. Dieser Forderung wird erst in der Nachkriegszeit durch Einführung einer völlig neuen Einsatzform, dem „Gasangriff aus der Luft" oder dem „aerochemischen Kampfmittel", entsprochen.

Im Weltkriege sind Gasangriffe aus der Luft in stillschweigendem Übereinkommen zwischen den Kriegführenden aus Rücksicht auf die schutzlose Zivilbevölkerung im wesentlichen unterblieben.

In der Nachkriegszeit war es zunächst der Amerikaner Jones, der 1921 in der „International Aeronautics" den Satz prägte: „Der Gaskrieg aus der Luft ist lediglich eine logische Weiterentwicklung des Gaskrieges auf der Erde."

Von Jones und Mitchell stammen auch die ersten Angaben über die drei unterschiedlichen Einsatzverfahren von Gaskampfstoffen vom Flugzeug aus, die auch heute noch überall in der Literatur zu finden sind:

a) Der Gasbombenabwurf.

b) Das Abregnen (Sprenkeln) oder Versprühen flüssigen Kampfstoffes.

c) Das Erzeugen von Rauch oder künstlichem Nebel mit oder ohne Reizstoffzusatz oder Tränenstoffzusatz.

Es ist im Rahmen dieser Abhandlung nicht möglich, auf eine Betrachtung dieser drei aerochemischen Angriffsarten näher einzugehen, ihre Möglichkeiten, Vorzüge und Nachteile zu erörtern und gegeneinander abzuwägen. Zunächst einmal ist das Schrifttum über dieses Gebiet seit Jones ungeheuer angewachsen, ferner zeigt sich, daß Ansichten gegen Ansichten stehen. Diese Ansichten sind sich ja noch nicht einmal über das Grundsätzliche der sog. Luftkriegstheorie (Douhetismus) einig, geschweige denn über technische Einzelheiten. Versuche im großen anzustellen, ist unmöglich, und Ergebnisse der Versuche, die im kleinen getätigt worden sind, werden von den Fremdstaaten streng gehütet.

Aber einiges wissen wir doch: Zweifellos ist das Flugzeug auch für das chemische Kampfmittel das militärisch ideale Beförderungsmittel, und dies liegt nicht nur allein in seiner Reichweite, Geschwindigkeit, Tragfähigkeit, Beherrschung dreier Dimensionen, sondern auch in der Verringerung der Totlast, in dem günstigen Gewichtsverhältnis der Kampfstoffmenge zur umgebenden Hülle, die man bei der Gasmunition infolge fehlender Splitterwirkung — von Gasbrisanzgeschossen sei hier abgesehen — als tote Last bezeichnen muß.

Während wir beispielsweise bei der Gasgranate ein Verhältnis des Kampfstoffinhalts zum Gesamtgewicht der Granate 1 : 8 (12 v. H.) haben, beträgt es bei der Fliegerbombe etwa 1 : 2 (50 v. H.). Noch sehr viel günstiger für das Flug-

zeug wird aber die Verwertungsziffer bei dem zweiten Verfahren, dem Abregnenlassen oder Sprenkeln, bei dem lediglich der flüssige Kampfstoff aus Behältern abgelassen wird, wo also eine tote Geschoßhülle überhaupt fehlt.

Es erhebt sich nun die Frage, ob man — wie dies bisher in der Luftschutzliteratur allgemein üblich — diese drei aerochemischen Einsatzverfahren ohne weiteres für das Hinterland, namentlich für die Großstädte des Heimatgebietes, ansetzen könnte? Und hier erscheint eine Nachprüfung vielleicht zweckmäßig. Haben wir zu rechnen mit

a) Gasbombenabwurf? — Ja! Sowohl mit flüchtigen, als auch mit seßhaften Kampfstoffen, letztere sogar sowohl mit hochbrisanter wie auch mit kleiner Sprengladung.

Bei den seßhaften Kampfstoffen erscheinen kleinere Bomben wirkungsvoller, sowohl hochbrisante wie schwachbrisante. Dieser Kategorie fällt nach russischer Ansicht die entscheidende Rolle zu, während nach gleicher Ansicht die Verwendung von flüchtigen Kampfstoffen, namentlich in Bomben kleineren Kalibers, von untergeordneter Bedeutung ist.

Somit erscheint es jetzt bei den flüchtigen Kampfstoffen nicht unwahrscheinlich, daß großkalibrige Bomben mit kleiner Sprengladung, lediglich zum Zerteilen der Hülle zur Anwendung kommen.

Zu dieser Kategorie von Kampfstoffbehältern, abgeworfen von Flugzeugen auf Städte, gehört auch der Giftrauchentwickler; womöglich müssen wir auch mit einer Kombination von Kampfgas- und Giftrauchentwickler in einem Behältnis zur Erzeugung „Bunter Räume des Weltkrieges" in einer Stadt rechnen.

Eine weitere, sehr beachtliche Kombinationsmöglichkeit liegt ferner in der Vereinigung von Brisanz- und Gasbombe zur Gasbrisanz-Fliegerbombe. Es dürfte zweckmäßig sein, von vornherein anzunehmen, daß jede feindliche Sprengbombe einen gewissen Prozentsatz Blaukreuzkampfstoff enthält, da hierdurch die Spreng-, Durchschlags- und Splitterwirkung der Bombe kaum beeinträchtigt, die Sprengwolkenwirkung jedoch erhöht wird, also „zusätzliche Wirkung" des Kampfgases, die den Effekt der anderen Waffe steigert, erzielt wird.

b) Ist mit Abregnen (Sprenkeln) oder Versprühen flüssigen Kampfstoffs auf Städte zu rechnen? — Nein! Dieses Gaseinsatzverfahren ist nur aus sehr niedrigen Höhen praktisch durchführbar. Ungestört und heimlich, frühzeitig und unbemerkt kann es der Flieger weit vom Schuß im Gelände nachts durchführen, aber nicht über einer feindlichen Stadt, denn jede Stadt hat oder wird im Kriegsfall haben: Flugmelde- und Luftschutzwarndienst, Flaks und Maschinengewehre, Scheinwerfer, Vernebelungsapparate und Luftsperren. Diese Erdabwehr zwingt den Luftangreifer zu größeren Höhen, aus denen ein Kampfstoff ohne umgebenden Behälter nicht wirkungsvoll eingesetzt werden kann.

c) Vorstehendes gilt auch für die dritte Einsatzform „Erzeugung von Rauch oder künstlichem Nebel mit oder ohne Reizrauchzusatz oder Tränengaszusatz."

Freilich darf bei dieser schroffen Ablehnung der aerochemischen Möglichkeiten von b) und c) nicht übersehen werden, daß die letzten Luftmanöver in England und Italien überraschende Leistungen des Luftangreifers im Tiefflug gezeigt haben. Geht diese Entwicklung ohne entsprechendes Paralysieren durch Erdabwehrwaffen weiter, so wird die obige Verneinung nicht aufrecht zu erhalten sein.

Das aerochemische Einsatzverfahren des Sprenkelns flüssigen Kampfstoffs gibt nun die Möglichkeit eines militärischen Einsatzes, dessen Einfluß auf die Gestaltung künftiger Kriege von ganz wesentlicher Bedeutung sein wird; es gestattet nämlich wie kein zweites die „frühzeitige Geländevergiftung" im großen Ausmaße und in kürzester Zeit. Diese mehr oder weniger ausgedehnten Senfgassperren, „Gelbe Räume des Weltkrieges", werden im Schutze der Nacht von den Flugzeugen schnell dorthin gelegt werden, wo das Gelände dafür geeignet ist, und wo es aus operativen Gründen erforderlich erscheint. Ortschaften, Täler, namentlich Gebirgstäler, Mulden, hohe Kornfelder, Strauchbewachsungen, niedrige Schonungen, ja sogar Baumkronen hoher Wälder können mit Senfgasregen bedacht werden.

Wie groß werden diese gelben Räume sein können? — Man rechnet durchschnittlich 50 g Senfgas pro qm. 20 Großflugzeuge mit je 2500 kg Senfgas sind immerhin erforderlich, um nur 1 qkm wirkungsvoll zu vergiften. Bei sehr großen, zusammenhängenden Flächen wird man bei technischer Fortentwicklung des Verteilungsvorganges vielleicht auch mit weniger Kampfstoff (20 bis 10 g pro qm) und einer dementsprechend geringeren Anzahl von Flugzeugen auskommen können.

D. Geländevergiftung durch andere Mittel

Naturgemäß lassen sich derartige frühzeitige Geländevergiftungen auch mit anderen Verteilern bewirken.

a) Handsprühapparate: Aus dem „Leitfaden des chemischen Dienstes in der Roten Armee" kennen wir tragbare Sprühapparate, die auf dem Rücken getragen werden, aus einem Giftgasbehälter, Druckvorrichtung und Schlauch bestehen, mit denen die chemisch ausgebildeten Truppen ein niedrig bewachsenes Gelände wirkungsvoll überall da vergiften, wo keine Fahrzeuge hingelangen können.

b) Chemische Flatterminen: Russische Vorschriften, aber auch die französischen Gasschutzvorschriften kennen das Legen von Senfgasflatterminen,

die kurz vor dem Eintritt des Feindes in das betr. Gelände durch Fernzündung gesprengt werden. Die durch eine Flattermine wirkungsvoll vergiftete Fläche beträgt nach russischer Vorschrift 280 qm.

c) Motorisierung der chemischen Waffe: Auch dieser Begriff ist der russischen Literatur entnommen. Bei größerer Entfernung vom Feinde besteht die Möglichkeit, von gewöhnlichen Lastkraftwagen aus die Kunststraßen, vom Eisenbahnwagen aus die Bahndämme auf schmaler, langer Strecke hin zu vergiften. Die Kraft- oder Eisenbahnwagen erhalten zu diesem Zweck, wie die Flugzeuge, Tankbehälter mit Abregenvorrichtung. Man besprengt während der Fahrt die Strecke und auch die seitlichen Geländestreifen, soweit dies eben möglich ist.

Letztere Vorschläge sind nicht neu, sondern schon 1918 im Kriege von den Amerikanern gemacht worden, sie zeigen jedoch bereits bei theoretischer Erwägung verschiedene Nachteile: Im wesentlichen vergiftet man ja ebene, glatte, unbewachsene Flächen in schmalen Streifen, auf denen der Kampfstoff schnell verdunstet, ferner kann die Truppe derartige Flächen notfalls in Maske und Überschuhen passieren, schließlich — und das ist das Störende — kann diese Streckenvergiftung behoben werden. Der Vorteil der Straße oder Strecke kommt natürlich auch dem Entgiftungsfahrzeug zu statten, das das glatte Gelände mit künstlichem Regen unter Oxydationsmittelzusatz bedecken kann. (Der Gegner müßte also mindestens gleichzeitig Straßen- bzw. Streckenunterbrechung vorsehen, um eine schnelle Entgiftung unter gleichgünstigen Verhältnissen zu hintertreiben.) Immerhin wird auch mit einer derartigen Einsatzform, namentlich in gebirgigem Gelände, zu rechnen sein.

Wirkungsvoller erscheint immer, ein mannshoch bewachsenes Gelände mit seßhaften Kampfstoffen zu vergiften. Und hier kommen neben dem bereits behandelten Handsprühapparat schließlich noch geländegängige Fahrzeuge, deren Motorisierung immer weiter fortschreitet, in Frage. Hierin liegen entschieden noch Entwicklungsmöglichkeiten, die gewertet werden müssen. Auch die russische Literatur spricht von Gaskampfstoffen, „auf Raupenwagen befördert".

E. Die militärische Bedeutung der gelben Räume

Sie liegt in der Sperrwirkung dieser Geländevergiftung. Die Truppe kann sie ohne den überaus beschwerlichen Körperschutz nicht durchschreiten, und die Pferde sind in ihrer Hautempfindlichkeit beinahe noch mehr bedroht als der Mensch. Der Vormarsch des Angreifers ist zunächst einmal abgestoppt. Die Verteidigung fühlt sich bis auf weiteres hinter ihren gelben Räumen in Sicherheit, denn sie weiß, daß die nunmehr erforderliche Entgiftung des Geländes erhebliche Arbeit, erheblichen Zeitaufwand, erhebliche Mengen Chlorkalk (250 g/qm) erfordert.

Aber diese Sicherheit kann auch eine trügerische sein, da die Sperrwirkung keine unbedingte ist. Die Wirkung des Senfgases beginnt bekanntlich erst nach etwa 4 Stunden. Infolgedessen besteht durchaus die Möglichkeit, auch mit einer Truppe ohne Körperschutz die „Gelben Räume" zu durcheilen und anschließend noch zu kämpfen. Allerdings muß sich der Truppenführer darüber klar sein, daß eine so behandelte Truppe eben nur noch für Stunden existiert.

F. Erkennung der „Gelben Räume"

Die Erkennung der „Gelben Räume" im Gelände durch den Geruchsinn ist leicht und untrüglich für denjenigen, der Senfgas bereits einmal im Freien gerochen hat (Geruch nach echtem englischen Senf, nicht nach Mostrich). Für den ungeschulten Laien ist die Erkennung weniger einfach. Sie wird erheblich schwierig, wenn Geruchstarnung, und zwar nicht in Form einer Geruchsbeseitigung, welche nicht gelingt, sondern in der Form einer Geruchsveränderung vorliegt. Diese Geruchsveränderung kann einmal vorhandenes Senfgas verdecken, sie kann aber auch ein Fehlen des Senfgases verdecken, also Senfgas vorschwindeln. Ein solches militärchemisches Produkt nennt man nach amerikanischer Vorschrift „Schwindelgas".

So ungefährlich in seiner tatsächlichen Wirkung, so außerordentlich bedenklich in seiner womöglichen Auswirkung ist dieses Schwindelgas. Man stelle sich einmal vor, daß jeder „Apothekengeruch" im Gelände die marschierende Truppe beunruhigen und aufhalten wird. Noch verwickelter wird die Angelegenheit, wenn echtes Gas und Schwindelgas durcheinander oder nebeneinander eingesetzt werden (eine Talmulde mit Schwindelgas, ein Gehölz daneben mit Senfgas). Die derzeitigen Identitätsreaktionen im Gelände sind von Laien (Geruchsspürer) nicht anwendbar. Die Rote Armee hat dies bereits erkannt und schickt ihre Chemiker mit in die ersten Linien vor.

G. Kampfwagen und Kampfgas

Als letzte Gaseinsatzform sei die Vereinigung des Kampfwagens mit dem Kampfgas erörtert, eine Kombination zweier moderner Waffen, die auf den ersten Blick verheißungsvoll erscheint, über die auch schon viel geschrieben worden ist. Tatsächlich handelt es sich jedoch bei fachtechnischen Veröffentlichungen über den sog. „Gastank" einmal um ungiftige Nebeltarnung, das andere Mal um gasdichte Kampfwagen zum Passieren „Gelber Räume". Es handelt sich aber nicht um besonders wirkungsvolle, neuzeitige Gaseinsatzformen. Auch der in verschiedenen Zeitungen abgebildete polnische „Gastank" ist ein Tank mit Nebelvorrichtung.

Als Gasverteiler kommt der Kampfwagen überhaupt nicht in Frage, er ist für eine solche Aufgabe weder geeignet noch verfügbar. Auch seine Waffe

ist und bleibt die Feuerwaffe, nicht das Gas. Nebel kann er mitführen, hier kommt er mit geringen Mengen aus.

Auch Zusätze von Tränengas oder Giftrauch zum Nebel wären schließlich denkbar, aber auch bedenklich, denn der Kampfwagen braucht den Nebel in erster Linie zur eigenen Tarnung bzw. zur Tarnung seiner Gefährten, aber kaum zum Blenden des Gegners. Bei der Tarnung umgibt ihn der eigene Nebel, und wir wissen aus englischen Versuchen, daß die Reizwirkung der an sich ungiftigen SO_3-Chlorsulfonsäure, die zur Nebelerzeugung dient, bereits die Kampfwagenbesatzung zum Aufsetzen der Masken nötigt, was gerade hier sehr unliebsam empfunden worden ist. Jedenfalls erscheint das Mitführen und der Gebrauch von Gas vom Kampfwagen aus mit sehr viel mehr Nachteilen als Vorzügen verbunden.

Um nicht mißverstanden zu werden: es besteht natürlich eine Kombinationsmöglichkeit von Kampfwagen und Kampfgas beispielsweise in der Form, daß die Kampfwagenbesatzung oder aber die Infanterie-Begleitmannschaft reichlich Gebrauch von Nebelkerzen bzw. bei günstiger Windrichtung auch von Giftrauchkerzen machen wird.

4. Entwicklung des Gasschutzes

Die beim Heere erkannten Richtlinien im Gasschutz sind im hohen Prozentsatz auch für den zivilen Gasschutz, also Volksgasschutz im Heimatlande, richtunggebend. Ohne gründliches Vertrautsein mit dem Heeresgasdienst sollte der zivile Gasdienst nicht bearbeitet und nicht gelehrt werden. Der Gasdienst im Weltkriege gibt uns die Grundlage, die gastechnischen Entwicklungen der Fremdstaaten in der Nachkriegszeit zeigen uns die Wege, um die Variante des Heeresgasdienstes, also den Volksgasdienst, in sinngemäßer Anpassung richtig zu gestalten.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet ergibt sich zunächst einmal die Forderung, daß der Gasschutz des Zivilisten, in gleicher Weise wie der des Soldaten an der Front, einen Ausbau nach zwei Seiten verlangt und somit auf den Sammelschutz und den persönlichen Gasschutz basiert werden muß. Bekanntlich ist weiter auf der Internationalen Gasschutzkonferenz in Brüssel die zivile Bevölkerung in eine aktive und eine passive unterteilt worden. Für die aktive Bevölkerung, zu der Polizei, Feuerwehr, technische Nothilfe, Sanitätskolonnen usw. gehören, ist ein hochwertiges Gasschutzgerät bestimmt worden, für den verbleibenden Rest, das Gros der beweglichen Bevölkerung ein einfacheres Gerät (Fluchtgerät), das dem Träger ein Verlassen der vergifteten Zone bzw. das Aufsuchen eines Sammelschutzraumes ohne Schädigung gestattet. Während einige Staaten bereits die Ausstattung der passiven Bevölkerung mit Gasmasken

einfacherer Art in die Wege geleitet haben, sind andere der Ansicht, daß die passive Bevölkerung des Einzelschutzes entbehren und mit dem Sammelschutzraum auskommen könnte. Eine derartige Anschauung erscheint nicht unbedenklich, und nach Lage der Dinge dürfte es richtiger sein, daß sich jeder europäische Bürger, soweit er in einer Großstadt oder in einem Industriezentrum wohnt, allmählich mit seiner Gasmaske, die — wie beispielsweise jetzt in Italien erfolgt ist — einer staatlichen Kontrolle unterliegen muß (vgl. „Gasschutz und Luftschutz", Juniheft 1933), befreunden sollte. Die Zeit wird lehren, welche von den beiden unterschiedlichen Anschauungen die richtige ist.

5. Schlußbetrachtung

Man erkennt aus den ausländischen Vorschriften immer mehr, wie klar sich die militärischen Führerkreise darüber sind, daß unüberlegter Einsatz von Kampfstoffen und auch von ungiftigen Nebeln infolge der Beweglichkeit dieser Waffen die eigene Truppe auf das höchste gefährden kann. Infolgedessen erscheinen nur die höheren Stäbe, die den erforderlichen Gesamtüberblick haben, befähigt, einen derartigen Einsatz zu befehlen; diese Befehlsgewalt erstreckt sich nur bis zur Division.

Im übrigen entsteht der Eindruck, daß von militärischer Seite eine zutreffende Einschätzung der chemischen Waffe heute in allen Staaten vorhanden ist. Das chemische Kampfmittel gilt als eine Waffe wie jede andere; sie besitzt, richtig angewandt, hohe militärische Wirksamkeit und damit hohe militärische Bedeutung und wird auch im Zukunftskriege das fliegende Eisenteil in einem bestimmten Prozentsatz ersetzen. Wie hoch dieser Prozentsatz sein wird, ist ungewiß. Gewiß ist aber — und dies geht aus den vorstehend geschilderten Tatsachen, die nur den bekanntgewordenen Teil der gastechnischen Entwicklung der Fremdstaaten erörtern, wie auch aus den unzulänglichen Ratifikationen des „Genfer Giftgasprotokolls" unzweideutig hervor —, daß kein modern gerüsteter Staat im Kriegsfall auf das chemische Kampfmittel verzichten will und wird.

Dritter Abschnitt

Staatsform und Wehrform

Staatsform und Wehrform[1])

Von Oberst a. D. Karl Ludwig von Oertzen

Max Jähns leitet sein Buch „Heeresverfassungen und Völkerleben" mit den Sätzen ein: „Zwischen den Heeresverfassungen und dem Völkerleben, d. h. dem allgemeinen Zustande der Nationen besteht der genaueste Zusammenhang. Herausgeboren aus dem inneren Genius der Völker, in ihrem Urgrunde maßgebend bedingt von der wirtschaftlichen Lebensführung wie von der Landesart und Landeslage, bringt die Wehrverfassung jene breiten Grundlagen eines Volkstums zu entscheidendem Ausdruck. Daher erscheinen die Formen der Kriegsorganisation in ihrem Werden und Beharren wie in ihrem Wechsel ebenso bedeutsam für die innere und örtliche Veranlagung einer Nationalität wie für deren wirtschaftliche Zustände und historische Beziehungen, ja für den Wert, den ein Volk darstellt in der Gesamtentwicklung der Menschheit. Mit Recht sagt Goethe, daß die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste Einsicht in das Wesen eines Reiches gebe."

Wir stimmen dieser Auffassung zu. Die Eigenart des Heeres, besser gesagt der Wehrmacht und besonders die Stellung, die es im Staate einnimmt, ist bezeichnend für die jeweilige geschichtliche Epoche.

Jedes Volk bildet sich seine Wehrmacht nach seiner nationalen Eigenart. Die Heeresverfassung wird aber auch beeinflußt von den politischen Ideen, die gerade vorherrschend sind. Im Zeitalter des Feudalismus mit seiner Trennung der Menschen in verschiedene Stände mußten die Heere anders aussehen als in der Zeit, in der sich die Überzeugung von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz durchgesetzt hatte. Im ständischen Staat konnte man nicht männiglich gemeinsam unter das Maß und in Reih und Glied stellen und im zwanzigsten Jahrhundert ist es unmöglich, einer bestimmten Gruppe von Bürgern das Recht zu verleihen, die Offizierstellen mit ihren Söhnen zu besetzen. Noch 1814 begegnete die Verallgemeinerung der Wehrpflicht auf alle waffenfähigen Männer durch die Boyensche Gesetzgebung leidenschaftlichem Widerspruch aller bis dahin von der Dienstpflicht befreiten Schichten des Volkes; besonders auch der studierenden Jugend, die dabei lebhaft von ihren Lehrern unterstützt wurde.

[1]) Vortrag gehalten im November 1932.

1924 erklärten alle deutschen Parteien auf eine Anfrage, sie seien Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht, und in unseren Tagen empfindet es die studentische Jugend als eine schimpfliche Zumutung, durch internationalen Machtspruch von der Mitwirkung an der Landesverteidigung ausgeschlossen zu sein.

Die den Staat tragenden und deshalb im Besitz der Macht befindlichen Schichten des Volkes bilden die Wehrmacht — innerhalb des in der jeweiligen Epoche Möglichen — so, daß sie ein gehorsames Werkzeug der verfassungsmäßigen Staatsgewalt ist, auf die sie den entscheidenden Einfluß ausüben. Sind die politischen Zustände in einem Lande labil, ist der Kampf um die Herrschaft unentschieden, so leidet am meisten die Wehrmacht. Man kämpft um ihren Besitz, und solange die innerpolitische Entscheidung nicht gefallen ist, hält man sie am Boden und läßt ihr aus innenpolitischen Gründen nicht das zukommen, was sie als Instrument der Außenpolitik nötig hat.

Der innere Zustand und die äußere Lage eines Landes spiegeln sich deutlich in der Stellung wieder, die die Wehrmacht innerhalb des Staates einnimmt. Aber bedeutet das, daß Staatsform (Staatsverfassung) und Wehrform (die Organisation der Wehrmacht) in irgendeinem ursächlichen Zusammenhang stehen; bedeutet es, daß einer bestimmten Verfassungsform eine bestimmte Wehrform entspricht?

Wir werden uns zunächst fragen müssen, welche Staats-(Verfassungs)formen es gibt und welche Wehrformen, welche Organisationsarten für die bewaffnete Macht.

Seit Aristoteles unterscheidet man gewöhnlich drei Staatsformen: die Monarchie, die Herrschaft des einen; die Aristokratie, die Herrschaft der wenigen, von mehreren; und die Demokratie (Aristoteles sagt politeia) die Herrschaft von vielen. Treitschke hat dieser Dreiteilung eine andere gegenüber gesetzt: die Theokratie, die Monarchie und die Republik. Diese Einteilung hat manche Vorzüge der Einteilung des Aristoteles gegenüber, weil sich ihr die geschichtlichen Wirklichkeiten besser eingliedern lassen.

Wir für unseren Zweck können zusammenfassen die Monarchie mit der Theokratie und der Aristokratie, weil bei ihnen der bewaffneten Macht eine feste auf eigenem Recht beruhende Gewalt gegenübersteht, deren Inhaber wechseln, ohne daß weitere Kreise des Volkes bestimmend oder abstimmend mitwirken. Bei der demokratischen Republik wechseln die Inhaber der obersten Gewalt mit dem Wandel der politischen Stimmungen.

Die Wehrformen sind außerordentlich mannigfaltig. Aber auch für sie lassen sich ganz klare Unterscheidungen treffen, unter die sich sämtliche in der Wirklichkeit vorkommenden und überhaupt nur möglichen Wehrformen (Organisationsarten) einordnen lassen.

Wir unterscheiden die Wehrformen einmal nach der Art der Aufbringung des Ersatzes. Dieser kann entweder durch gesetzlichen (oder ungesetzlichen, willkürlichen) Zwang unter das Maß gestellt werden oder freiwillig kommen, angeworben werden.

Freiwilligkeit oder Zwang — ein Drittes gibt es nicht. Dabei ist zu bemerken, daß die allgemeine Wehrpflicht eine Spielart der Zwangsdienstpflicht ist. Nicht die Allgemeinheit der Wehrpflicht ist begrifflich der Gegensatz zum freiwilligen Dienst, sondern der Zwangsdienst. Logisch wäre es durchaus möglich, daß sich die Gesamtheit, die Allgemeinheit der waffenfähigen Mannschaft eines Landes freiwillig zum Waffendienst meldete. Man hat früher manchmal gesagt, die Boyensche Gesetzgebung, die den Zwangsdienst verallgemeinerte, fände ihren Vorläufer in dem Kantonreglement Friedrich Wilhelms I. Hans Delbrück hat mit anderen auf das Irrtümliche dieser Auffassung hingewiesen. Zu keiner Zeit, auch nicht zur Zeit der Söldnerheere, hat die Staatsgewalt jemals auf das Recht verzichtet, Rekruten auszuheben; hat sie lediglich angeworben. Das Neue, das Umwälzende der Boyenschen Wehrgesetze war die Verallgemeinerung des Wehrzwanges; die grundsätzliche Ausnahmslosigkeit der Dienstverpflichtung. Der sozialen Lage wurde man dadurch gerecht, daß man den begüterten Schichten entgegenkam durch die Erleichterungen, die mit einjährig-freiwilligem Dienst verbunden waren, und in deren Genuß die jungen Leute kamen, die neben einer bestimmten Schulbildung über gewisse Mittel verfügten.

Mit mehr Recht könnte man vielleicht sagen, das Kantonsystem sei Vorläufer des Beurlaubtenstandes gewesen. Die Einrichtung des Beurlaubtenstandes dehnte den Wehrzwang auf die gesamten Jünglings- und Mannesjahre aus und schuf damit die Möglichkeit, die modernen Millionenheere aufzustellen.

Die Einteilung der Heere nach der Art der Ersatzgebahrung genügt aber nicht, um die Erscheinungsformen zu sichten. Sie müssen weiter unterschieden werden nach der Ständigkeit ihrer Einrichtungen; also eingeteilt werden in stehende Heere und Milizen.

Milizen sind Heere ohne ständige Einrichtungen. Das Schweizerische Heer z. B. ist eine Miliz. Es hat keine dauernd bestehenden Verbände, weder Kommandobehörden noch Truppenteile. Hat nur 280 Offiziere und 50 Unteroffiziere des aktiven Dienststandes. Die Truppenteile treten nur zur Ausbildung und bei der Mobilmachung zusammen. Alle ihre Angehörigen, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften und Beamte liegen nur vorübergehend dem Waffenhandwerk ob; sie gehören zum Beurlaubtenstand. Milizsoldat und Milizoffizier sind mit Reservist und Reserveoffizier identisch.

Den Gegensatz zur Miliz bildet das stehende Heer, wovon wir zwei Spielarten kennen; das eigentliche stehende Heer und das Rahmenheer (Kaderheer).

Das Deutsche Reich hat seit Durchführung des Vertrags von Versailles ein stehendes Heer in reiner Form. Friedens- und Feldheer sind identisch nach dem Wehrgesetz von 1921, das den Auflagen des Versailler Vertrages die gesetzliche Form gab.

Die deutschen Kontingentsheere vor dem Kriege waren stehende Heere in der Form von Rahmenheeren. Die im Frieden bestehenden Rahmen wurden bei der Mobilmachung mit den Offizieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes aufgefüllt.

Um Zweifel auszuschließen sei ausdrücklich betont, daß mit den obengenannten Unterscheidungsmerkmalen keineswegs die einzelnen Wehrformen vollständig beschrieben sind. Der Naturforscher teilt die Blumen nach der Zahl der Staubfäden in Klassen und Gattungen, ohne daß mit dieser Einteilung etwas über Blätter, Wurzeln und Früchte ausgesagt ist.

Erst bei der Mobilmachung oder während des Krieges aufgestellte Heere sind keine Milizen. Man bezeichnet sie richtiger als Aufgebote. Ihnen fehlt die für eine Miliz wesentliche Ausbildung von Offizieren und Mannschaften und die planmäßige Vorbereitung der Aufstellung im Frieden.

Einen grundlegenden Fehler, einen Denkfehler, einen Verstoß gegen die Logik der Begriffe begehen die, welche den Irrtum verbreiten, das charakteristische Merkmal einer Miliz sei die kurze Dienstzeit. Das Schweizer Heer blieb in der Zeit des Großen Krieges fünf Jahre unter den Waffen; niemandem ist es eingefallen zu behaupten, es sei deswegen zu einem stehenden Heer geworden. Wenn Deutschland vor dem Kriege die Dienstzeit seines Heeres auf drei Monate herabgesetzt hätte, so wäre sein Heer doch ein stehendes Heer geblieben, solange man das Berufsoffizier- und -Unteroffizierkorps beibehalten hätte. Die Unrichtigkeit der von mir für falsch erklärten Ansicht erhellt schon daraus, daß noch nie jemand eine zeitliche Grenze, die Miliz und stehendes Heer begrifflich trennt, zu ziehen gewagt hat. Unmöglich kann man sagen, ein Heer mit einer einjährigen Dienstzeit sei eine Miliz, mit einer Dienstzeit von mehr als einem Jahr ein stehendes Heer. Preisfrage wäre dann: in welche Kategorie gehört ein solches Heer in einem Schaltjahre.

Woher kommt diese Begriffsverwirrung? Die Anhänger einer längeren Dienstzeit sagten, sobald man diese verkürzen wollte: „Dann wird ja aus dem Heer eine reine Miliz." Sie suchten auf diese Weise gegen die Herabsetzung der Dienstzeit Stimmung zu machen. Herriot auf der anderen Seite versuchte der französischen Linken seinen Abrüstungsplan ohne Abrüstung dadurch schmackhaft zu machen, daß er das stehende französische Heer wie ein Taschenspieler in eine Miliz verwandelte.

Es gibt natürlich noch viele andere Einteilungsmöglichkeiten, die aber m. E. ohne praktische Bedeutung sind; z. B. kann man die Heere danach einteilen, ob sie nur nationalen Ersatz oder auch Ausländer einstellen.

Die Einteilung der Wehrformen nach der Ersatzgebarung (Freiwilligkeit oder Zwang) und nach der Ständigkeit ihrer Einrichtungen umfaßt alle Erscheinungsformen und sichtet sie. Trotzdem ist es nicht einfach, die einzelnen Heere zu charakterisieren, weil sie gemeinhin die verschiedenen Formen gemischt enthalten. Das englische Heer z. B. besteht aus einem stehenden Heere und einer Miliz. Das französische Heer beruht auf dem allgemeinen Wehrzwang, enthält aber in seinen zahlreichen soldats de carrière starke freiwillig, wenigstens freiwillig länger dienende Elemente. Solche Elemente haben in ihren aktiven Offizier- und Unteroffizierkorps fast alle stehenden Heere der Zwangsdienstpflicht, mit Ausnahme eben der Milizen. Dadurch wird ihr Grundcharakter als Heere mit Zwangsdienstpflicht zwar nicht verwischt, denn auch die freiwillig länger dienenden Persönlichkeiten unterliegen ja zunächst der Zwangsdienstpflicht; aber äußeres Bild und innerer Wert der Heere werden durch die langdienenden Elemente natürlich außerordentlich beeinflußt.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Milizheere auch aus Freiwilligen bestehen können, wie z. B. die Milizheere der Vereinigten Staaten und Englands.

Wir kommen nun zu der Beantwortung der im Thema gestellten Frage: entsprechen bestimmten Staatsformen bestimmte Wehrformen; gehört sozusagen zu jeder Staatsform eine ihr wesensverwandte Wehrform, oder mit anderen Worten, muß mit der Staatsform auch die Wehrform wechseln, wenn das gemeine Wohl vor Schaden bewahrt werden soll? Wäre das richtig, so müßte tatsächlich ein solcher Wechsel mit allen Mitteln jedesmal erstrebt werden, sobald die Verfassungsform sich ändert.

Die Geschichte scheint mir das Gegenteil zu beweisen. Sie kennt Monarchien mit allen Wehrformen; man kennt auch Demokratien mit stehenden Heeren ebenso gut wie mit Milizen.

Die beiden großen angelsächsischen Demokratien unterhalten stehende Heere; die beiden europäischen Staaten, die sich am weitesten von der demokratischen Staatsform entfernt haben, die Sowjetunion und Italien, haben ihre Wehrmacht als Volksheer aufgebaut, die Sowjetunion zum Teil sogar in milizähnlicher Form. Über die Stellung, die das Heer im Staate und zum Staate einnimmt, entscheidet nicht die Form des Heeres, die Art der Ersatzgebarung und die Länge der Dienstzeit, sondern der Geist, von dem das Heer beseelt ist. Das politische Bewußtsein, von dem die Heeresangehörigen erfüllt sind, ist nicht von der Organisationsform abhängig. Das lehrt die Geschichte auf jedem Blatt. Trotzdem wird es immer wieder behauptet, und diese Behauptung gehört zu dem eisernen Bestand historisch-politischer Legenden. Auch der ehemalige französische Premierminister Eduard Herriot hat in seiner bekannten Rede, in der er

die französischen Forderungen an die Genfer Rüstungskommission bekanntgab, gesagt: „Er fordere die Abrüstung des Reichsheeres, weil es ein Berufsheer sei. Berufsheere — das sei eine Erfahrung der Geschichte — kämen früher oder später dazu, um sich herum eine Politik zu schaffen. Die ganze Geschichte lehre, daß zwischen dem politischen régime und dem militärischen régime Übereinstimmung herrschen müsse, und daß, wenn diese Übereinstimmung nicht bestehe, immer das politische System den Schaden habe." Ich habe oben ausgeführt, daß auch ich der Ansicht bin, daß die regierenden Gewalten stets bemüht waren, bemüht sind und bemüht sein müssen, die bewaffnete Macht des Staates zu einem zuverlässigen Instrument ihrer Politik zu machen. Nur spielt dabei die Wehrform keine irgendwie in Betracht kommende Rolle. In Großbritannien und in den Vereinigten Staaten von Amerika hat die bewaffnete Macht in den letzten Jahrhunderten niemals in die Politik eingegriffen; obwohl diese als stehende Söldnerheere organisiert waren und einer demokratischen Staatsgewalt gegenüberstanden.

In Preußen führte das unumschränkte Königtum die allgemeine Wehrpflicht ein, ohne daß seine Stellung dadurch irgendwie erschüttert wäre. Gewiß erhoben sich damals in Preußen selbst ebenso wie im Auslande warnende Stimmen. Man hielt dem König vor, er untergrübe seine Stellung, wenn er das Volk die Waffen führen lehre und mit den Anhängern auch die Gegner der Monarchie bewaffne. Die ausländischen Höfe warnten vor dem Jakobinertum der preußischen Heereserneuerer. Die Geschichte hat dem Könige gegen die Warner Recht gegeben. In den wehrpolitischen Auseinandersetzungen des neunzehnten Jahrhunderts spielt trotz der Unbestreitbarkeit dieser geschichtlichen Tatsachen die Forderung eine große Rolle, als Vorbereitung und als Folge der Demokratisierung der Staatsverfassung das Heer zu demokratisieren, ihm eine demokratische Form zu geben, vom stehenden Heer zum Volksheer überzugehen.

Wir werden daher zu prüfen haben, ob ein Heer überhaupt eine demokratische Form haben kann. Demokratie bedeutet, daß die Vielheit einen Einfluß auf die Bildung des politischen Willens hat. Das ist im Heer unmöglich. Gewiß haben Zeiten des Umsturzes den Untergebenen häufig ein solches Recht zugebilligt, die Vorgesetzten unter ihre Kontrolle gestellt: einmal um die bewaffnete Macht auf die Seite des Umsturzes zu ziehen und um mißliebige, den neuen Verhältnissen abholde Persönlichkeiten aus der Wehrmacht zu entfernen. So gab man in der Französischen Revolution den Mannschaften das Recht der Offizierwahl. Dieser Vorgang wiederholte sich in Rußland 1917 und in Deutschland 1918/19. In den beiden letztgenannten Ländern ersetzte man die Kommandogewalt durch den Spruch von Soldatenräten, die anzuordnen hatten, was geschehen und was unterbleiben solle.

Eine solche Demokratisierung des Heeres dauert genau bis zu dem Augenblick, wo man das Heer als Instrument der Staatsgewalt einsetzen will oder einsetzen muß gegen innere oder äußere Feinde der Allgemeinheit. Dann kann man die Durchführung der Befehle der Staatsleitung nicht von Billigung irgendeines Soldatenparlamentes abhängig machen. Dessen Beratungen enden erfahrungsgemäß in kritischen Stunden mit einer Neutralitätserklärung. Einen widerspenstigen Führer kann man absetzen, eine gewählte Vertretung nicht ohne den Verband zu insurgieren, ihn zum mindesten zu spalten.

Innerhalb der Wehrmacht sind demokratische Einrichtungen nicht möglich, soweit man darunter die Mitwirkung der Vielheit an der Führung versteht. Ein Heer ist nur verwendungsfähig und schlagfähig, wenn ein Wille die Gesamtheit leitet. Ein Mit-, Gegen- und Durcheinander löst den Zusammenhalt des Heeres auf.

Vielleicht eine Binsenwahrheit, die aber auszusprechen gerade heute am Platze erscheint. In der deutschen Jugend ist der bündische Gedanke außerordentlich lebhaft. Dem Außenstehenden ist es schwer, sich ein Bild von dieser Bewegung zu machen bei der Fülle der Gesichte und der Vielheit der Meinungen. Aber soviel läßt sich doch erkennen, daß man bei aller Bereitschaft, sich für die Landesverteidigung einzusetzen, sich die Form vorbehält, in der man mitmachen will. Man bekennt sich zu dem gemeinsamen Ziel, den Feind von den Grenzen fernzuhalten, möchte aber eigene Wege gehen, die selbstgewählten Führer behalten und nur den selbstgegebenen Gesetzen gehorchen.

In der Heeresgeschichte ist es häufig vorgekommen, daß man den Soldaten gewisse Selbstverwaltungsrechte gegeben hat. Die Landsknechte besetzten bestimmte Stellen nach ihrer Wahl, übten den Blutbann über die Angehörigen ihres Fähnleins aus usw. Alles Vorrechte, die in einem modernen Rechtsstaate nicht mehr erträglich sind. Das deutsche Offizierkorps hat seit Scharnhorst das demokratische Recht der Offizierwahl, die Möglichkeit, gegen die Ernennung eines Ungeeigneten zum Offizier, zum Mitglied der Gemeinschaft Einspruch zu erheben. Vielleicht konnte man dieses Recht auch als ein aristokratisches Vorrecht ansehen, als welches wohl jede Ballotage zu gelten hat.

Die innere Organisation der Wehrmacht darf mit dem politischen und sozialen Bewußtsein der Nation nicht in Widerspruch stehen. Der Grundsatz der Rechtsgleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz dünkt mir im zwanzigsten Jahrhundert auch auf dem Gebiete der Wehrpolitik unantastbar, und zwar ganz unabhängig von der Staatsform, in der man lebt. Unerträglich wäre es, wollte man die Last oder die Ehre des Waffendienstes nur bestimmten Schichten des Volkes oder diesen Schichten in erhöhtem Umfange auferlegen oder sie anderen vorenthalten, etwa wie in Rußland, wo man die Reste des ehemaligen Bürgertums vom Waffendienst ausgeschlossen hat.

Auch eine Bevorrechtung von Bildung und Besitz, wie sie früher bei uns im System des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes mit dem Monopol auf Berechtigung der Beförderung zum Offizier des Beurlaubtenstandes bestand, ist heute nicht mehr tragbar und nach den Erfahrungen des Großen Krieges auch militärisch nicht mehr der Befürwortung wert.

In den Bünden lebt der Gedanke, als Ausgleich für die bevorrechtete Stellung, die sie im Staatsleben anstreben, die Verpflichtung der Landesverteidigung allein auf sich zu nehmen, einen neuen Ritterstand zu bilden. Man begründete diesen Wunsch auch mit der Abneigung gewisser Schichten unseres Volkes, an der Landesverteidigung teilzunehmen, und dachte dabei besonders an das Industrieproletariat. Nun ist mir mehr wie zweifelhaft, ob die Grenze zwischen programmatisch wehrfreundlichen und programmatisch wehrfeindlichen Bevölkerungsteilen mit der Grenze zwischen Stadt und Land, ob sie nicht vielleicht mit den Parteigräben zusammenfiel, die das deutsche Volk zerrissen. Aber nicht zweifelhaft scheint mir, daß man auf die in der Industrie beschäftigten Teile des Volkes schon ihrer großen Zahl wegen nicht wird verzichten können, wenn wir uns mit der Aussicht auf Erfolg verteidigen wollen. Die Aufgabe ist vielmehr, sie für den Staat zurückzugewinnen.

Die Rückkehr zum Ritterheer, zur gepanzerten Kleinzahl haben auch solche Militärschriftsteller zur Erörterung gestellt, die glauben, damit der Entwicklung der Technik Rechnung zu tragen. Sie finden ihre soziologisch-politische Ergänzung in den Bestrebungen, zu einer neuen ständischen Gliederung der heute atomisierten Bevölkerung zu gelangen. Militärpolitisch schwimmt man mit solchen Erwägungen heute gegen den Strom; man scheint sich auf der Genfer Rüstungskonferenz für die Masse gegen die Güte zu entscheiden. Bei unserer Lage, die sich in der einseitigen Entwaffnung charakterisiert, haben wir nicht die geringste Veranlassung, dieser Entwicklung in den Weg zu treten, sobald sie mit einer Lockerung unserer Fesseln verbunden ist; obwohl sie für uns wahrscheinlich rein militärpolitisch gesehen einen Umweg bedeutet.

Das Offizierkorps eines Heeres kann seinem Wesen nach nicht demokratisch sein; was nicht ausschließt, daß jeder einzelne Offizier von den Idealen demokratischer Weltanschauung erfüllt sein kann. In der Sowjetunion hat sich das Offizierkorps als eine neue Herrenschicht neben der regierenden Bürokratie konsolidiert. Das hängt mit dem hierarchischen Aufbau jedes Heeres und dem Zwang zum Befehlen und Gehorchen zusammen.

Die Rechtsgleichheit vor dem Gesetz erschließt die Offizierslaufbahn allen Staatsangehörigen. Der Offiziersberuf verlangt aber von denen, die sich ihm widmen wollen, eine in sich abgeschlossene allgemeine Bildung. Der Mann, der vor der Front steht, muß das Handwerkszeug seines Berufes beherrschen,

muß etwas können. Dieses Können setzt Wissen voraus. Major Altrichter schrieb in seinem ausgezeichneten Buche über die seelischen Kräfte des deutschen Heeres im Kriege und im Frieden[1]), das m. E. Abschließendes sagt und die Erörterungen dieser Fragen bis auf weiteres beendet: „Der Schwerpunkt des Wesens des Offiziers liegt in der Entschlußfähigkeit und im frischen Wagemut, nicht im Wissen, sondern im Können. Alle diese Eigenschaften sind mehr auf Willensbildung und praktisches Handeln, als auf theoretische Betrachtung gerichtet. Aus dieser Eigentümlichkeit ergibt sich, daß Gelehrsamkeit und Neigung zu methodischem, abstraktem Denken, die die Kennzeichen des Wissenschaftlers sind, daher im Heere auch niemals in hohem Ansehen standen." Man wird dagegen schwerlich etwas einwenden wollen. An anderer Stelle schreibt Altrichter, als er davon spricht, daß man nur in Bayern als Vorbedingung für den Eintritt in die Offizierslaufbahn das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt gefordert habe: „Von der Vorbedingung einer abgeschlossenen Schulbildung glaubte man absehen zu können, weil, wie bereits erwähnt, der soldatische Dienst mehr praktisches Können als gelehrtes Wissen verlangt. Auch hatte die Kriegsgeschichte zur Genüge gezeigt, daß tüchtige Befehlshaber, ja sogar Heerführer mit geringerem Bildungsgrade möglich waren. Schließlich wollte man Rücksicht auf die wirtschaftlich schwachen Kreise nehmen, deren Heranziehung für die Gestaltung des Offizierkorps besonders erwünscht war. Alle diese Gründe können als stichhaltig nicht anerkannt werden. Die Allgemeinbildung war in Deutschland so gestiegen, daß die Einführung des Reifezeugnisses für das Ansehen des Standes notwendig wurde. So wie die Dinge lagen, bestand ein offensichtlicher Widerspruch zwischen Anspruch des Offiziers auf gesellschaftliche Bevorzugung und dessen Rechtfertigung durch eine besondere Allgemeinbildung, die in allen anderen Kreisen den hauptsächlichen Maßstab für gesellschaftliche Bewertung bildete. Das trug zu der Entstehung der in weiten Kreisen verbreiteten Ansicht bei, zum Offizierberuf seien geistige Fähigkeiten überhaupt nicht erforderlich." Auch das ist zweifellos richtig beobachtet, wenn auch die Erscheinungen in ihrer Kausalität nicht völlig richtig bewertet sind. Zunächst denkt man zum mindesten heute etwas anders über den gesellschaftlichen Wert, den die Abschlußprüfung verleiht. Das sogenannte Berechtigungswesen hat äußerst materielle Wurzeln und steht mit den Geheimnissen der Besoldungsordnung in einem innigen Zusammenhang. Keinem Zweifel unterliegt ferner, daß früher auch, abgesehen von den Kadetten, sehr viele besonders tüchtige Offiziere aus den Nichtabiturienten hervorgegangen sind. Dann konnte man in Preußen die Nichtabiturienten nicht entbehren, wenn man nicht Fahnenjunker außerhalb der Schicht wählen wollte, aus der man sie seit Scharnhorst traditionell nahm.

[1]) Berlin 1933 bei E. S. Mittler und Sohn.

Aber zerbrechen wir uns über die Vergangenheit nicht den Kopf. Kein Zweifel dürfte darüber bestehen, daß der Offizier eines neuzeitlichen Heeres viel lernen, viel wissen muß. Diese Kenntnisse, die Sachkenntnisse kann er nur auf den Waffenschulen erwerben. Wer Offizier werden will, muß also so weit vorgeschult sein, daß er dem Unterricht auf diesen Anstalten zu folgen vermag. Dazu ist im Zweifelfalle nur der befähigt, der die Abschlußprüfung auf einer höheren Schule bestand; was bedeutet, daß der großen Masse des Volkes der Offizierberuf nach wie vor verschlossen bleibt. Mir scheint ein solcher hermetischer Ausschluß der breiten Schichten des Mittel- und Arbeiterstandes heutzutage nicht mehr tragbar. Deshalb habe ich von meinem Standpunkt außerordentlich begrüßt, daß man im Reichsheere einen Weg gefunden hat, jungen militärischen Talenten auch ohne abgeschlossene Schulbildung den Weg in die Offizierlaufbahn zu erschließen; und zwar frühzeitig bei Beginn ihrer militärischen Laufbahn, so daß die jungen Leute wie ihre Kameraden mit einer besseren Schulbildung die Waffenschule zu besuchen in der Lage sind.

Derartige organisatorische Maßnahmen, auch wenn sie mehr aus politischen als aus militärischen Gründen erfolgen, ändern an dem Charakter des Heeres nichts. Heere sind gut oder schlecht, haben Manneszucht oder keine, haben innere und äußere Geschlossenheit oder sind von Zersetzungserscheinungen befallen. Der Wert der Wehrmacht hängt nicht davon ab, ob sie aristokratisch oder demokratisch, monarchistisch oder republikanisch gesonnen ist. Das berührt ihre Schlagfertigkeit nicht. Nur zwiespältige Gesinnung im Heer und Gegensatz zur politischen Staatsleitung verletzen den Lebensnerv des Heeres und machen es unbrauchbar.

In der geschichtlichen Erfahrung findet die Behauptung, Staatsverfassungsform und Wehrform (Art der Ersatzgebarung, Länge der Dienstzeit) bedingten einander keine Stütze. Mit dieser Feststellung wird man sich aber nicht begnügen dürfen, sondern feststellen müssen, worauf dieser Irrtum beruht.

Die Quelle des Irrtums liegt zweifellos in der Beflissenheit der englischen Geschichtsauffassung und der englischen staatsrechtlichen Lehre. Wir wissen, welchen ungeheuren Einfluß die britische Gedankenwelt auf die Entwicklung des liberalen, des konstitutionellen Denkens auf dem Kontinent gehabt hat. Die Engländer wollten aus innerpolitischen Gründen in reichlich grotesker Verwechslung von Ursache und Wirkung den Quell aller Mißhelligkeiten darin sehen, daß die Könige in dem Machtkampf mit dem Parlament über die bewaffnete Macht verfügten. Richtig ist, daß das königliche Heer erst durch Cromwells Gegenheer zerschlagen werden mußte, ehe das Königtum die Waffen streckte. Seitdem galt in England ein stehendes Heer als der Todfeind der bürgerlichen Freiheit. Man hat aber trotzdem stets ein solches unterhalten und sich durch ein echt englisches Kompromiß gegen die möglichen Gefahren geschützt. Macauley schreibt: „Man

mußte reguläre Soldaten haben, und wenn diese Notwendigkeit vorlag, so war es sowohl für ihre Brauchbarkeit als zur Sicherheit der anderen Volksklassen unvermeidlich, sie in strenger Zucht zu halten. Ein schlecht disziplin iertes Heer ist immer nichts als eine besonders kostbare und zügellose Miliz gewesen, unbrauchbar gegen den äußeren Feind, und furchtbar nur gegen das eigene Land, zu dessen Schutz es bezahlt wird. Es muß daher eine strenge Unterscheidungslinie zwischen den Soldaten und den übrigen Mitgliedern des Gemeinwesens gezogen werden; jene müssen der öffentlichen Freiheit willen und mitten in der Freiheit unter ein despotisches Gesetz gestellt werden und einem bündigeren Strafverfahren, als bei den ordentlichen Gerichtsverfahren die Richtschnur bildet." Das Parlament entschloß sich, die sogenannte Meutereibill zu erlassen. Diese besagt, daß stehende Heere und Kriegsgerichte dem englischen Gesetz unbekannt seien; trotzdem würde bei der großen Gefahr, in der der Staat schwebe, verordnet, daß kein im Dienst der Krone stehender Soldat bei Strafe des Todes seine Fahnen verlassen oder gegen seine kommandierenden Offiziere Meuterei treiben solle. Dies Gesetz sollte nur sechs Monate gelten. Länger wollte das Parlament der Krone nicht die Macht geben, ein stehendes Heer zu halten. Denn wenn Meuterei und Fahnenflucht nach Ablauf dieser sechs Monate straflos wurden, so wurde dem Könige die Möglichkeit genommen, das Heer zusammenzuhalten. Jahrhundertelang hat man in jeder Parlamentssession die „Meutereibill" erneuert. Das englische Parlament fürchtete das Heer nicht, weil es aus Berufssoldaten bestand, sondern weil es sich einem starken Königtum zugeneigt zeigte. Daß Mitglieder des königlichen Hauses sich als Heerführer auszeichneten, beunruhigte das Parlament außerordentlich.[1]) Daher zog man angesichts der Gefahr einer französischen Invasion Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger nach England. Diese waren zwar auch Berufssoldaten, aber nicht so leicht von der Krone gegen das Parlament einzusetzen. Im achtzehnten Jahrhundert ließ das englische Parlament alle Schlachten von ausländischen Berufssoldaten schlagen. Es zitterte — korrumpiert wie es war — vor einem starken Königtum. Aber nicht der Heeresverfassung, der Wehrform wegen. Eine gute Miliz in der Hand des Königs wäre dem Parlament ebenso verdächtig gewesen. Um das Heer in der Hand zu behalten, es jedenfalls nicht zu einem starken Instrument königlicher Kommandogewalt werden zu lassen, spaltete man Befehlsgewalt und Heeresverwaltung auf und unterstellte die einzelnen Sparten verschiedenen Ministerien. Aus innerpolitischen Rücksichten setzte man die Schlagfertigkeit des Heeres wesentlich herab. Das rächte sich bitter im Krimkriege und kostete große Opfer an Blut und Geld[2]). Seitdem das Heer uneingeschränkt ein Parlaments-

[1]) E. Daniels, Englische Staatsmänner.
[2]) vergl. Daniels, Krimkrieg.

heer geworden ist, wie die Flotte schon seit jeher eine Parlamentsflotte war, hat man sich in England mit dem stehenden Heere, und zwar in Form des Berufsheeres abgefunden. Im Gegenteil, man sieht heute in der Zwangsdienstpflicht eine unerträgliche Zumutung, einen unter allen Umständen zurückzuweisenden Eingriff in die bürgerliche Freiheit. Und nicht im mindesten fürchtet man, es könne sich um das stehende Berufsheer eine Politik bilden.

Die englische staatsrechtliche Theorie von der Gefährlichkeit stehender Heere für die bürgerliche Freiheit und die Sicherheit der verfassungsmäßigen Einrichtungen beherrscht die politische Gedankenwelt des bürgerlichen Liberalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts[1]) und ging, als dieser sich nach und nach mit der Institution der stehenden Heere aussöhnte, in den Ideenschatz der Sozialdemokratie über. Wie lange eine solche, aus politischen Gründen in die Welt gesetzte Irrlehre nachwirkt, zeigt der Anklang, den die Worte Herriots in seinem Vaterlande und auch sonst in Europa fanden. Gewiß verfolgte auch Herriot mit seinen Worten einen ganz bestimmten Zweck; er wollte die politische Zuverlässigkeit der deutschen Wehrmacht diskreditieren. Aber das Bezeichnende ist, daß er sich von einer so formulierten Anklage Erfolg versprechen konnte.

Nicht von der Wehrform hängt die Zuverlässigkeit der Heere ab, auch nicht von irgend einer mystischen Übereinstimmung von Staatsverfassungs- und Wehrverfassungsform, sondern von der Festigkeit der Staatsautorität. Die bewaffnete Macht will geführt sein, wie auch immer die Einrichtungen beschaffen sein mögen, die der Bildung des politischen Willens dienen. Gerade weil sie keinen eigenen politischen Willen hat, weil sie gehorchen soll, bedarf sie klarer, verständlicher Befehle, die keine Auslegung gestatten.

Nicht auf die Wehrform, auf die Art der Ersatzgebarung und die Länge der Dienstzeit kommt es an, sondern auf den Geist der in der Wehrmacht herrscht. Den Geist zu schaffen, den man im Heere haben will, die Auffassungen zu bilden, von denen man das Heer beherrscht zu sehen wünscht, ist Sache der Erziehung und der Auswahl der Führer. Diese Aufgabe ist organisatorisch nicht zu lösen. Eine besondere Rolle spielt dabei die Auswahl, die Erziehung und die Beeinflussung der Offiziere. Der Geist der Armee sitzt in ihren Offiziers, lautet ein Ausspruch Friedrichs des Großen. Er gilt auch heute noch, wenn auch nicht mehr so ausschließlich wie vor 150 Jahren. Damals waren die Volksschichten, denen die Mannschaften entstammten, noch politisch stumm und für eine Beeinflussung von außen fast unerreichbar. Lesen und Schreiben war eine Kunst,

[1]) Pinkow, Der literarische und parlamentarische Kampf gegen die Institution des stehenden Heeres in Deutschland in der ersten Hälfte des XIXten Jahrhunderts 1815—1848). Inaugural-Dissertation 1912.

über die damals kaum die Offiziere so weit verfügten, wie jetzt die Dorfschüler. Heute muß sich jedenfalls die politische Erziehung auf das gesamte Heer erstrecken.

Herriot behauptete, wie oben angeführt, Berufsheere bildeten oft „eine Politik um sich". In keinem Lande hat die Wehrmacht eine so geringe politische Rolle gespielt wie in Großbritannien, das stets ein Berufsheer unterhielt. Als Napoleon I. und der III. die Macht an sich rissen, gaben ihnen Volksheere den Weg zum Thron frei. Auch die dritte französische Republik hatte militärpolitisch große Schwierigkeiten, die unter den Namen Boulanger und Dreyfus zu rubrizieren sind und den Staat bis in seine Grundfesten erschütterten. Das Heer, das die Ursache dieser Gefahren war, war kein Berufs-, sondern ein Volksheer. Die Diktatur Primo de Riveras baute sich auf einem Heere der allgemeinen Wehrpflicht auf. Das in Versailles ins Leben gerufene deutsche Berufsheer hat seit seiner Konsolidierung in schweigendem Gehorsam verharrt und die stärkste Belastungsprobe für jede Wehrmacht, die Abberufung führender Persönlichkeiten aus politischen Gründen, ruhig, ja lautlos hingenommen. Vielleicht wird man mich auf die Prätorianer hinweisen, die das klassische Beispiel für die Behauptung bilden, Berufsheere rissen die politische Gewalt im Staate an sich. Zweifellos haben die Prätorianer in Westrom zu Zeiten eine große politische Rolle gespielt. Warum aber nicht in Ostrom, wo doch dieselben Verhältnisse vorlagen? Theodor Lindner schreibt: „Die gesamte Geschichte von Byzanz beruht darauf, daß Staat und Regierung die Macht über das Heer behielten. Das Heer war nicht die einzige Macht im Staate; bei der Kaiserwahl wirkten auch andere Parteien und Kräfte mit." Staatsform und Wehrform waren in beiden Hälften des Reiches dieselben. Aber in Ostrom gab es noch lebendige politische Kräfte, in Westrom herrschte politische Agonie.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Politik oft von Soldaten und dem Soldatentum beeinflußt worden ist.

Siegreiche Feldherren sind politisch gefährlich; siegreiche Feldherren und geschlagene Heere. Trotzdem sind die Fälle selten, in denen der siegreiche Feldherr zur letzten Verantwortung griff. Gemeinhin mußten sich die Generale bescheiden, und ihr vorübergehendes Aufbegehren gegen die politische Staatsleitung würde von der Geschichte kaum erwähnt werden, wenn es nicht von dem Ruhme des Schlachtfeldes seine Leuchtkraft borgte.

Das gilt auch von der Gegnerschaft Fochs gegen Clemenceau, bei der sich der General nebenbei noch der Zustimmung des Staatschefs zu erfreuen hatte, bei der er vielleicht garnichts anderes als ein Werkzeug Poincarés war. Wohl war Foch der Feldherr der siegreichen Partei; aber hinter seinen politischen Wünschen stand nur ein Bruchteil der bewaffneten Macht. Wenn in der

deutschen öffentlichen Meinung der Ausgang des Streites immer als Beweis dafür angeführt wird, wie gesund die öffentlichen Zustände in Frankreich im Gegensatz zu anderen Ländern seien, so scheint mir eine starke Verkennung der Sachlage vorzuliegen. Im Ziele waren Clemenceau und Foch sich vollkommen einig. Die Fochsche Methode der unmittelbaren Annektion der Rheinlande war angesichts des Widerstandes der Angelsachsen völlig unanwendbar. Fochs Aufbegehren war nichts als eine Geste, um das Gesicht zu wahren. Hinter Foch stand vielleicht das französische Heer, hinter Clemenceau England und die Vereinigten Staaten. Clemenceau machte aus der Not eine Tugend, verzichtete auf den unmittelbaren Weg und legte Deutschland solche Bedingungen auf, die nach seiner Ansicht doch zum erwünschten Ergebnis führen mußten. So konnte Clemenceau mit einigem Rechte zu Poincaré sagen: „Wenn Sie einmal an meinem Grabe stehen werden, werden Sie sagen können: Wir stehen am Rhein und wir bleiben am Rhein." Daß das Spiel vorläufig doch verlorenging, lag daran, daß die französische Politik in dem General von Seeckt einen Gegenspieler fand, dessen unbeugsamer, aber gleichzeitig elastischer Widerstand unüberwindlich blieb. Seeckt verstand es, Heer und Reich zusammenzuhalten, trotzdem die Gegenseite durch unablässige, schikanöse Auslegungskunststücke immer neue Eingriffe in die Substanz der Wehrmacht vornahm, die sogar bis zu dem Verlangen sich steigerten, die Machtbefugnisse des Chefs der Heeresleitung selbst anzutasten. Als Seeckt 1923/24 im Besitz der vollen Machtvollkommenheit das Reich befriedet hatte, legte er mit der Geste entwaffnender Selbstverständlichkeit seine Befugnisse in die Hände der politischen Instanzen zurück, nicht weil er nicht in der Lage gewesen wäre, die Geschäfte weiterzuführen, oder aus Vorliebe für die formale Demokratie, sondern um den außenpolitischen Gegnern Deutschlands jeden Vorwand zu nehmen, den sie dazu hätten benutzen können, das Recht zu beugen.

Siegreiche Feldherren greifen zur Macht: Cäsar und Napoleon; beide stießen ein zerrüttetes und korruptes republikanisches System über den Haufen, der eine mit einem Berufsheer, der andere mit einem konskribierten, einem Volksheer. Zwei geschlagene Feldherren nahmen das Szepter auf, das ihren Monarchen aus der Hand gefallen war: MacMahon und Hindenburg. Magenta und Tannenberg überstrahlten Sedan und Villers Cotteret. Wallenstein, Gneisenau und Foch mußten resignieren. Washington und Wellington rief die Politik in das höchste Staatsamt, das sie nicht soldatesk, sondern nicht anders verwalteten als ihre Vorgänger und Nachfolger. Schwerlich wird man aus diesen historischen Geschehnissen eine Regel ableiten, irgendeinen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihnen und der jeweils obwaltenden Staats- oder Wehrform konstruieren können.

Wir sehen in der Geschichte von Zeit zu Zeit die Tatsache wiederkehren, daß die bewaffnete Macht in das Zentrum der Politik vorrückt. Immer dann, wenn die eigentlichen politischen Instanzen sich in Überspitzung des parteipolitischen Kampfes um ihre Autorität gebracht und gegenseitig gelähmt haben. Dann stützt sich die öffentliche Gewalt vorübergehend in Ermangelung anderer tragender Elemente auf die bewaffnete Macht. Dem allgemeinen Wohle ist abträglich, wenn dieser Zustand längere Zeit andauert, weil darunter auch besonders die Wehrmacht leidet.

In der politischen Führung des Staates wechseln die Parteien, die Richtungen miteinander ab. In den modernen Staaten haben sich für diesen Kampf um die Führung bestimmte Spielregeln herausgebildet, durch die diese Kämpfe auf die geistige Ebene verlagert wurden; die gewaltsamen Kampfmethoden wollte man ausschließen und nur politische geistige Waffen zulassen. Die Neigung zu gewaltsamer Machtergreifung besteht trotzdem weiter und setzt sich durch, wenn der Staat, die verfassungsmäßige Regierung, nicht über die Mittel verfügt, sie am Boden zu halten. Dazu genügen gemeinhin polizeiliche Mittel. Als ultimo ratio steht die Wehrmacht zur Verfügung, als Katastrophenschutz.

Damit die Wehrmacht in der Stunde der Gefahr ihrer Aufgabe gewachsen ist, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein. Sie muß der Zahl nach zur Abwehr des Umsturzes in der Lage sein, und ihr Gefüge muß so fest sein, daß sie von dem in kritischer Stunde naturgemäß heftigen Meinungsstreit nicht in ihrer Schlagfertigkeit berührt wird.

Die Wehrmacht muß stark genug sein. Stark genug ist ein relativer Begriff. Die für den Grenzschutz berechnete Stärke der Wehrmacht wird für die innerpolitischen Aufgaben in freien Staaten dieser Forderung stets entsprechen, wenn der Staat dafür gesorgt hat, daß er im Besitz des Waffenmonopols blieb. Ein wesentliches Kennzeichen des modernen Staates ist das Vorrecht, allein in seinem Bereich eine bewaffnete Macht zu unterhalten. Im Mittelalter war das anders. Deshalb war damals der Bürgerkrieg in Permanenz. Der Staat kann — will er nicht abdanken — nicht zulassen, daß sich in seinem Machtbereich bewaffnete, militärisch organisierte Verbände bilden, die von seinem Willen unabhängig sind und mit der staatlichen Wehrmacht in Konkurrenz treten können wie die roten Bataillone, mit denen Lenin die Macht eroberte und die im Ruhrgebiet, in Sachsen und Thüringen seinerzeit zum Einsatz des Reichsheeres zwangen. Ebensowenig ist es für die Autorität des Staates erträglich, wenn die bewaffnete Macht aufgespalten ist und nicht von einer Stelle einheitlich geleitet wird. Wobei unter bewaffneter Macht alle Diener des Staates zu verstehen sind, die im Interesse des gemeinen Wohles Waffen führen; also auch die Polizei.

Carlyle setzte über eines der Kapitel seiner Geschichte der französischen Revolution das Wort: „Auch Soldaten revoltieren. Täten sie es nicht, so stände manches ewig, was wir haben fallen sehen." Solange die Wehrmacht der verfassungsmäßigen Gewalt gehorcht, sind Umsturzversuche zum Scheitern verdammt. Deshalb richten sich die Bemühungen der Bewegungsparteien stets darauf hin, die bewaffnete Macht auf ihre Seite zu ziehen, und, da diese Versuche fast immer unausführbar sind, ihr Gefüge zu lockern, ihre Schlagfertigkeit zu lähmen. Eine solche Lähmung tritt gemeinhin dann ein, wenn es gelingt, die parteipolitischen Gegensätze in das Heer hineinzutragen. Vor der großen Französischen Revolution rebellierte ein Teil des Offizierkorps gegen die Krone, als die Regimenter eingesetzt wurden, um gewisse steuerpolitische Maßnahmen gegen den Stand durchzuführen, dem die kommandierenden Offiziere angehörten. Die Folge davon war eine schwere Erschütterung der Manneszucht. Der Gedanke, man brauche unter Umständen nicht zu gehorchen, schlug Wurzel. Das Befehlswort ist ein Zauberwort, das viele auf den Wink eines in Bewegung setzt. „Nehmt dem Wort die Zauberkraft, so stehen drohende Dämonen gegen Euch auf", um mich noch einmal eines Wortes von Carlyle zu bedienen. Im Jahre 1848 hat vollkommen nur die badische Armee sich ihrer Regierung versagt. Mir erscheint plausibel, wenn ihr Versagen darauf zurückgeführt wird, daß man die Truppe in den Jahren kurz vorher zur Durchführung parteipolitischer Gewaltmaßnahmen einsetzte.

Gegen die Auflockerung des Gefüges der Wehrmacht schützt keine bestimmte Wehrform, sondern nur die Herausnahme aus der Parteipolitik. Den politischen Sinn kann man dem Soldaten nicht nehmen. Die Soldaten, nicht etwa nur die Führer unter ihnen, nehmen an dem politischen Leben ihres Volkes teil. Sich politische Gedanken zu machen, kann ihnen nicht verwehrt werden, will ihnen nicht verwehrt werden. Aber dagegen hat man sich zu stemmen, daß der parteipolitische Streit, die parteipolitische Werbung in die Kasernen getragen wird; was letzten Endes immer dazu führt, daß sich in den Offizierkorps, in den Verbänden Cliquen, Gegensätze bilden, die die Truppe zersetzen, die die Unverbrüchlichkeit des Gehorsams in Frage stellen. Die Truppe muß mit Staatsgefühl erfüllt sein. Sie muß derselben Idee dienen, die den Staat trägt.

Besonders gefährlich ist es, wenn die Führung der Wehrmacht berechtigter- oder unberechtigterweise in den Geruch kommt, ihre Stellung zu parteiischen Zwecken zu gebrauchen. Dadurch wird das Gefüge der Wehrmacht ebenso gelockert, wie durch die Insurgierung der unteren Dienstgrade. Die Parteien, die mit dem verfassungsmäßigen Zustand des Staates nicht zufrieden sind, versuchen stets die Wehrmacht als Instrument zur Erhaltung der bestehenden Ordnung stumpf zu machen. Die Vertreter dieser Parteien bekämpfen gewöhnlich

auch die Herausnahme der Wehrmacht aus der Parteipolitik. In Weimar erhob der Abgeordnete v. Gräfe, ein Mitglied der Rechtsopposition, seine Stimme gegen den Paragraphen, der die Reichswehr von der Teilnahme an den Wahlen ausschloß, und später begegnete der Erlaß des Wehrgesetzes, das entsprechende Bestimmungen enthielt, dem Widerspruch der äußersten Linken.

Die Geschichte kennt manch Beispiel dafür, daß auch die bewaffnete Macht den Staatsumsturz nicht aufhalten konnte. Doch wurde sie fast niemals mit bewaffneter Macht überwunden, sondern versagte sich der abtretenden Gewalt.

Die Situation wird von der anderen Seite durch das Wort verdeutlicht: keine Regierung kann auf den Bajonetten sitzen; will sagen: eine Regierung gegen die öffentliche Meinung, gestützt nur auf die bewaffnete Macht, ist auf die Dauer unmöglich. Der geschichtliche Beweis dafür ist, daß im entscheidenden Augenblick der Krise der Entschluß nicht mehr gefaßt wird, die bewaffnete Macht einzusetzen, auch wenn diese noch im Gehorsam verharrt. Dabei spielt Staatsform und Wehrform keine Rolle. So ging das Cromwellsche Heer widerstandslos auseinander, als das System des Diktators unter seinem Nachfolger jeden politischen Kredit verloren hatte. Ludwig XVI. setzte seine Regimenter nicht rechtzeitig ein. Da gingen sie in das Lager seiner Gegner über. Immer wenn der glühende Atem einer siegreichen Revolution die Machthaber eines zum Untergange verurteilten Systems anweht, zögert der Finger am Abzug. Der Befehl, sich nicht zu wehren, nicht zu schießen, ist plötzlich da, wenn ihn auch später niemand verantworten will.

Auf den Mann, der den Staat der Wehrmacht gegenüber repräsentiert, kommt alles an, nicht auf die Wehrform. Auf den Führer schaut jedes Auge, seinen Worten lauscht jedes Ohr, auf seinen Wink harrt männiglich. Ein Heer will geführt sein. Herrenlos ist es ein verlorener Haufe; um mit Plutarch zu reden: ein geblendeter Polyphem, den man viele ungeordnete, halbverrückte Bewegungen machen sieht.

Wohl dem Volke, an dessen Spitze in kritischer Stunde ein Mann steht, der die Wehrmacht zu behandeln weiß und der sich auch nicht scheut, von diesem Instrument der Staatsgewalt Gebrauch zu machen, wenn der Aufruhr sein Haupt erhebt. Schon die Gewißheit, der Herrschende — aus eigenem Recht oder als Erkorener — sei von dieser Art, macht die usurpatorische Machtergreifung unmöglich und verhindert dahin abzielende Versuche. Dem im Herrschen Gewaltigen gehorcht die Wehrmacht ganz unabhängig von der Staatsform und von der zufällig obwaltenden Wehrform.

Die Landwehr 1813

Von Oberstleutnant a. D. Dr. Friedrich Stuhlmann

Im Weltkrieg 1914—1918 nahmen in der bewaffneten Macht der Staaten, in Heer und Flotte, auch ein großer Teil der Bevölkerung am Kriege teil. Der Krieg Wehrmacht gegen Wehrmacht hatte sich zu einem Kriege Volk gegen Volk entwickelt. Nach dem Kriege hatte die Frage Berufsheer oder Miliz einen lebhaften Meinungsaustausch in der Literatur hervorgerufen. Da es den einzelnen Staaten in Zukunft nicht mehr möglich sein wird, ein großes stehendes Heer der allgemeinen Wehrpflicht wie vor 1914 im Frieden dauernd unter Waffen zu halten, hat jetzt die Milizfrage an Bedeutung gewonnen, wobei auch auf die Erfahrungen früherer Zeiten zurückgegriffen wird.

Der Name „Miliz" wird noch manchmal in nicht ganz zutreffender Weise angewendet. Ursprünglich bezeichnete „Militia" nur Kriegsdienst, Kriegsmannschaft und bedeutete dann später als Miliz eine nur für den Krieg zusammengestellte und ausgebildete Mannschaft als Gegensatz zum Berufskriegertum. Jetzt versteht man unter „Miliz" nach einhelliger militärischer Auffassung ein Heer, das im Frieden keine Stämme besitzt und im Kriege durch Einziehung der im Frieden nur kurze Zeit ausgebildeten Offiziere und Mannschaften gebildet wird. Ein solches Milizheer besitzt heute nur die Schweiz, während andere Staaten, wie z. B. England, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Rußland, wie die nordischen Staaten einen Teil ihrer Wehrmacht als Milizen gebildet haben.

Die Landwehr des Jahres 1813 ist im militärischen Schrifttum oftmals als Miliz bezeichnet worden. In Wirklichkeit war sie nach unseren heutigen Begriffen eine solche nicht; sie war vielmehr ein erst bei Kriegsbeginn zu den Waffen gerufenes Aufgebot, eine Improvisation. Sehr lehrreich ist es nun zu sehen, auf welche Weise die Landwehr 1813 aufgestellt, wie ihre Organisation allmählich ausgebaut wurde und was sie in den Befreiungskriegen geleistet hat. Darüber sind so manche übertriebenen, oft unzutreffenden Urteile und Ansichten laut geworden, daß eine Erörterung und Untersuchung dieser Fragen seine Berechtigung hat.

Die Aufstellung der Landwehren 1813 erfolgte landschaftsweise entsprechend dem Fortschreiten der preußischen Erhebung, dem Rückzug der napoleonischen Heere und den kriegerischen Erfolgen der Verbündeten. Den Anfang machte die ostpreußische Landwehr, dann folgten die westpreußische, pommersche, neumärkische, kurmärkische und schlesische, später die Elb- und die westfälische Landwehr.

In Ostpreußen wurde zuerst erkannt, daß das stehende Heer mit seinen Reserve- und Freiwilligenformationen zur Vertreibung der Franzosen aus dem Lande nicht ausreichte. Obgleich diese Provinz durch die Leiden der vorhergehenden Jahre am meisten gelitten hatte, entschloß sie sich doch zu neuen großen Opfern. Bereits am 7. Februar 1813, als die Franzosen noch die Hälfte des Staates besetzt hatten, faßten die ostpreußischen Stände den Beschluß zur Errichtung der Landwehr in Ostpreußen, Westpreußen rechts der Weichsel und in Pommern, deren Gesamtorganisation das langvorbereitete Werk Scharnhorsts war. An Landwehr sollten zunächst 20000 Mann mit einer Reserve von 10000 Mann aufgestellt werden. Für ihre Organisation hatte York einen Entwurf vorgelegt, dessen Hauptbestimmungen folgende waren:

Jeder Ostpreuße zwischen dem 18. und 40. Lebensjahre ist landwehrpflichtig, ausgenommen: Untaugliche, Lehrer und Geistliche. Stellvertretung ist statthaft.

Der Staat liefert Waffen, die Gemeinde Bekleidung und Ausrüstung.

Die höheren Offiziere werden aus den Grundbesitzern gewählt und vom König bestätigt; Hauptleute und Subalternoffiziere werden von einer Generalkommission ernannt.

Die Landwehr wird nur in der Provinz verwendet.

Außerdem wurde noch ein Landsturm errichtet, dem alle nicht in der Landwehr dienenden Männer zwischen 18 und 60 Jahren angehörten. Sofort wurden in Ostpreußen die nötigen Vorbereitungen für Errichtung der Landwehr getroffen, wie Wahl der Kommissionen, Einteilung des Landes in Bezirke, Vorbereitung der Verlosungen, Anschaffung von Bekleidungsstücken u. A. Am 17. März wurde die Verordnung über Errichtung der Landwehr in der ganzen Monarchie bekanntgegeben, deren Bestimmungen im wesentlichen mit denen für die ostpreußische Landwehr übereinstimmten, nur war die Altersgrenze auf das 17. Lebensjahr herabgesetzt, die Stellvertretung fiel durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fort. Der König behielt sich die Ernennung aller höheren Offiziere vor, ebenso die Bestätigung der übrigen Offiziere.

Für die Errichtung der Landwehr ist im allgemeinen in allen Provinzen ein ziemlich gleichmäßiger Gang eingeschlagen worden, erst Wahl der Kom-

missionen zur Vorbereitung der Auslosung der Landwehrmänner, Bestimmung des Zusammentritts der Mannschaften, Auswahl der Offiziere, Anschaffung von Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, Abhalten von kleineren vorbereitenden Übungen. Bis Ende April 1813 sollte dies alles beendet sein, was aber meist nicht der Fall war. Anfang Mai sollten die zusammengestellten Kompanien, Bataillone, Eskadrons, Regimenter mit Übungen beginnen, so daß ihre ursprünglich für den Anfang des Monats bereits angeordnete Verwendung für Ende Mai sichergestellt war. Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand von Pläswitz abgeschlossen, der später bis zum 15. August verlängert wurde. In diesen Wochen wurden die weitere Ausbildung und Ausrüstung aller Landwehren tatkräftig weiter gefördert, so daß mit Abschluß des Waffenstillstandes der größte Teil zur Feldverwendung bereit stand. Am Frühjahrsfeldzug und an der Blockade einiger Festungen haben Teile der Landwehr schon teilgenommen, zumal der ostpreußischen, die am zeitigsten mit ihren Vorbereitungen begonnen hatte.

Bevor auf die mannigfachen Schwierigkeiten bei Errichtung der Landwehr eingegangen wird, soll ihre in Aussicht genommene Stärke, auch im Verhältnis zum stehenden Heere und zur Bevölkerung des Landes, kurz erwähnt werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes waren in den altpreußischen Provinzen 149 Bataillone und 113 Eskadrons aufgestellt worden in einer Gesamtstärke von etwa 111000 Mann. Gegen Schluß des Frühjahrsfeldzuges waren dann 99 Bataillone und 58 Eskadrons (fast 50500 Mann) verwendbar, zum Teil allerdings nur bedingt und noch sehr unvollzählig. Der Rest von 50 Bataillonen und 59 Eskadrons (60700 Mann) vollendete seine Organisation erst nach dem Waffenstillstand. Von der Gesamtstärke kamen etwa 69000 Mann zur Feldarmee, 31000 zu Blockadekorps, der Rest diente als Besatzungstruppen. Ihre Einteilung entsprach der des Feldheeres. Zu gleichem Zeitpunkte hielt Preußen im ganzen etwa 274000 Mann unter Waffen, d. h. 6 v. H. seiner Bevölkerung. Die Landwehr umfaßte also etwa 41 v. H. des gesamten Heeres.

Die ostpreußische Landwehr hatte bis Mai 1813 2 Divisionen mit 5 Infanterieregimentern (20 Btlne.), 5 Kavallerieregimenter und 2 sechspfündige schwere Landwehrbatterien aufgestellt. Diese Provinz, die wenig mehr als 468000 Seelen zählte, hatte an Landwehr fast 11000 Mann aufgestellt, also etwa 2,4 v. H. der ganzen Bevölkerung. Im ganzen hatte diese Provinz fast 35000 Mann zu den Waffen gestellt, d. i. $^1/_6$ der gesamten männlichen Bevölkerung, die Hälfte aller Männer zwischen 18 und 45 Jahren.

Die westpreußische Landwehr sollte 6050 Mann Infanterie (33 Komp.) und 570 Mann Kavallerie ($6^1/_2$ Esk.) stellen, im ganzen 6620 Mann. Die Bevölkerung der 5 Kreise des linken Weichselufers umfaßte 191000 Seelen, unter denen etwa 39000 Männer im Alter von 18—45 Jahren waren; etwa

Biblioteka Główna

16. v H. dieser sollten also zur Landwehr ausgehoben werden, also nicht ganz 3 v. H. der Gesamtbevölkerung. Der obige vollständige Truppenbestand ist niemals erreicht worden; am 1. August fehlten noch 14 Offiziere und 2110 Mann, also etwa ein Drittel. Aus obigen Truppen ist dann die westpreußische Landwehrdivision gebildet worden.

Die Provinz Pommern sollte an Landwehr stellen 13900 Mann Infanterie und 1500 Mann Kavallerie, zusammen 15400 Mann, also etwa 22 v. H. der Altersplichtigen vom 18.—45. Lebensjahre oder 3. v. H. der gesamten Bevölkerung. Diese Truppen wurden zu einer Landwehrdivision zusammengestellt; außerdem wurden noch 3 Bataillone an andere Formationen abgegeben.

Die Landesteile zwischen Elbe und Oder mit einer Einwohnerzahl von 813000 Seelen sollten 21500 Mann Infanterie und 2700 Mann Kavallerie stellen, eingeteilt in 27 Bataillone und 28 Schwadronen, in einer Gesamtstärke von 24200 Mann, also nicht ganz 3 v. H. der Gesamtbevölkerung. Außerdem sollte die Landwehr der Neumark noch aus 7250 Mann Infanterie und 691 Mann Kavallerie bestehen, das sind 3 v. H. der gesamten Bevölkerung.

Als letzter Teil der Landwehr kam die Schlesische in Betracht. Diese Provinz mit einer Einwohnerzahl von 1,7 Millionen sollte fast 50000 Mann stellen und zwar 45000 Mann Infanterie und 5000 Mann Kavallerie. Diese Zahl umfaßte 14 v. H. der Männer vom 18.—45. Lebensjahre oder 3. v. H. der Gesamtbevölkerung.

Wenn auch ein geringer Teil der Landwehr schon an den kriegerischen Ereignissen des Frühjahrsfeldzuges teilgenommen hatte, so war doch die Hauptmasse erst nach Beendigung des Waffenstillstandes Mitte August voll verwendungsfähig. Sehr lehrreich ist es zu sehen, wie sich die Landwehr auf die drei Armeen der Verbündeten — Hauptarmee, Schlesische und Nordarmee, — verteilte. Bei den beiden ersteren befanden sich je 1 preußisches Korps (Kleist und York), bei der letzteren 2 Korps (Bülow und Tauentzien). Die Stärke der Landwehr betrug:

beim Korps Kleist 12500 = 28 v. H. des Korps und 5 v. H. der ganzen Armee,

beim Korps York 17400 = 45 v. H. des Korps und 17 v. H. der ganzen Armee,

beim Korps Bülow 9000 = 22 v. H. des Korps,

beim Korps Tauentzien 30800 = 92 v. H. des Korps.

Bei den letzten beiden Korps betrug der Prozentsatz der Landwehr im Durchschnitt 54 v. H. Dem Korps Tauentzien waren außerdem noch die 17000 Mann starken Blockadetruppen von Cüstrin und Stettin unterstellt, bei denen sich

15000 Mann Landwehr, 85 v. H., befanden. Unter der gesamten Heereszahl der Verbündeten, die sich Mitte August 1813 auf 513000 Mann belief, waren fast 162000 Preußen; unter diesen 69700 Landwehr, also 43 v. H. und fast 14 v. H. der gesamten Kräfte.

Der Vollständigkeit wegen ist es notwendig, kurz der später noch aufgestellten Landwehr in den Militärgouvernements zwischen Elbe und Weser und zwischen Weser und Rhein zu gedenken. Es waren dies die Elb- und die westfälische Landwehr. Die Bestimmungen für ihre Aufstellung wurden im November und Dezember 1813 gegeben. Die Elb-Landwehr sollte bestehen aus 9600 Mann Infanterie (12 Bataillone) und 600 Mann Kavallerie (4 Eskadrons), zusammen 10200 Mann. Außerdem wurden noch andere Formationen aufgestellt, sodaß sich die Stärke aller Truppen auf 32000 Mann belief, also 6 v. H. der Bevölkerung.

Die westfälische Landwehr sollte aus 15000 Mann Infanterie (19 Bataillone und 1 Komp.) und 600 Mann Kavallerie (6 Eskadrons) bestehen, insgesamt also 15600 Mann, außerdem aus über 7000 Mann anderer Formationen.

Nach großen Mühen und Anstrengungen der mit der Aufstellung der Landwehren betrauten Stellen und der gesamten Bevölkerung wurde das Ziel zum größten Teile erreicht, die Landwehrtruppen zur Feldverwendung bereit zu stellen. Wenn auch im allgemeinen der Gang der allmählichen Entwicklung und Ausbildung, die Ausrüstung und Bewaffnung in großen Linien ungefähr einheitlich gestaltet waren, so ergaben sich dabei doch in den einzelnen Landesteilen Verschiedenheiten, die durch die Stimmung der Bevölkerung, durch die kriegerische und wirtschaftliche Lage hervorgerufen waren. Die Kenntnis aller dieser Zustände ist zur Beurteilung der Landwehr und ihrer Leistungen nötig.

Trotz großer Anstrengungen ging die Organisation der Landwehr nur sehr langsam vor sich, da der verarmte preußische Staat die nötigen Maßnahmen bei weitem nicht in ausreichendem Maße treffen konnte. Die in den Provinzen eingesetzten Kommissionen und Ausschüsse leiteten die Aushebung und Verlosung, nahmen die Verteilung auf die Bataillone, Kompanien und Eskadrons vor, für welche dann die Sammelplätze bekanntgegeben wurden. Als nützlich erwies sich, daß in Ostpreußen die Korporalschaften dorfweise, die Kompanien und Eskadrons kreisweise zusammengestellt worden sind. Große Begeisterung und Opferwilligkeit herrschten in den altpreußischen Provinzen, in Ostpreußen, Pommern, der Kur- und Neumark, die am meisten durch die Franzosen gelitten hatten. Hier stieß das Aufbringen der Mannschaftszahl auf die allergeringsten Schwierigkeiten. Größer waren diese in Schlesien und besonders in Westpreußen. In Schlesien hatten diese darin ihren Grund, daß zuerst nur der mittlere Teil der Provinz die gesamten Lasten allein zu tragen hatte. Niederschlesien hatte

noch viel unter dem Feinde zu leiden, Glogau war noch in französischer Hand. Noch ärger stand es um Oberschlesien, dessen Bevölkerung verdorben war und eine Abneigung gegen den Soldatenstand zeigte; genügend waffenfähige Männer auszuheben war nicht möglich, da Teile von ihnen nach dem Herzogtum Warschau entwichen waren. Am schlimmsten lagen die Verhältnisse in Westpreußen, wo ein Teil der Bewohner aus Nichtdeutschen bestand. Die Begeisterung und Opferfreudigkeit des deutschen Teiles der Bewohner war daher auch nicht hoch anzuschlagen, denn der Kulturzustand des Landes war noch gering, seine Bevölkerung großen Ideen nicht zugänglich und hauptsächlich materiellen Interessen zugewendet. Nur in den höheren Ständen herrschte patriotischer Sinn. Die Aufbringung der Mannschaften stieß auf die größten Schwierigkeiten, da die polnischen Teile der Bevölkerung sich teils durch Flucht der Losung entzogen, teils diese störten. Auch die Mennoniten (1260 an Zahl) fehlten bei dieser und veranlaßten auch die übrigen Bewohner, nicht zu erscheinen. Vom König war dann für die erste Formation der Landwehr genehmigt worden, daß die Juden und Mennoniten sich durch Zahlung bestimmter Summen vom Dienst befreien lassen konnten. Gegen die Schwierigkeiten von seiten der Polen bei der Aushebung schritt der Militärgouverneur mit durchgreifenden Maßnahmen ein. Jedoch blieb trotz alledem die Aufbringung der notwendigen Mannschaften immer noch hinter dem Soll zurück, sodaß die westpreußische Landwehr niemals ihre vollständige Stärke erreicht hat. Am 1. August fehlten noch 14 Offiziere und 2100 Mann, also ein Drittel.

Bei der Stellung der Freiwilligen und der durch das Los Ausgehobenen trat sofort die Frage der Ausbildung in den Vordergrund, wozu Offiziere und Unteroffiziere notwendig waren. Wie oben schon erwähnt, wurden die höheren Offiziere vom König unmittelbar ernannt, während die niederen Offiziere gewählt, von den Ständen vorgeschlagen und vom König bestätigt wurden. Die Stabsoffiziere und drei Viertel der Hauptleute hatten noch der alten Armee angehört; auch unter den Leutnants befanden sich noch manche alte Soldaten, die als Subalternbeamte angestellt waren und jetzt zu Landwehroffizieren erwählt wurden. Sehr fehlte es auch an tüchtigen Unteroffizieren für die Ausbildung, zu deren Beschaffung die verschiedensten Maßnahmen getroffen wurden. Die niederen Offizierstellen litten unter der Wahl, da oftmals Ungeeignete, dienstlich und moralisch Minderwertige in diese Stellen gelangt waren. Dadurch wurde die Disziplin beeinträchtigt. Aber allmählich besserten sich diese Verhältnisse, da die alten tüchtigen, von Begeisterung und Pflichtbewußtsein erfüllten Offiziere die ungeeigneten Elemente aus ihren Reihen entfernten. Alle Mittel wurden angewendet, um das so notwendige Ausbildungspersonal zusammen zu bekommen. Gendarmerie, Garnisonbataillone und Invalidenkom-

panien wurden der Landwehr zur Verfügung gestellt, freiwillige Jäger und Unteroffiziere der Linie wurden zu Landwehroffizieren befördert, auch wurden Offiziere und Unteroffiziere der Linie aushilfsweise für einige Zeit zur Landwehr befehligt. Trotz aller dieser Maßnahmen ging die Ausbildung der Landwehr nur sehr langsam vorwärts, und dies wäre in noch höherem Maße der Fall gewesen, wenn nicht ein ansehnlicher Teil der Landwehrleute — etwa 30000 — ehemalige Krümper gewesen wären.

Die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Landwehr stieß auf außerordentlich große Schwierigkeiten, die ihre Hauptgründe in der Verarmung des Landes und in der geringen Leistungsfähigkeit der Industrie hatten. Die Bekleidung und Ausrüstung sollten die Gemeinden liefern, während die Ausstattung mit Waffen Aufgabe des Staates war. Die Bekleidung war gleichmäßig und sehr einfach, ja mangelhaft, und war nur der beginnenden wärmeren Jahreszeit angepaßt; die noch fehlenden Mäntel, Tuchhosen und Handschuhe sollten erst zum Herbst beschafft werden. Die Beschaffung der Bekleidung stieß vielfach auf Schwierigkeiten. So wurde z. B. in Pommern von der vorgeschlagenen Selbstbekleidung der Landwehrmänner von Anfang an abgesehen. Die Beschaffung erfolgte entweder durch die Ortschaften durch Handwerker auf allgemeine Kosten (worunter die Gleichmäßigkeit litt und Verzögerungen eintraten), oder durch Unternehmer im ganzen; dies letztere hat sich am besten bewährt. Auch die Ausrüstung mit den notwendigsten Stücken ließ zu wünschen übrig. Erst nach und nach war es möglich, hier notdürftig Abhilfe zu schaffen. Sehr schwierig war die Bewaffnung. Der Staat lieferte zunächst die Gewehre für die hinteren beiden Glieder der Infanterie und die Säbel für die Kavallerie, während die Landwehrmänner selbst die Piken für das erste Glied der Infanterie und für die Kavallerie mitbringen sollten. Anfangs waren nur 55000 Gewehre der verschiedensten Kaliber und Konstruktionen verfügbar. Zar Alexander schenkte der ostpreußischen Landwehr 15000 Gewehre; die pommersche und schlesische Landwehr wurden später mit englischen (5000) und österreichischen Gewehren ausgerüstet; bei den letzteren mußten aber erst die Zündlöcher gebohrt werden. Ein Teil der Landwehr mußte bis in den Sommer hinein mit Piken ins Feld ziehen, bis genügend französische Gewehre erobert waren. Ebenso waren nicht genügend Feuersteine, und von der für Übungen und für das Feld notwendigen Munition vorhanden, zumal es fünf verschiedene Modelle von Gewehren gab. Dies alles zeigt, welche großen Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um die Landwehr in bezug auf Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung fähig zur Verwendung im Felde zu machen.

Nachdem nun ihre Einkleidung und Zusammenstellung so gut wie möglich beendet war, wurden kompanie-, dann bataillonsweise Übungen abgehalten;

ihnen waren schon mehrmals in der Woche ganz einfache Formationsübungen vorangegangen. Auch gab es Übungen im Schießen, die aber außerordentlich unter dem Mangel an Munition litten. Alle Übungen beschränkten sich nur auf das für den Krieg Notwendige, was aber auch mit Schwierigkeiten verbunden war, da ein großer Teil der Mannschaften niemals Soldat gewesen und von sehr verschiedener körperlicher und geistiger Veranlagung war. Deshalb konnte die Landwehr auch noch nicht Anfang Mai für das Feld verwendungsfähig sein; nur Ostpreußen, das schon im Februar mit der Errichtung seiner Landwehr begonnen hatte, bildete eine Ausnahme. Bis Mai war sie aufgestellt, ausgerüstet und fand noch in diesem Monat Verwendung im Felde. Von der schlesischen Landwehr war Ende Mai etwa ein Drittel fertig organisiert, der Rest war nach Ablauf des Waffenstillstandes gegen Mitte August verwendungsfähig. Die Landwehr in Pommern, die mit besonders großen Schwierigkeiten in bezug auf Ausrüstung, Bewaffnung und Ausbildungsorganen zu kämpfen hatte, war im Juli im allgemeinen fertig. Am weitesten zurück war in jeder Beziehung die westpreußische Landwehr, die Ende August noch nicht so weit war, wie es die beginnenden Feldoperationen verlangten. Nur eine Division war gegen Mitte August gut ausgerüstet und eingeübt. Von der Landwehr in der Kur- und Neumark, in den drei vorpommerschen Kreisen waren im Mai einzelne Teile fertig errichtet, aber erst im Juli war sie in ihrer Gesamtheit voll verwendungsfähig für das Feld.

Die vorstehenden Ausführungen haben gezeigt, mit welchen Schwierigkeiten alle die Stellen zu kämpfen hatten, denen die Errichtung der Landwehr übertragen war. Man erkennt auch, daß Begeisterung für eine große Idee allein nicht genügt, um Großes zu erreichen; ein gewisser Zwang von oben her und ein großer Teil persönlicher Selbstlosigkeit und Aufgeben persönlicher Vorteile zum Nutzen des Ganzen sind unerläßlich. Daß das stehende Heer und andere Formationen die Menschen mit der besten Gesinnung erhalten hatten, darunter hatte die Landwehr zu leiden. Ferner muß ihr zugute gehalten werden, daß infolge der Verarmung des Landes nur das Dürftigste geliefert werden konnte, und daß auch darunter ihr so verschiedenartiges Menschenmaterial außerordentlich litt. Günstig war der fast $1^1/_2$ Monate lange Waffenstillstand, während dessen Dauer die Landwehr zur Verwendung im Felde, Seite an Seite mit der Linie, ausgebildet werden konnte.

Unter diesen Schwierigkeiten bei der Organisation und Ausrüstung litt der kriegerische Wert der Landwehr. Während des Frühjahrsfeldzuges 1813 hat sie außer bei Blockaden an keiner besonderen Unternehmung teilgenommen. Einige Bataillone zeichneten sich vor Danzig und Cüstrin aus; vor Glogau erreichte die Ausbildung der schlesischen Landwehr, die durch zahlreiche kleine

Gefechte gefördert wurde, eine bemerkenswerte Höhe. Die in Brandenburg stehenden Landwehrtruppen waren noch sehr unfertig. Das allgemeine Urteil über sie kann dahin zusammengefaßt werden, daß soldatischer Geist, Ordnung und Disziplin anfangs zu wünschen übrig ließen, daß sie sich aber im Laufe der Zeit durch längere Übung besserten. Die Anstrengungen und Entbehrungen verursachten überall starke Verluste durch Krankheiten, sodaß z. B. vor Danzig einige Bataillone aufgelöst werden mußten. Gegen Schluß des Frühjahrsfeldzuges waren 98½ Bataillone und 57½ Eskadrons, im ganzen 50600 Mann, wenn auch vollzählig, zum Teil allerdings nur bedingt verwendbar. Der Rest von 50½ Bataillonen und 59¾ Eskadrons, im ganzen 60700 Mann, vollendete seine Organisation und Ausbildung erst im Laufe des Waffenstillstandes. Während dieser Zeit wurde die Ausrüstung und Ausbildung der Landwehr in ganz Preußen mit größtem Eifer betrieben. Bei der Infanterie verschwanden die Piken, Bekleidung und Ausrüstung wurden ergänzt, die Ausbildung wurde vervollständigt, oftmals mit Unterstützung der Linie. Trotz aller großen Anstrengungen war es doch nicht möglich, die gesamte Landwehr in jeder Hinsicht so für die Verwendung im Felde verwendbar zu machen, wie man es erhofft und gewünscht hatte. Bei der großen Begeisterung, die bei den meisten Truppen herrschte, rechnete man aber gleichwohl auf gute Leistungen der Landwehr. Der Generalgouverneur von Ostpreußen, v. Zastrow, sprach sich Anfang Juni nach einer Besichtigung der Blockadetruppen vor Danzig über deren Geist und Ausbildung in anerkennender Weise aus und berichtete Ende des Monats im gleichen Sinne über die ganze ostpreußische Landwehr an den König. Die westpreußische Landwehr war nach Ablauf des Waffenstillstandes noch nicht feldbrauchbar. General v. Tauentzien schrieb am 15. Juli: „Die Bataillonskommandeure sind fleißig gewesen und haben geleistet, was in ihren Kräften stand; trotzdem weiß ich nicht, was ich mit dieser elenden Truppe machen soll, in der kaum ein Subalternoffizier einen Begriff vom Dienst hat. Ich werde mich ihrer annehmen, es muß biegen oder brechen, oder wir erleben Schande." In einem ähnlichen Zustande befand sich die schlesische Landwehr. Von ihr wurden Anfang August aus den kriegsbrauchbaren Elementen 45 Bataillone zusammengestellt, während die noch nicht im Felde zu gebrauchenden Mannschaften, in 25 Bataillonen vereinigt, als Besatzungstruppen verwendet wurden. Besser stand es mit der Landwehr in der Kur- und Neumark und in Vorpommern. Bei einer Besichtigung am 15. Juli wurde der gesamte Bestand mit Ausnahme nur weniger Bataillone und Eskadrons für feldbrauchbar erklärt. In auffallender Weise waren die Organisation und Ausbildung der Berliner Landwehr zurückgeblieben, sodaß es nötig wurde, die Bataillone in die Umgebung der Hauptstadt zu verlegen und den säumigen Landwehrausschuß für Berlin durch geeignete Männer zu ersetzen.

In einer besseren Verfassung als die Infanterie war die Kavallerie der Landwehr, da ihr Offizierkorps stärker, einheitlicher und dienstkundiger war. Über die schlesische Kavallerie sagt ein Bericht Gneisenaus u. a.: „Die Kavallerie hat gute und tüchtig gediente Führer, in ihr ist kein einziger Eskadronskommandeur zu finden, der nicht als solcher den Ruf der vorzüglichsten Tüchtigkeit hätte. Die Subalternoffiziere haben meist gedient und sind sehr befähigte junge Männer." Trotzdem blieb auch bei der Kavallerie vieles zu wünschen übrig, wie aus einem Urteil des Generals von Borstell zu erkennen ist. „Auf minderwertigen Pferden beritten, ohne gründliche Reitausbildung, fehlte der Landwehrkavallerie der unbedingte Trompetengehorsam. Im Vorgehen war sie tapfer bis zum Aufhören jedes Gehorsams und jeglicher Gliederordnung. Beim Zurückgehen konnte sie nur an einem Naturhindernis zum Sammeln gebracht werden."

In einem solchen Zustande der Organisation, Ausrüstung, Bewaffnung und Ausbildung, teilweise noch nicht ganz fertig, zum größten Teile noch nicht im Felde erprobt, trat die preußische Landwehr in den Mitte August beginnenden Herbstfeldzug. Was aus den mannigfachsten Gründen noch nicht voll geschaffen werden konnte, was aber trotzdem erreicht worden ist, zeigt ihre Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen, die zeitlich getrennt und nach den drei Armeen gegliedert, untersucht werden sollen. Dabei wird bemerkt, daß ursprünglich die Aufgaben der Landwehr die eines Heeres zweiter Linie waren, wie z. B. die Einschließung der noch von den Franzosen besetzten Festungen, die Sicherung der Etappenlinien, Transport und Bewachung der Gefangenen und nötigenfalls die Verteidigung des heimatlichen Bodens. Ausdrücklich war aber schon in der Verordnung vom 17. März vorgesehen, daß nicht nur einzelne Mannschaften, sondern auch ganze Truppenteile der Landwehr zum stehenden Heere herangezogen werden konnten. Diese Verwendungsart trat immer mehr und mehr in den Vordergrund und wurde im Herbstfeldzug von entscheidender Bedeutung. In welcher Stärke die Landwehr den einzelnen Armeen zugeteilt war, ist oben schon ausgeführt worden. Unter der auf rund 162000 Mann zu veranschlagenden preußischen Feldarmee befanden sich demnach fast 70000 Mann Landwehr, also etwa 44 v. H. Die Landwehr der Hauptarmee betrug etwa 28 v. H., der schlesischen Armee 45 v. H., der Nordarmee beim Korps Bülow 22 v. H. und beim Korps Tauentzien 92 v. H. der Linientruppen. Der übrige Teil der Landwehr fand Verwendung als Besatzungs- und Belagerungstruppen. Bei den Korps Kleist, York und Bülow war die Landwehr in Regimenter zusammen mit Linien- und Reserveregimentern aufgestellt, während das Korps Tauentzien fast nur aus Landwehrtruppenteilen bestand.

Die Teilnahme der Landwehr im einzelnen an den Kämpfen der Jahre 1813 und 1814 war bei den drei Armeen verschieden.

Bei der Nordarmee trat die Landwehr zum ersten Male in entscheidende Tätigkeit in der Schlacht bei Großbeeren am 23. August, wo sie in zweiter Linie, ein Bataillon in erster Linie, focht, im Sturm vier feindliche Geschütze nahm, dann aber so schwere Verluste erlitt, daß sie in Unordnung zurückging und erst von Linientruppen aufgenommen werden mußte. Bülow sprach der Landwehr für ihr tapferes Verhalten seine Anerkennung aus. Als dann aber einige Zeitungen nur die Landwehr als Retter Berlins rühmten, trat Bülow dieser Auffassung sehr energisch entgegen. Die Landwehr hat bei Großbeeren ihre Schuldigkeit getan, focht in Anlehnung an die Linie, erhielt die leichteren Aufgaben und fand in kritischen Augenblicken an der Linie ihre Stütze.

An den Kämpfen südwestlich Berlin am 26. August und in den ersten Septembertagen vor Wittenberg nahmen Landwehrtruppen teil, zeigten aber einen großen Mangel an Ausbildung im Feuergefecht und im zerstreuten Gefecht, so daß die Führer auf manchen schon winkenden Erfolg verzichten mußten. Bei einem Nachtmarsch der Division Borstell wurde durch übereiltes Schießen einiger Landwehrleute eine Panik hervorgerufen, welcher die Offiziere erst nach längerer Zeit Herr werden konnten.

Als besondere Ruhmestat der Landwehr wird immer das Gefecht bei Hagelberg am 27. August bezeichnet. An ihm nahmen die Divisionen Hirschfeld und Putlitz in einer Stärke von 11800 Mann teil, von denen nur vier Bataillone (2400 Mann) Linientruppen waren. Ohne auf die näheren Einzelheiten des Gefechtes einzugehen, kann als Ergebnis der kriegsgeschichtlichen Forschung mitgeteilt werden, daß die Kavallerie durch übereilte planlose Attacke gegen einige feindliche Reiterabteilungen für die weitere Verwendung an diesem ganzen Tage ausschied. Durch geringe Verluste in Unordnung gebracht, machte das erste Treffen der Infanterie kehrt und riß das zweite Treffen mit sich fort. Bei einem neuen Angriff wiederholte sich der Vorgang. Erst dem tapferen Eingreifen des Oberstleutnants v. d. Marwitz mit drei frischen Landwehrbataillonen gelang es, aus der schon entstandenen Niederlage im letzten Augenblick einen Sieg zu machen. Daß die Landwehrleute beim Sturm auf Hagelberg zwei feindliche Bataillone, größtenteils Rekruten, die die Waffen weggeworfen hatten und sich ergeben wollten, mit dem Kolben niederschlugen, ist keine besondere Ruhmestat. Im allgemeinen waren die Bataillone ungeübt und zeigten bei Tapferkeit des Einzelnen sehr oft Momente der Schwäche, aus der sie nur die Tapferkeit ihrer Offiziere herausriß. Von einer geregelten Gefechtsleitung war nichts zu bemerken; der Kampf war oftmals dem Zufall überlassen. Die Landwehr verstand nicht in schwieriger Lage auszuharren, zeigte wenig soldatische Zucht und militärischen Gehorsam. Wenn auch der Feind eine minderwertige Rekrutentruppe war, die in ziemlicher Unordnung nach Magdeburg zurückging, war

doch an eine Verfolgung durch die Landwehr nicht zu denken. Die 4 Linienbataillone bildeten das Rückgrat des Gefechtes. Die Verluste der Linie betrugen 8,2 v. H., die der Landwehr 9,6 v. H., mit den als „vermißt" (größtenteils bald nach Beginn des Gefechtes nach Berlin entwichen) Bezeichneten aber fast 17 v. H. General von Hirschberg bat nach dem Gefecht den Kronprinz von Schweden um Unterstützung durch alte (Linien-)truppen, da er allein mit jungen Landwehrtruppen ein ähnliches Gefecht nicht mehr bestehen könne.

Ähnlich zeigte sich die Landwehr in der Schlacht bei Dennewitz am 6. September. An ihr nahmen das Korps Bülow und Tauentzien teil in einer Stärke von 43000 Preußen, unter denen 15500 der Landwehr angehörten. Beim Angriff Tauentziens mit 10000 Mann, davon 6700 Mann Landwehr, stockte die Infanterie, flutete zurück und wäre ohne das Eingreifen der Kavallerie geschlagen worden. Nach Eingreifen Bülows in den Kampf ging die Landwehr wieder mutig vor und warf den Feind zurück, konnte aber wegen Erschöpfung den Sieg nicht ausnutzen. Die Landwehr hatte anfangs versagt, als sie zur Erfüllung schwerer Aufgaben auf sich allein angewiesen war. Sie konnte dem feindlichen Feuer noch nicht standhalten und bedurfte zur Festigung ihres Mutes der Linientruppen. Die Verluste betrugen beim Korps Tauentzien 3000 Mann, also 30 v. H., die sich auf alle Bataillone gleichmäßig verteilten. Beim Korps Bülow, das etwa zu $^3/_4$ aus Linientruppen bestand, betrugen die Verluste dieser fast 20 v. H., während die der Landwehr nur 11 v. H. waren.

Bei den Verfolgungskämpfen am folgenden Tage nach der Schlacht eroberte die westpreußische Landwehr den Ort Dahme und machte 3000 Gefangene. Tauentzien sprach ihr dafür seine Anerkennung aus und berichtete dem König, daß „die westpreußische Landwehr sich gegen sein Erwarten recht brav schlüge und auch nicht mehr desertiere; es sei nur sehr zu bedauern, daß der ausrückende Stand so schwach gewesen sei".

Aus den Kämpfen der Wochen bis zur Schlacht bei Leipzig sind noch zwei Ereignisse zu erwähnen, bei denen die Landwehr beteiligt war. Bei den Kämpfen Neys bei Pötnitz und Dessau am 12. Oktober gegen Tauentzien, der an der Elbe stehengeblieben war, wurden die Landwehren, wieder auf sich allein angewiesen, von einer Panik ergriffen und wandten sich zur Flucht. Als Tauentzien und Thümen infolge des Überganges stärkerer französischer Kräfte einen Angriff auf Berlin erwarteten, marschierten sie in eiligen Tages- und Nachtmärschen dorthin ab. Die Folge war, daß die Landwehren in einem solchen Zustande der Erschöpfung anlangten, daß sie zur Verteidigung der Hauptstadt völlig unfähig gewesen wären; über 500 Mann waren unterwegs liegengeblieben.

An der Schlacht bei Leipzig nahmen von der Nordarmee nur 3 Divisionen des Korps Bülow teil in einer Stärke von etwa 20000 Mann, darunter 6500

Mann Landwehr. Diese waren anfangs im zweiten Treffen, Teile von ihnen zeichneten sich am Grimmaischen Tore in der vordersten Linie aus. Ihre Verluste am 18. und 19. Oktober betrugen 900 Mann, also etwa 14 v. H. Ihr Verhalten hier verdient volle Anerkennung.

Anerkannt muß werden, daß sich die Landwehr der Nordarmee im Laufe des Herbstfeldzuges dauernd gebessert und zuletzt Gutes geleistet hat. Anfangserfolge erhöhten ihren Mut, rissen sie aber auch manchmal zu Unüberlegtem hin. Sie hatten nicht so große Marschanstrengungen wie die beiden anderen Armeen. Wo diese aber einmal verlangt wurden, z. B. vor Dennewitz und beim Rückzuge von der Elbe auf Berlin, da trat ihre geringe Marschfähigkeit zutage. Ins Gewicht fiel, daß der der Nordarmee gegenüberstehende Gegner nur teilweise vollwertig war.

Bei der schlesischen Armee befand sich das preußische Korps York in einer Stärke von 38500 Mann, unter denen 17400 Mann Landwehr, also 45 v. H. waren. Diese Armee hatte in den bis zur Schlacht bei Leipzig fast zwei Monate währenden Kämpfen und Märschen große Anstrengungen zu bestehen, die auch von den wenig geübten Landwehrtruppen verlangt werden mußten. Die Leistungen der Landwehr vor dem Feinde wie auch bei den oft außergewöhnlich anstrengenden Märschen waren sehr verschieden. Die Kämpfe Blüchers vom 21. bis 23. August zwischen Bober und Katzbach waren mit großen Marschleistungen und außergewöhnlichen Entbehrungen verbunden, unter denen besonders die Landwehr sehr litt und zahlreiche Verluste hatte. Vor dem Feinde zeigte sie sich teils tapfer, wie bei Löwenberg und Goldberg, teils mutlos und zaghaft, wie bei Niederau. In der Schlacht an der Katzbach am 26. August hat sich die Landwehr im ganzen gut bewährt, bei der Verfolgung aber versagte sie noch mehr als die Linie. Dies trat besonders bei der am 28. August von York angesetzten Verfolgung in Erscheinung. Hier blieben die Landwehrleute aus Mattigkeit infolge des unausgesetzten Regenwetters und des Versagens der Verpflegung in großer Zahl teils liegen, teils entfernten sie sich von der Truppe und liefen nach Hause, um sich nach einigen Tagen, mit Lebensmitteln und Bekleidungsstücken neu versehen, bei ihrer Truppe wieder einzufinden. Dadurch sank die Kopfstärke der Bataillone sehr; einige zählten nur noch 100 Mann. Durch die Kämpfe und Anstrengungen in den Tagen vom 23. bis 31. August hatte die 17400 Mann zählende Landwehr des Korps York einen Verlust von etwa 8900 Mann, also fast 50 v. H., dem eine Verlustzahl der Linientruppen von 19 v. H. gegenüberstand. Die eigentlichen Gefechtsverluste in diesen Tagen einschließlich des Gefechtes bei Bunzlau am 21. August betrugen nur 900 Mann für Landwehr und Linie.

Bei den Märschen im Monat September bis zur Elbe wurden wieder große Anforderungen an die Landwehr gestellt. Die dadurch entstandenen Verluste

hatten zur Folge, daß die Landwehr mit weniger als der Hälfte ihres ursprünglichen Bestandes die Elbe erreichte. Hier erkämpfte sie zusammen mit der Linie am 3. Oktober den Übergang bei Wartenburg, wobei sie sich tapfer schlug und sich die Anerkennung Yorcks erwarb; die Landwehr hat „das große Examen mit Ehre bestanden". An der Schlacht bei Leipzig nahm die Landwehr des Yorckschen Korps in einer Stärke von 6500 Mann teil. Yorck erfocht mit seinen Truppen in einer Gesamtstärke von 21500 Mann am 16. Oktober den blutigen Sieg bei Möckern, wo sich die Landwehr gut bewährte, teils im selbständigen Kampfe, teils im Anschluß an Linientruppen. Die Verluste der Linie beliefen sich auf 15 v. H., während die der Landwehr über 50 v. H. betrugen. Besonders auffallend sind die großen Offiziersverluste der Landwehr, 172 im ganzen; das Beispiel der Offiziere hat sehr zur guten Haltung der Truppe beigetragen.

An die Landwehr der schlesischen Armee wurden also weit höhere Anforderungen gestellt als an die der Nordarmee. Bei ungünstigen Witterungs- und Verpflegungsverhältnissen wurden große Märsche verlangt, neben denen eine große Anzahl von Kämpfen zu bestehen waren. Bei den Anstrengungen versagte die Landwehr mehr als in den Kämpfen, wenn auch hier manche Rückschläge eintraten. Im Laufe der Monate ging sie durch die harte Schule des Krieges. Die kriegsuntüchtigen Elemente wurden allmählich abgeschoben. Jedenfalls hat die Landwehr geleistet, was sie unter den damaligen Verhältnissen leisten konnte. Die Wehrmänner wurden nach und nach Soldaten.

Bei der nach Beendigung des Waffenstillstandes von Böhmen her anmarschierenden Hauptarmee bestand das Korps Kleist aus 45000 Preußen, darunter 12500 Mann Landwehr, also 28 v. H. Auch hier zeigten sich bei der Landwehr ähnliche Erscheinungen wie bei der der schlesischen Armee. Unter ungünstigen Verhältnissen wurden Kämpfe und Marschleistungen von ihr verlangt, die sie nur zum Teil erfüllen konnte. In der Schlacht bei Dresden am 26. August focht die Landwehr mit der Linie zusammen tapfer und mit Ausdauer; bei dem folgenden Rückzug über das Erzgebirge brach unter ungünstigen Witterungs- und Verpflegungsverhältnissen die Leistungsfähigkeit der Landwehr zusammen, sodaß sich viele Hunderte von der Truppe entfernten. Dies wirkte auch ungünstig auf die Schlacht bei Kulm am 30. August ein, wo Teile der Landwehr versagten und erst an den Linientruppen einen Halt fanden. Die Verluste der Landwehr in den Tagen vom 26. bis 30. August betrugen fast 6900 Mann, also etwa 69 v. H., auch hier weniger Gefechtsverluste, als Abgänge durch Entbehrungen und Anstrengungen. Deshalb wurde es notwendig, die Landwehrtruppenteile neu einzuteilen.

In den Kämpfen bei Nollendorf, Hellendorf und Kulm gegen Mitte September zeichneten sich Teile des Landwehrregimentes durch Tapferkeit aus,

das am 30. August im Feuer versagt hatte. Die folgenden großen Marschleistungen forderten wieder große Opfer von der Landwehr, die dabei 22 v. H. ihres Bestandes einbüßte, sodaß das Korps Kleist in einer Stärke von 28500 Mann vor Leipzig erschien, darunter keine 4400 Mann Landwehr, also nur etwas mehr als ein Drittel ihres anfänglichen Bestandes. Diese 4000 Mann schlugen sich in der Schlacht bei Leipzig am 16. und 18. Oktober tapfer bei Wachau und Probstheida, wofür sie vom König belobt wurden. Bei letzterem Dorf verlor das 9. Landwehrregiment mehr als 54 v. H. seiner Stärke. Im ganzen verlor das Korps Kleist fast 30 v. H. seines Bestandes, im allgemeinen gleichmäßig verteilt auf Linie und Landwehr.

Die Leistungen der Landwehr bei der Hauptarmee zeigten etwa dasselbe Bild wie bei den beiden anderen Armeen: Mangelnde Ausdauer beim Ertragen von Marschanstrengungen und Entbehrungen, am Anfang oftmals Versagen im Gefecht, was sich aber im Laufe der Wochen so besserte, daß die Landwehr sich in den entscheidenden Oktoberschlachten als tapfere Truppe bewährte. Ein Beweis dafür, daß eine improvisierte Truppe erst nach und nach kriegsbrauchbar wird.

Nachdem Napoleon durch die Schlacht bei Leipzig zum Rückzug aus Deutschland gezwungen war, folgten ihm die Heere der Verbündeten nach dem Rhein. Als am 14. November die Landwehr der schlesischen Armee dort eintraf, hatte sie von den 17400 Mann ihrer anfänglichen Stärke etwa 10800 Mann, also fast 62 v. H., verloren; von diesen waren mehr als 7500 Mann entkräftet liegen geblieben oder vor Erschöpfung krank geworden. Linie und Reserve hatten aus diesen Ursachen nur geringe Verluste erlitten.

Nachdem die Landwehr durch mehrwöchige Ruhe in den Quartieren des Rheinlandes und Süddeutschlands neu gekräftigt, durch wiederhergestellte Leichtverwundete und Genesene verstärkt, durch verbesserte Ausrüstung und Bekleidung widerstandsfähiger gemacht war, aber auch moralisch durch die errungenen Erfolge und die zuteil gewordenen Anerkennungen gehoben war, hat sie überall ihren Platz gut ausgefüllt. Ein großer Teil von ihr wurde zur Einschließung der noch von den Franzosen besetzten Festungen verwendet. Wesentliche Unterschiede zwischen den Leistungen der Landwehr und der Linie waren nicht mehr zu erkennen; doch blieben die Mängel ihrer soldatischen Grundausbildung bestehen, was sich immer wieder in starken Abgängen nach außergewöhnlichen Anstrengungen zeigte. Nach Schluß des Feldzuges 1814 kehrten die Landwehren in die Heimat zurück und wurden aufgelöst.

In der Zeit zwischen den Feldzügen 1814 und 1815 wurde das Wehrgesetz vom 3. September 1814 erlassen, welches die Grundlagen für die Neuorganisation des Heeres enthielt. Die Organisation der Landwehr sollte durch die

Landwehrordnung geregelt werden, die aber bei Wiederausbruch des Krieges noch nicht fertiggestellt war. Über die Bedeutung der Landwehr wurden damals verschiedene Urteile laut, die sich zwischen den beiden entgegengesetzten Ansichten — Landwehr als Milizheer zum Ersatz des abzuschaffenden stehenden Heeres oder ihre völlige Beseitigung — bewegten. Beide Parteien beriefen sich auf die Erfahrungen des Feldzuges 1813/14; beide übertrieben. Auf den Meinungsstreit näher einzugehen, geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Die Landwehr behielt zunächst noch ihre bisherige Gliederung bei und zählte 1815 nach einigen Abänderungen im ganzen 44 Infanterieregimenter zu 3 Bataillonen, 34 Kavallerieregimenter zu 4 Eskadrons und 1 Landwehrpionierbataillon.

Für den Feldzug 1815 wurde am 23. März die Mobilmachung angeordnet, die dadurch erschwert wurde, daß ein großer Teil des Heeres am Rhein stand, und die gesamte Kavallerie in der Umbildung begriffen war. Nicht für notwendig wurde gehalten, die gesamte Landwehr aufzustellen; jedoch wurden wenigstens die Stämme gebildet. An Landwehr wurden außer den Linientruppenteilen zur Verwendung in erster Linie bestimmt: 22 Infanterie- und 15 Kavallerieregimenter. Alle Truppen wurden in vier Korps gegliedert, zwei weitere Korps und die Garden blieben in zweiter Linie. Der am 19. April in Lüttich eingetroffene Blücher nahm sofort die Neueinteilung der Armee vor, in der von den sechs in vorderster Linie marschierenden Korps das V. (York) und das VI. (Tauentzien) ganz überwiegend aus Landwehren bestanden, während die übrigen Korps Linie und Landwehr enthielten. Der Zustand der Landwehr bei den einzelnen Korps war sehr verschieden. Im I. und II. Korps befanden sich Elb- und westfälische Landwehrregimenter, denen jede Kriegserfahrung fehlte, was sich später sehr nachteilig fühlbar machte. Die Landwehr des III. und IV. Korps hatte sich bereits früher bewährt. Am wenigsten zufriedenstellend war der Zustand der Kavallerie, die sich aus 11 alten, 11 neuen und 15 Landwehrkavallerieregimentern zusammensetzte. Auch der Zustand der Artillerie ließ zu wünschen übrig. Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung zeigten manche Mängel, waren oft dürftig und buntscheckig. Der Geist der Landwehr war aber überall vortrefflich.

Bemerkenswert ist das Verhalten der Landwehr in den beiden Schlachten, bei Ligny am 16. und bei Belle-Alliance am 18. Juni. Nach der ersteren Schlacht ging der Rückzug auf Wawre unbehelligt vom Feinde vor sich. Eine große Zahl Versprengter hatte die Straße nach Lüttich eingeschlagen, in der Mehrzahl waren es neu eingestellte rheinische, bergische und westfälische Landwehrmänner und Ersatzmannschaften, also Leute aus den Westprovinzen; 8000 von ihnen wurden in Lüttich und Aachen gesammelt. An der Schlacht bei Belle-Alliance und bei der Verfolgung bis Paris hat sich die Landwehr tapfer beteiligt. Im

allgemeinen hat die Landwehr im Feldzug 1815 tapfer gefochten. Jedoch bestand ein großer Unterschied zwischen den alten, zwei Jahre vor dem Feinde bewährten und den neu aufgestellten Landwehrtruppen. Wieder zeigte es sich auch hier, daß stets längere Zeit notwendig ist, um Soldaten zu erziehen, daß vor allen Dingen altgediente tüchtige Offiziere viel zum inneren Halt der Truppe beitragen.

Auf die Kämpfe um die neue Landwehrordnung, auf die Neueinteilung der Landwehr in den nächsten Jahren soll nicht näher eingegangen werden. Viele Strömungen für und gegen die Landwehr machten sich geltend.

Nach diesen Betrachtungen über die Landwehr, über ihre Organisation, Ausbildung und Teilnahme an den Kämpfen der Jahre 1813 bis 1815 wird noch einmal zusammengefaßt: Das, was die Landwehr 1813 unter den damaligen Verhältnissen und in ihrer damaligen Verfassung leisten konnte, hat sie geleistet. Gut waren ihre Leistungen, wenn sie im Anschluß an Linientruppen und in der Verteidigung kämpfte, brauchbar war sie bei kleineren Unternehmungen, ungeeignet war sie bei selbständigem Angriff, ein Rückzug konnte ihr zum Verderben werden. Was sie geleistet hat, verdankt sie vor allem dem Beispiel ihrer alten tüchtigen Offiziere. Nach alledem kann von einer „Rettung des Vaterlandes" durch die Landwehr allein oder in erster Linie von einer Entscheidung durch sie in den Befreiungskriegen nicht die Rede sein. Sie war anfänglich den Linientruppen keineswegs gleichwertig. Manneszucht und Diensterfahrungen konnten nicht durch Begeisterung allein ersetzt werden. Der Krankenbestand war anfangs sehr hoch, die Marschleistungen ließen sehr zu wünschen übrig, da die Leute so verschiedenen Alters nicht an solche Anstrengungen gewöhnt waren. Im Laufe des Feldzuges besserte sich dies alles. Auf die unbedingte Feuerfestigkeit der Landwehr im Gefecht konnte nicht gerechnet werden. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß ihre Aufstellung unter den schwierigsten Verhältnissen erfolgte, daß Ausrüstung, Bekleidung und Bewaffnung anfangs unzureichend waren, sich wohl allmählich besserten, aber niemals die erforderliche Höhe erreichten. Auch die Ausbildung mußte unter den schwierigsten Verhältnissen erfolgen, wobei Mängel an Kräften und an Zeit hemmend im Wege standen.

Die Heere des nordamerikanischen Sezessionskrieges

Von Dr. E. Daniels

Wohl niemals in der Weltgeschichte sind große Heere so radikal aus dem Nichts hervorgegangen wie diejenigen des amerikanischen Sezessionskrieges. Das stehende Heer der Vereinigten Staaten war bei Kriegsausbruch nur 16000 Mann stark und mußte in seinen Friedensgarnisonen bleiben, um die noch ungebändigten Indianerstämme von Verwüstungen zurückzuhalten; nur 3000 Mann bezog die Union aus dieser Quelle, die Konföderation nichts. Es gab 1861 bei Ausbruch des Bürgerkriegs, im ganzen 1200 noch felddienstfähige Männer, die die Militärakademie von Westpoint durchgemacht hatten. Als der Krieg seinen Höhepunkt erreichte, im Jahre 1864, hatten die beiden Heere zusammen 1000000 Mann auf dem Kriegsschauplatz und über 40000 Offiziere. Nicht einmal alle Armeen, Korps und Divisionen konnten Männern übertragen werden, die dem stehenden Heer angehört hatten und darin wenigstens bis zum Major oder Oberstleutnant aufgestiegen waren. Eine Division führte Karl Schurz, der zwar den badischen Aufstand von 1849 mitgemacht hatte, aber sonst nie Offizier gewesen war, zwei andere Garfield und Hayes, spätere Präsidenten der Vereinigten Staaten; vor dem Krieg Hayes Jurist, Garfield erst Tagelöhner, dann Kutscher, Bootsmann, Lehrer, Rechtsanwalt. Schon die Brigadekommandeure waren größtenteils Leute, die nirgendwo gedient hatten als in der Miliz, einer einzelstaatlichen Friedensorganisation für Polizeizwecke. Reiche Milizoffiziere eröffneten Bureaus und warben, als kleine Wallensteine, auf ihren Namen Regimenter, beiläufig bemerkt, Einheiten, die nach unseren Begriffen Bataillone sind. Die Regierung in Washington ernannte jene Reichen zu Obersten der von ihnen gestellten Regimenter, ohne sich um ihre Qualifikation viel zu bekümmern. So konnte denn nicht ausbleiben, daß manche gegenüber dem Ernst des Krieges vollkommen versagten.

Die Regierungen in Washington und Richmond konnten Generale und Stabsoffiziere absetzen, mit den Subalternoffizieren ging das nicht ganz so leicht, weil sie von den Mannschaften gewählt wurden. Aber sowohl bei dem nördlichen als auch bei dem südlichen Heer ergaben sich so ungeheuerliche Mißstände, daß unbedingt Wandel geschaffen werden mußte. In der Schlacht am Bull-Run

beschoß eine konföderierte Batterie eine unionistische Brigade, die in Unordnung zurückging und nicht wieder an den Feind zu bringen war. Eines ihrer Bataillone aus New York hatte 33⅓ v. H. Vermißte, von denen es in seiner Verlustliste nur einen Mann angab. Die Leute waren, nachdem sie die Greuel der Schlacht praktisch kennen gelernt hatten, einfach wieder nach Hause gegangen. Das Bezeichnendste aber ist, daß ein erheblicher Teil der Offiziere des Bataillons mit desertiert war; auf drei von ihnen zeigte man in New York mit den Fingern. Derartiges mußte bei beiden Gegnern sozusagen automatisch vorkommen, wenn der Offizier gewählt wurde wie ein Gemeinderat. Beide Oberste Heeresleitungen beanspruchten deshalb bald, daß das Ergebnis der Wahlen durch eine höhere Instanz nachgeprüft werden solle und setzten das auch durch.

Diese Reinigung des Vorgesetztenstandes konnte sich aber erst allmählich auswirken und mußte inmitten des Krieges geschehen, in dem, um mit Perikles zu reden, die Gelegenheit nicht wartet. Deshalb konnte jede der beiden Parteien sich beglückwünschen, daß auf der anderen Seite auch improvisierte Aufgebote fochten. Die Offizierkorps konnten das, was sie selber nicht gelernt hatten, auch den Unteroffizieren und Mannschaften nicht beibringen. Von Marschdisziplin war keine Rede, namentlich nicht bei den ersten großen Operationen, die ein viertel Jahr nach dem Beginn der Feindseligkeiten erfolgten. Der Feldzug im Sommer 1861, der in der Schlacht am Bull-Run gipfelte, wurde von dem unionistischen Oberbefehlshaber Mc. Dowell offensiv angelegt. Auf Eile kam dabei alles an, denn die Konföderierten waren noch nicht versammelt. Um an den Feind zu kommen, hätten Mc. Dowells Truppen nach einigen Tagen, in denen sie sich in sehr mäßigem Tempo vorwärtsbewegt hatten, noch einen Marsch von 20 Kilometern machen müssen. Aber schon, nachdem sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, traten derartige Verluste an Fußkranken ein, daß der Angriff um 24 Stunden verschoben werden mußte. Trotzdem fehlte am Morgen des Schlachttages noch ein Fünftel der Infanterie, das unterwegs liegen geblieben war. Nachdem der Kampf endlich begonnen hatte, machte sich bei den Truppen Hunger geltend. Das war nicht die Schuld der Intendantur, denn am Tage vor der Schlacht waren mit der Eisenbahn Lebensmittel angekommen und verteilt worden. Aber auf dem Anmarsch hatten die Truppen ihre Tornister weggeworfen: „Die Leute", so heißt es in dem Bericht Mc. Dowells, „waren ans Marschieren nicht gewöhnt, ihre Körper nicht in der Verfassung, diese Art von Arbeit zu leisten und nicht einmal der Last des sogenannten leichten Marschgepäcks gewachsen."

Ebenso wie im Juli 1861 beim Anmarsch über den Bull-Run die Unionisten, warfen im April 1861 die Konföderierten vor der Schlacht bei der Kirche Shiloh die Tornister weg, in denen sich drei Portionen befanden. Auf einem dritten

Kriegsschauplatz, im mittelvirginischen Shenandoah-Tal, machte um die gleiche Zeit der konföderierte General Stonewall Jackson ähnliche Erfahrungen. Seine Leute erklärten ihm, sie hätten ihre Mäntel weggeworfen, denn die Annehmlichkeit, von ihnen erwärmt zu werden, wenn es kalt sei, komme für sie weniger in Betracht als die Last, sich mit ihnen zu schleppen, wenn es warm sei. Die Offiziere hatten nicht Autorität genug, die Mannschaften zum Gehorsam anzuhalten. Sie verhinderten auch nicht, daß diese, als ihnen Rationen für drei Tage übergeben wurden, alles auf einmal aufaßen, um es nicht tragen zu müssen.

Man sieht, daß es nicht bloß mit der Marschdisziplin, sondern mit der Manneszucht im allgemeinen schlecht bestellt war. Namentlich zu Schanzarbeiten waren die Soldaten auf beiden Seiten zunächst nur schwer zu bewegen. Als die konföderierten Streitkräfte sich hinter dem Bull-Run zusammengezogen hatten, befahl der konföderierte General Beauregard, daß ein verschanztes Lager angelegt werden solle. Aber es wurde ihm von Seiten der Truppe erwidert, daß sie wohl exerzieren, aber nicht schanzen wolle; das sei Sklavenarbeit. Die Schlacht bei der Kirche von Shiloh begann damit, daß am frühen Morgen das Heer Grants überfallen wurde. Das glückte um so vollständiger, als die Unionisten von Feldbefestigungen keinen Gebrauch gemacht hatten. In seiner Rechtfertigungsschrift sagt Grant, man dürfe nicht gar zu streng auf Disziplin halten. Man müsse unterscheiden zwischen dem Berufssoldaten, der auch im Frieden diene und dem Kriegsfreiwilligen. Der Berufssoldat diene im allgemeinen nur, weil er es in anderen Berufen nicht weit bringen könne, der Kriegsfreiwillige setze sein Leben für Prinzipien ein!

Nun hätten gewiß die Zehntausende von tüchtigen Offizieren, die das Rückgrat dieser improvisierten Aufgebote bildeten, aus einer moralisch minderwertigen Truppe nicht hervorgehen können. Immerhin wirft das nachstehende Urteil eines unionistischen Stabsoffiziers, das dieser am 2. Januar 1863, also nachdem der Krieg 1¾ Jahre gedauert hatte, fällte, ein charakteristisches Licht auf den inneren Halt dieser Improvisationen: „Der Rücken einer Schlachtordnung bietet stets das jämmerliche Schauspiel einer Horde von Drückebergern, Leuten, die in der grimmigen Flamme der Schlacht auf die Probe gestellt werden und dabei zu ihrem eigenen Widerwillen finden, daß sie der Eigenschaft des Muts ermangeln." Das Heer war während der Schlacht am Stonefluß ohne Verbindung mit seinen Nachschubkolonnen. Eine Proviantkolonne, die unter der Bedeckung einer Infanteriebrigade eintraf, behob den drückendsten Mangel im unionistischen Lager; nur Fleisch konnte den Truppen noch nicht verabfolgt werden. Jener obengenannte Stabsoffizier aß Pferdefleisch, aber das wagte man den Truppen nicht zuzumuten. Vielmehr ließ man trotz der kritischen Situation jene Infanteriebrigade zurückmarschieren, um anderes Fleisch und überhaupt mannig-

faltigere Verpflegung zu holen. Der Hunger machte die unionistischen Soldaten sofort aufsässig. An den Tornister, den sie auf den ersten Märschen weggeworfen hatten, gewöhnten sie sich allmählich, aber, so schildert General Buell die neue Denkart, wenn ein Kommando zu einem Marsch aufbrach, kümmerte sich jeder Soldat in erster Linie darum, wie sein Tornister gefüllt werden würde. Daß diese Truppen an die Qualität des Gebotenen ganz außerordentliche Ansprüche stellten, versteht sich bei der hoch gesteigerten nationalen Lebenshaltung von selbst.

Im Dezember 1862 überschritt in Virginien die Armee des Generals Burnside den Rappahannock bei der Stadt Fredericksburg, wo die Unionisten dann durch Lee eine schwere Niederlage erlitten. Vorher plünderten sie nach dem Zeugnis ihres eigenen Generals Darius Couch Fredericksburg gründlich aus. Couch suchte das zu verhindern, indem er Gendarmerie an die Brücken stellte, hatte aber damit keinen Erfolg.

Bei der Gegenpartei führte General Early die Niederlage, die die Konföderierten 1864 am Cedar-Bach im Shenandoah-Tal erlitten, nicht zum wenigsten darauf zurück, daß seine Truppen sich mit der Plünderung des feindlichen Lagers aufhielten, das ihm in der Frühe des Tages zu überfallen gelungen war.

Man sieht, daß das Idealbild, das Grant von den Kriegsfreiwilligen des Sezessionskrieges zeichnet, nach genauer Betrachtung dessen, was wirklich gewesen ist, viel von seinem Reiz verliert. Gewiß kam aus den kleinen Städten und vom Land viel wertvolles Soldatenmaterial zu den Unionisten; auch die Rekruten, die über die Landgrenze, aus Canada, eingewandert waren, wurden wegen ihrer Herkunft aus der Landwirtschaft im Unionsheer sehr geschätzt, und das gilt selbstverständlich auch von vielen deutschen Einwanderern, die sich anwerben ließen. Aber im Gegensatz zu Grant, der in den Herren der Union blos ein prinzipienbegeistertes Gesinnungskriegertum findet, konstatiert James Ford Rhodes in seinem Standard-Werk „History of the United Staates", ein großer Teil der Mannschaften seien reine Söldlinge gewesen. Bei dieser gemischten Zusammensetzung ist es kein Wunder, daß die Zahl der Individuen, die wegen Totschlags hingerichtet wurden, im Unionsheer recht groß war. Man muß hier mit dem Kapuziner in „Wallensteins Lager" sagen: „Aber wie soll man die Knechte loben, kömmt doch das Ärgernis von oben!" Im Offizierkorps und selbst in der Generalität saß der Revolver locker. Während der Schlacht bei Atlanta 1864 glaubte der Befehlshaber eines Korps in die Verfügungen eines seiner Divisionsgenerale eingreifen zu müssen. Dieser stellte nach dem Treffen seinen Vorgesetzten zur Rede, und das führte zu einem Feuergefecht zwischen den beiden, bei dem der Korpsführer schwer verwundet wurde. Der Fall kam vor das Kriegsgericht, aber die

Verhandlungen wurden hingezogen, bis der Friede eine allgemeine „Stimmung geschaffen hatte, die erlaubte, den Übeltäter frei zu sprechen".

Vor dem Weltkrieg hat ein englischer Oberstleutnant Henderson ein Werk über Stonewall Jackson geschrieben, das ebenso vorzüglich ist wie das Buch des englischen Generalstabschefs Maurice über Lee. In diesen Publikationen wird ein Vergleich zwischen deutschen Truppen und denen angelsächsischen Stammes gezogen. Der Sinn dieser Ausführungen, die an das oben erwähnte Urteil Grants über den moralischen Wert amerikanischer Milizen anklingen, läßt sich etwa folgendermaßen wiedergeben. Beide englischen Militärs stellen die Unvollkommenheit der amerikanischen Disziplin nicht in Abrede, ziehen sie aber trotzdem der preußisch-deutschen vor. Der deutsche Soldat habe „etwas Knechtisches", der amerikanische und überhaupt der angelsächsische sei ein freier Mann. Das wirke sich militärisch so aus, daß letzten Endes doch die Vorzüge der deutschen Disziplin kompensiert und überkompensiert würden. Solche Gedankengänge erklären sich nicht zum wenigsten aus dem Vorurteil zugunsten der Umgangsformen der eigenen Rasse. Uns berührt in dieser Hinsicht an den Truppen des amerikanischen Bürgerkrieges naturgemäß manches fremdartig. Ein konföderierter Offizier erzählt, er habe nach der siegreichen Schlacht am Bull-Run einem Sergeanten den Präsidenten Jefferson Davis gezeigt, der aus dem nicht weit entfernten Richmond mit der Bahn auf das Schlachtfeld gefahren war. Der Sergeant sprang auf den Präsidenten los, der übrigens auch General war, ergriff seine Hand, schüttelte sie und schrie: „Hurra!" Dann sagte er: „Herr Präsident, dies ist mein Hauptmann, ich möchte Sie ihm vorstellen."

Auf dem Vormarsch der Unionisten gegen Atlanta wurden in der Nähe der kleinen Stadt Resaca die weitausgedehnten Schützengräben ausgehoben, die diesen Feldzug, den von 1864, zu einer Neuerscheinung in der Geschichte der Kriegskunst machen. Der unionistische Feldherr Sherman saß bei den Schanzenden auf einem Baumstumpf und schlief. Vorbeimarschierende Truppen erkannten ihn und ein Mann im Glied ließ laut anzügliche Bemerkungen fallen, u. a.: „Da seht ihr, wie wir geführt werden!" Sherman war erwacht und hörte das. Anstatt den Soldaten einer Bestrafung zuzuführen oder auch nur seine Äußerung zu rügen, sagte er: „Halt! Lieber Mann, während Sie letzte Nacht geschlafen haben, habe ich für Sie gedacht, mein Herr" — denn mit „Mein Herr" wurde jeder Gemeine angeredet —, „und jetzt habe ich dafür ein Nickerchen gemacht."

Die beiden Geschichten können verschieden aufgefaßt werden. Die einen werden die schöne Menschlichkeit, die in dem Verkehr zwischen Offizieren und Mannschaften obwaltete, für einen Kitt des Heeres ansehen, die anderen werden den fehlenden sozialen Abstand zwischen Vorgesetzten und Untergebenen als militärisch sehr schädliche Verdunkelung des Autoritätsprinzips tadeln.

Jedenfalls aber war mit der gerühmten angelsächsischen Art der Disziplin ein Umfang der Desertionen verknüpft, der die Erfolgsaussichten der operierenden Feldherren vielfach aufs empfindlichste beeinträchtigt und den Krieg verlängert hat. Die Fahnenflucht vollzog sich größtenteils in der Gestalt der erschlichenen Urlaube. Der unionistische Feldherr Buell hatte im Juni 1862 in Tenessee fünf Infanteriedivisionen, deren Verpflegungsstärke mehr als 40000 Mann betragen haben dürfte. Hiervon waren unter mehr oder weniger durchsichtigen Vorwänden 14000 Offiziere und Soldaten abwesend, also über ein Drittel und „wenn sie einmal weg waren", sagt Buell, „konnte man sie nur schwer wiedererlangen". Bei den Konföderierten stand es manchmal noch schlimmer. Eine Division, die im Oktober 1862 unter Bragg die Schlacht von Perryville schlug, hatte in den Listen eine Stärke von 9000 Gemeinen. Davon waren aber nur 4700 zur Stelle, 4300 fehlten. Kurz vor Perryville marschierte Lee auf Washington. Als die Schlacht am Antietam-Bach bevorstand, schrieb er an Jefferson Davis, ein Drittel bis zur Hälfte seines Heeres sei von den Fahnen abgekommen. Wie Friedrich der Große den Feldzug von 1744, verlor Lee seinen Herbstfeldzug von 1862 weniger durch das feindliche Schwert als durch die Selbstauflösung seines Heeres. Viele Wehrpflichtige des Südens ließen sich in lokale Formationen aufnehmen, die „Miliz", „Heimwehr", „Reserve der Ältesten und Jüngsten" oder sonstwie hießen, aber allesamt insofern wesensgleich waren, als sie keinen militärischen Wert, sondern lediglich eine Lebensversicherung repräsentierten. Die erste Schlacht am Bull-Run zu Beginn des Krieges wurde von beiden Parteien mit Freiwilligen durchgefochten, die nur für drei Monate verpflichtet worden waren. Auf unionistischer Seite fingen die Kontrakte mit den verschiedenen Bataillonen vom 21. Juli 1862 an abzulaufen. Erst an diesem Tage kam der Feldherr Mc. Dowell infolge der Marschverluste seiner Infanterie, die ich oben schilderte, zu dem beabsichtigten Angriff. Schon hatte die Artillerie ihr Feuer eröffnet, da verließen zum Entsetzen Mc. Dowells eine Batterie aus New York und ein Bataillon Pennsylvanier die Front mit der Begründung, ihre Kontrakte seien abgelaufen. Flehentliche Bitten Mc. Dowells und des im Lager anwesenden Kriegsministers verhallten ungehört; die New Yorker und Pennsylvanier zogen ab.

Im weiteren Verlauf des Krieges sah man daher in Washington von Dreimonatsfreiwilligen ab und verpflichtete die Leute meistens für drei Jahre oder auch bis zum Eintritt des Friedens. Doch gab es immer noch eine Menge Bataillone, die sich nur für kürzere Zeit hatten anwerben lassen. Nach der Niederlage des Generals Hooker bei Chancellorsville, die einen sehr üblen Eindruck auf das Heer gemacht hatte, verlangten und erhielten volle 58 Bataillone ihre Entlassung.

In den drei ersten von den fünf Feldzügen des Sezessionskrieges beobachten wir immer wieder, daß die Pflanzeraristokratie des Südens bessere Führer stellte, als die Massen des Nordens, daß infolgedessen das konföderierte Heer trotz aller Gebrechen das unionistische an innerem Halt übertraf. Eiserne Charaktere wie Stonewall Jackson lehrten die konföderierten Truppen das Marschieren und das Entbehren. Im Herbstfeldzug von 1862, durch den die Konföderierten Kentucky von der Union loszureißen suchten, kam eine konföderierte Abteilung von 5600 Mann an den Feind nach einem Gewaltmarsch von drei Tagen und Nächten, durch fast wasserloses Gelände, so gut wie barfuß mit blutigen Füßen über steinige Straßen, ernährt nur mit Mais von den Feldern und mit Rindfleisch ohne Salz. Bei Richmond stießen diese 5600 Mann auf 6500 Unionisten und warfen sie zurück. Der unionistische General versuchte, die Truppen in einer starken Stellung noch einmal zu sammeln, doch wurden sie nach drei feindlichen Salven von einer Panik ergriffen und lösten sich auf, ihn mit seinem Stab allein lassend. Es waren allerdings ganz junge Truppen; die Dienstzeit der Leute überstieg nicht 10 bis 25 Tage.

Dem Gefecht von Richmond folgte auf diesem Kriegsschauplatz die Schlacht von Perryville. Auch sie zeigte die innere Unfertigkeit der unionistischen Einheiten, die man gegen die Invasion des Staates Kentucky eilig aufgeboten hatte. Eine Division löste sich, allerdings bei 20 v. H. blutiger Verluste, einfach auf. Ein Korpskommandeur hatte einer Brigade befohlen, zur Entlastung anderer bereits im Kampf stehender Truppen vorzugehen, „als ich entdeckte", so erzählt er, „daß sie noch nicht aufmarschiert und überhaupt zu wenig mit Taktik vertraut war, um die einfachsten Bewegungen rasch und verständig ausführen zu können".

Dieser Mangel an innerem Halt der unionistischen Aufgebote ist im Lauf des Krieges nie ganz überwunden worden. Als nach dem plötzlichen und unerwarteten Einbruch der Konföderierten in die unionistischen Biwaks am Cedar-Bach, im Herbst 1864, der Feldherr des überraschten Heeres, Sheridan, das Schlachtfeld übersah, erblickte er eine Reihe von Fahnenträgern, größtenteils Offiziere. Das war alles, was von einem seiner drei Korps, dem zuerst angegriffenen, noch an der Front war; den ganzen Rest der 14 Bataillone hatte gleichsam die Erde verschlungen. Von einem anderen Korps dieser Armee sagt dagegen sein Kommandeur, seine Haltung würde den besten regulären Truppen der Welt Ehre gemacht haben. Es fällt diesem praktisch erfahrenen Mann also gar nicht ein, wie manche Theoretiker in dem improvisierten Volksaufgebot die ideale Lösung zu suchen, vielmehr scheint ihm in den Leistungen regulärer Heere der Maßstab zu liegen, an dem der Wert einer Truppe gemessen werden muß.

Mangelhafte Schulung erklärt die von beiden Parteien erlittenen ungeheuren Verluste. Die Annalen des Sezessionskrieges sind mit so viel Blut geschrieben wie irgendwelche Blätter der Historie einschließlich derer, auf denen die Opfer des Weltkrieges verzeichnet stehen. Über den vorletzten Feldzug des ganzen Krieges, den von 1864, äußert sich der unionistische Feldherr Sherman in seinen Memoiren folgendermaßen: „Im sachlichen Sinn begann der Krieg erst jetzt. In der teuersten Schule auf Erden hatten unsere Leute die einfachste Lektion des Krieges gelernt. Nunmehr erst hatten wir Divisionen, Brigaden und Korps, die sachgemäß bewegt werden konnten, und erst von dieser Zeit an konnten wir Berufssoldaten mit Fug und Recht für verantwortlich erklärt werden."

Auf der Militärakademie von Westpoint lehrte man die Taktik der Franzosen, die damals noch in aller Welt für die besten Kenner des Krieges galten. Napoleon III. hatte nach der Schlacht bei Solferino eine Verfügung veröffentlicht, der zufolge die Bataillone abwechselnd in Linie und in Kolonne aufgestellt werden sollten. Die vielen Tirailleurs seien unnütz. Salvenfeuer der Linien, Bajonettangriff der Kolonnen, davon müsse man den Sieg erwarten. Stonewall Jackson bemerkte hierzu bei Ausbruch des Sezessionskrieges, ob Tirailleur- oder Salvenfeuer das wirksamere sei, scheine ihm von den Umständen abzuhängen: „Aber meine Meinung geht dahin, die beste Taktik ist, das Feuer zu sparen, bis der Feind nahe herankommt. Dann e i n e tödliche, wohlgezielte Salve und drauf mit dem Bajonett!"

Der konföderierte General empfahl also seinen Truppen die Fechtweise, die den Russen die Niederlage an der Alma und bei Inkerman zugezogen hatte, und durch die die Österreicher den Krieg von 1866 verlieren sollten. Eben derselbe General aber führte seine Infanterie zum Sieg. Dieser Widerspruch findet seine Lösung darin, daß sich ohne Rücksicht auf die überkommene französische Theorie ganz von selber eine eigene amerikanische Praxis des Infanteriegefechts entwickelte. Beide Parteien formierten die Schlachtordnung, so wie Napoleon III. das gelehrt hatte, teils in Linie, teils in Kolonne. Aber das Salvenfeuer einer sich über Stock und Stein vorwärts schiebenden Linie setzt eine intensive Friedensübung voraus. Die jungen Truppen Amerikas konnten sich der kunstvollen Linientaktik des Ancien Régime so wenig bedienen, wie das die Levée en masse der ersten französischen Republik vermocht hatte. Die französischen Republikaner waren deshalb zur Kolonnentaktik übergegangen, von der es unter dem Ancien Régime nur Anfänge gegeben hatte. Daß auch der Sezessionskrieg in den Formen der Kolonnentaktik durchgefochten werden würde, glaubte, wie wir gesehen haben, kein geringerer als Stonewall Jackson, ein praktisch wie theoretisch gleichermaßen geschulter Militär. Trotzdem kam es ganz anders. Die Kolonnentaktik hatte im Zeitalter Napoleons I. ihre Triumphe gefeiert auf dem

Gelände der europäischen Zivilisation, wo Felder, Wälder und Ortschaften mit einander wechseln. Die Schlachten des Sezessionskrieges aber wurden im Urwald geschlagen. Das sieht man schon an den Namen, die sie tragen. Drei große Schlachten heißen nach Bächen: Die beiden am Bull-Run und die am Bach Antietam. Eine vierte Schlacht heißt nach der Kirche Shiloh, einem rohen Holzverschlag, in dem sich aus weiter Entfernung die einzeln wohnenden Farmer der Umgegend zum sonntäglichen Gottesdienst versammelten. Dann wird eine große Aktion als „Schlacht in der Wildnis" bezeichnet. In der ersten Schlacht am Bull-Run rangen 60000 Mann um die drei Farmen eines gewissen Dogan, einer Witwe Henry und eines freigelassenen Negers Robinson. Abgesehen von den wenigen Feldern, die zu diesen Wirtschaften gehörten, war alles Gelände ringsumher Urwald. In der Schlacht der Sieben Tage waren etwa 140000 Mann engagiert. Die beiden blutigsten Tage dieser ausgedehnten Kampfhandlung sind als die Treffen am Bieberbau-Bach und bei der Mühle von Dr. Gaines in die Geschichte eingegangen.

In diesem dörferlosen Gelände, in dem schon ein Feld eine Oase war, wo es nur Wald mit dichtestem Unterholz gab, konnten Geschütze viel seltener mit Vorteil verwendet werden als in Europa. Nun gehört aber zur Kolonnentaktik eine Artillerie, die den Stoß vorbereitet. Und auch hiervon abgesehen, ließ sich in dem stark durchschnittenen, wegelosen Gelände der Neuen Welt meistens in Kolonne so wenig fechten, wie in Linie. Entgegen der taktischen Theorie, die die Tirailleurs für unnütz erklärte, und entgegen dem Willen der Führer löste sich gleich in den ersten Schlachten die ganze Infanterie beider Parteien in Schützenlinien auf.

Die Generale der Französischen Revolution wären niemals von der Linientaktik zur Kolonnentaktik übergegangen, wenn die Disziplinlosigkeit ihrer Truppen sie nicht dazu gezwungen hätte. Es gingen auch in der Tat mit den Linienformationen dem französischen Heer bedeutende taktische Werte verloren. Als sich dagegen unter Napoleon die Disziplin des französischen Heeres wieder festigte, erwies sich die Kolonnentaktik doch als eine Fechtweise von potenzierter Furchtbarkeit. Ebenso verhält es sich mit den Schützenschwärmen, die in der Neuen Welt in die Kriegsgeschichte eintreten, um dann in der alten nicht nur mit immer komplizierteren Feuerwaffen ausgestattet, sondern vor allem einer festen, sachkundigen Führung unterworfen zu werden.

Da die amerikanischen Schützenschwärme sehr geringen inneren Halt hatten und wenig angriffskräftig waren, ergab sich daraus mit einer gewissen Notwendigkeit die Anwendung der Feldbefestigung. Im Urwald konnte nicht nur Holz gefällt werden, sondern es lag auch in gewaltigen Mengen umher. Wo menschliche Ansiedlungen waren, griff man zu den Zäunen usw., und der Tele-

graph stellte das Material für die ersten Drahthindernisse der Kriegsgeschichte zur Verfügung. Ende 1863 verteidigte der Konföderierte Longstreet sich in dem Städtchen Knoxville in Tennessee gegen den Unionisten Burnside. Longstreet spannte alten Telegraphendraht, der sich in der Eisenbahnstation vorfand, über einen Abschnitt des Vorgeländes. Es war abgeholzter Fichtenwald, und der rostige Draht, der von Baumstumpf zum Baustumpf gespannt wurde, glich der bräunlichen Farbe des Bodens. Als die Unionisten stürmten, verursachte die Überraschung durch diese Abwehrwaffe, die sie noch nicht kannten, in ihren Reihen erhebliche Unordnung, und der Sturm wurde abgeschlagen.

Im übrigen blieb der Gebrauch des Drahtes Episode, aber das Holz diente in immer weiterem Umfang zur Verkleidung der Schützengräben. Allerdings ging dieser Prozeß nicht ohne starke Hemmungen vor sich. 1863 erlitt Hooker seine Niederlage bei Chancellorsville u. a. dadurch, daß sein rechtes Flügelkorps unter Siegel, der 1849 Führer der badischen Insurrektionsarmee gewesen war, sich nicht verschanzt hatte.

Im vierten der fünf Feldzüge des Sezessionskrieges, 1864, war aber den Unionisten das Schanzen in Fleisch und Blut übergegangen. Es wird von Truppenteilen dieses Heeres berichtet, daß sie sieben Tage kämpfend oder marschierend nicht zur Ruhe gekommen, aber dann noch die Nacht durch bis zum folgenden Mittag marschiert seien. Trotzdem hätten sie sich im Lager nicht dem Kaffeemachen und der Ruhe hingegeben, sondern erst habe jedes Regiment geschanzt. Allmählich war dies auch den konföderierten Soldaten zur Gewohnheit geworden. Damit war die Voraussetzung für eine Kriegskunst neuer Prägung gegeben, mit der 1864 die beiden Feldherren der Sezession Lee und Josef Johnston ihre Gegner überraschten. Lee führte damals Krieg mit 80000 Mann gegen 120000 Grants in Virginien, Johnston mit 70000 gegen 105000 Shermans in Georgien. Die neue Taktik bestand nun darin, daß die Konföderierten, wenn die unionistische Übermacht sie zu umfassen suchte, sich an der bedrohten Flanke während der Schlacht eingruben und die eigene Stellung in demselben Maße verlängerten, in dem der Feind seine Umgehung ausdehnte. Natürlich mußte sich auch dieser eingraben, und so reichten die Erdarbeiten in Virginien schließlich so weit, wie von Berlin nach Stettin, während die in Georgien sich über eine Strecke gleich der von Berlin nach Dessau ausdehnten. Indem die Truppen abwechselnd den Spaten und das Gewehr in die Hand nahmen, dauerte die Schlacht in Virginien sechs, in Georgien sogar zehn Wochen. Von einer Rückkehr zu dem Manöverkrieg des 18. Jahrhunderts mit seinen mäßigen Verlusten war dabei keine Rede, vielmehr wuchsen die Blutopfer, die schon vorher in diesem Krieg groß gewesen waren, noch weiter:

„Diese Feldbefestigungen", sagt Sherman, „sind eine Eigentümlichkeit Amerikas, obgleich ich überzeugt bin, daß sie auch von den Römern in Cäsars Tagen

in Gallien angewendet wurden. Truppen, die sich zur Schlacht bereitstellten, rückten vorwärts bis zu einem Punkt, wo sie das Gelände nach vorn hin gut übersahen. Hier setzten sie die Gewehre zusammen, sammelten Stämme, Stumpfe, Latten, alles, womit man eine Kugel auffangen konnte; häuften jene Gegenstände vor der Front auf, hoben dahinter einen Graben aus, warfen den Sand nach vorwärts und machten eine Brustwehr, hinter der sie so vollkommen gedeckt waren, wie hinter einer Mauer von Granit!"

So finden wir gewisse Erscheinungen, von denen wir glauben, daß erst der Weltkrieg sie hervorgebracht habe, bereits in den beiden Feldzügen von 1864 und sogar schon vorher vertreten. Die amerikanischen Massenaufgebote eröffneten, nachdem der Krieg selbst sie zu tüchtigen Soldaten erzogen hatte, der Taktik und Strategie neue Bahnen. Der Anstoß dazu geht dabei gerade von den Schwächen aus, die diese Aufgebote trotz aller Fortschritte niemals ganz überwanden: Der Unbeholfenheit im Gefecht und der Empfindlichkeit ihrer Flanken.

Dieser erfinderische Geist wohnte auch der Kavallerie inne. Auf amerikanischen wie auf europäischen Kriegsschauplätzen war die Mission der Schlachtenkavallerie, die noch bei Waterloo eine so große Rolle gespielt hatte, seit der Ausrüstung der Infanterie mit dem gezogenen Gewehr zu Ende. Gleichwohl hat in dem Krieg von 1870 sowohl die preußische als auch die französische Kavallerie noch mehrfach Attacken geritten, die die Infanterie für eine Zeitlang entlasteten. An geschlossene Attacken war nun freilich bei den unausgebildeten amerikanischen Reiteraufgeboten nicht zu denken. Während des ganzen Krieges sind von unionistischer Seite meines Wissens nur zwei Attacken geritten worden, einmal von einem Regiment und einmal von einer Brigade, aber in beiden Fällen handelt es sich um die zahlenmäßig verschwindende Kavallerie, die die Union ihrem stehenden Heer entnehmen konnte.

Auch ohne daß sie Attacken zu reiten vermochten, vollbrachten die Reitereien des Sezessionskrieges Leistungen, die in der Kriegsgeschichte Epoche machten. In dem öden Land der Konföderation, einem Kriegsschauplatz fünfmal so groß wie Frankreich, wurde die Fernaufklärung zuerst von der konföderierten, dann auch von der unionistischen Kavallerie zu einer Meisterschaft entwickelt, die sich in dichtbesiedelten Kulturländern wohl niemals wird erreichen lassen. Der Name Stuart genügt, um an den großen Zug jener Operationen zu erinnern, die weit in den Rücken des Gegners führten. Noch interessanter für uns ist aber wohl die erfolgreiche Tätigkeit, die die Kavallerie des Sezessionskrieges als berittene Infanterie entwickelte. Im Laufe des Krieges wurde nur eine einzige große Reiterschlacht geschlagen, an der von jeder Seite über 10000 Mann teilnahmen, aber sie kämpften in Verbindung mit reitender Artillerie teils zu

Fuß, teils zu Pferde mit dem Gewehr. An Schlachtenreiterei wurde in Amerika so wenig gedacht, daß es bei den Konföderierten ganze Kavalleriedivisionen gab, die überhaupt keine Säbel führten.

Im Herbst 1864, bei Winchester, brauchten beide Feldherren, der Unionist Sheridan und der Konföderierte Early, ihre letzten Infanteriereserven auf. Dann überflügelte die unionistische Reiterei die konföderierte Infanterie, saß ab und brachte im Fußgefecht die Entscheidung.

Die Konföderierten in Georgien wurden nach dem Ausscheiden Johnstons von General Hood befehligt, der nach dem Krieg schrieb: „Unsere Kavallerie bestand nicht aus eigentlichen Kavalleristen, sondern aus berittenen Schützen, die dazu ausgebildet waren, abzusitzen und den Vormarsch des Feindes zu hemmen." Die Reiterei seines Gegenspielers, des Generals Thomas, war in den gleichen Grundsätzen erzogen; zu attackieren vermochte auch sie nicht, aber Thomas stellte ihr eine höhere Aufgabe als die hinhaltende Defensive. Wie bei Winchester so entschied auch in der zweitägigen Schlacht bei Nashville, im Dezember 1864, die unionistische Kavallerie den Sieg. Die Frontalangriffe der unionistischen Infanterie auf Hoods Schützengräben scheiterten mit 25 v. H. blutigem Verlust. Die unionistische Infanterie grub sich darauf nahe der feindlichen Stellung ein — ein Bild wie aus dem Weltkrieg. Aber eigenartig amerikanisch ist, daß inzwischen nach einem zweitägigen Durchbruch durch das Unterholz des Urwaldes die abgesessene unionistische Reiterei den einen feindlichen Flügel umgangen hatte und ihn nun eindrückte, so daß Hoods Heer geschlagen wurde.

Während des Krieges von 1870 befand sich Sheridan im Gefolge Kaiser Wilhelm I. Er berichtete nach Hause, Neues habe ihn die Kriegskunst der Deutschen nicht gelehrt. Daß dieses Urteil oberflächlich war, beweist schon der Ausspruch des konföderierten Generals Daniel Hill: „Amerikanische Truppen können keine Flanken- und Rückenangriffe aushalten." Aber ebenso oberflächlich informierten sich die europäischen Militärs über den Sezessionskrieg, und als das Jahr 1914 kam, zogen sowohl die Deutschen als auch ihre Feinde ins Feld ohne mehr als flüchtige Kenntnis davon, daß sich schon ein halbes Jahrhundert früher in den Urwäldern der neuen Welt Formen der Kriegskunst ans Licht gerungen hatten, deren Studium für beide Parteien von größtem praktischen Nutzen gewesen wäre.

Das schweizerische Milizsystem

Von Hauptmann Ulrich Liß

I. Militärgeographische Lage der Schweiz

Die Schweiz ist als Besitzer zahlreicher Alpenpässe und der vom Genfer- zum Bodensee streichenden Senke das natürliche Verbindungsglied zwischen den großen Stromgebieten des Rheins im Norden, der oberitalienischen Tiefebene im Südosten, der Rhone im Südwesten. Aus dieser ihrer in den Alpen verankerten Mittellage geht ihre Bedeutung als Flankenraum für zwei der großen Kriegsschauplätze Europas, das Rheingebiet und die Poebene, hervor. Zuletzt trat dies in der napoleonischen Epoche während des Feldzuges von Marengo 1800 und beim Durchmarsch der Verbündeten von Süddeutschland auf Langres 1814 in Erscheinung.

Von dieser geographischen Lage und ihren Gefahren ausgehend hat die Schweiz in den Verträgen von 1815 bei den damaligen Großmächten die völkerrechtliche Anerkennung und die Garantie ihrer ewigen Neutralität und der Unverletzbarkeit ihres Besitzstandes erreicht. Die Neutralitätsakte der Schweiz vom 20. 11. 1815 ist damit ein Grundgesetz nicht nur für das eigene Land, sondern für das politische Leben ganz Europas geworden. Doch auch in diese Verhältnisse hat der Versailler Vertrag eingegriffen. Im Vertrag von 1815 war die Neutralität Hochsavoyens — des Raumes südlich des Genfer Sees —, bestimmt worden. Sie blieb auch bei dem Übergang Savoyens an Frankreich 1859 erhalten. Frankreich durfte in dieser Provinz keine Truppen unterhalten, die Schweiz hatte das Recht, Hochsavoyen zu besetzen, wenn Frankreich in einen Krieg verwickelt wäre. Art. 435, Abs. 1 des Versailler Vertrages hebt diese Bestimmungen auf, die Schweiz hat 1927 ihren Verzicht ratifiziert, an der S. W.-Ecke des Landes fehlt nunmehr diese 40 bis 50 km tiefe Schutzzone. Ferner ist die Schweiz in den Völkerbund eingetreten, was an sich eine Aufgabe ihrer Neutralität bedeutet haben würde. Nach langen und schwierigen Verhandlungen gestand der Völkerbundsrat am 13. 2. 1920 der Schweiz eine sogenannte „differenzierte Neutralität" zu. Sie muß sich an wirtschaftlichen Sanktionen beteiligen, jedoch nicht an militärischen, und ist nicht gehalten, den Durchzug fremder Truppen zu dulden.

Mit vollem Recht steht das Schweizer Volk auf dem Standpunkt, daß die Fernhaltung aus europäischen Konflikten, die Aufrechterhaltung des Friedens und der Neutralität in der Welt der praktischen Politik nur durch den eigenen Willen gesichert wird, die Unverletzlichkeit der Grenzen mit Gut und Blut zu verteidigen.

Auf diesem rein defensiven Willen ruht die bewaffnete Macht der Schweiz, auf diesen Zweck ist sie ihrer Organisation, ihrer Ausbildung, ihrer Bewaffnung nach zugeschnitten, in dieser Tendenz wird sie durch die Natur des Gebirgslandes noch wesentlich unterstützt.

Bei dem folgenden kurzen Überblick über das Schweizer Wehrwesen soll das für Schweizer Verhältnisse Charakteristische in folgende Abschnitte gegliedert werden:

1. Wehrverfassung,
2. Ausbildung,
3. Gliederung und Stärken,
4. Die Waffengattungen,
5. Bewaffnung und Ausrüstung,
6. Führerkorps,
7. Innerer Wert.

Die Schweizer Wehrverfassung beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht und dem reinen Milizsystem. Grundlegend ist die Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 und das Militärorganisations-Bundesgesetz vom 12. April 1907.

Die Wehrpflicht umfaßt:

a) die aktive Militärdienstpflicht,
eingeteilt in: Auszug vom 19.—32. Jahr,
Landwehr vom 33.—40. „
Landsturm vom 41.—48. „
Offiziere bis zum 52. Jahr;

b) die Militärsteuerpflicht im Falle der Dienstuntauglichkeit;

c) die Hilfsdienstpflicht Untauglicher im Kriegsfall.

Die aktive Dienstpflicht besteht aus:

1. der ersten Ausbildungszeit von 65—90 Tagen, und
2. den Wiederholungsübungen, 8 mal je 11 Tage.

Dazu kommen noch folgende Pflichten:

3. Die Instandhaltung der dauernd im eigenen Besitz befindlichen Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung und die Teilnahme an den jährlichen Inspektionen darüber,

4. die jährlichen pflichtmäßigen Schießübungen außerhalb des Dienstes bis zum 39. Lebensjahr,
5. die Verpflichtung, einen Dienstgrad zu bekleiden, den dafür vorgeschriebenen Dienst zu leisten und jedes angetragene Kommando zu übernehmen,
6. der „aktive Dienst" im Kriegsfall oder bei inneren Unruhen.

Die Militärsteuerpflicht dauert vom 20.—40. Lebensjahr. Die jährliche Steuer besteht aus einer Personaltaxe und einem Zuschlag vom Vermögen und vom Einkommen. Sie darf 3000 Franks pro Kopf und Jahr nicht überschreiten.

Die Hilfsdienstpflicht dauert vom 20. bis 48. Lebensjahr.

Die Wehrpflicht ist vorbildlich ausgenutzt, es entspricht den Grundsätzen des demokratischen Staatswesens, daß alle Bürger die gleichen Rechte und Pflichten haben, daß daher der Dienstuntaugliche im Frieden militärsteuerpflichtig, im Kriegsfall hilfsdienstpflichtig ist.

Wichtig für ein Milizsystem ist die Pflicht, jedes Kommando anzunehmen und den dafür vorgeschriebenen Dienst zu leisten. Das bedeutet vor allem für die Milizoffiziere eine außerordentliche Belastung.

Die Ausbildung der bewaffneten Macht der Schweiz gliedert sich in verschiedene Abschnitte, nämlich

a) den Vorunterricht,
b) die Rekrutenschule,
c) die Kaderschulen,
d) die Wiederholungskurse,
e) operative Übungen, Übungen der Stäbe, taktische Kurse, Kurse für Rückwärtiges,
f) die außendienstliche Ausbildung der Dienstpflichtigen.

Im Rahmen des Vorunterrichts finden statt:

1. während der obligatorischen Schulpflicht: „Turnunterricht";
2. nach Ablauf der obligatorischen Schulpflicht:
   a) „turnerischer Vorunterricht" in freiwilligen Kursen ohne Bewaffnung;
   b) „bewaffneter Vorunterricht" in freiwilligen Kursen;
   c) „Kurse für Jungschützen" in freiwilligen Schießvereinen;
   d) „Kadettenunterricht" an den Mittelschulen.

Der Unterricht nach Ablauf der Schulpflicht wird von Vereinen gehandhabt, die vom Bund unterstützt werden, der unentgeltlich Waffen, Munition und Ausrüstung liefert.

Die Ausbildung der Rekruten erfolgt in der Rekrutenschule, deren Dauer waffenweise verschieden ist. Sie dient gleichzeitig der praktischen Ausbildung der angehenden Einheitskommandanten und der Kadres der Einheiten als Führer und Erzieher. Jeder macht dort seine Lehrzeit durch, oben angefangen beim Kompagniekommandanten-Oberleutnant, der die Führung einer Einheit lernen soll — über die Leutnants, die Instruktion und Führung ihres Zuges lernen, die Unteroffiziere, die als Gruppenführer auszubilden sind, bis zu den Rekruten, aus denen Soldaten werden sollen.

Grundsatz ist, daß jeder Milizoffizier seine Truppe selbst ausbildet; die aktiven Offiziere des Instruktionskorps leiten die Milizoffiziere nur an und überwachen den Unterricht.

Der größte Teil der Schule ist der Einzelausbildung gewidmet.

Das jährliche Rekrutenkontingent beträgt rund 25000 Mann. Dem würden in Deutschland 400000 Mann entsprechen.

In den Kaderschulen findet die Ausbildung der Unteroffiziere, Offiziere und Spezialisten statt. Eingeteilt sind sie in Schulen und Kurse für die verschiedenen Waffengattungen und für den Generalstab. Hierher gehören auch die Zentralschulen für Subalternoffiziere und Hauptleute, die Schießschulen, Patrouillen- und taktischen Kurse.

Die Zentralschulen sind taktische Schulen für die Offiziere aller Waffengattungen.

Die Offizierschulen haben den künftigen Offizieren die nötigen Kenntnisse zu vermitteln und sie zu Führern zu erziehen.

In den Unteroffizierschulen begnügt man sich damit, Mustersoldaten heranzuziehen, die ohne weitere Erklärungen den Rekruten als Beispiel vor Augen gestellt werden können.

Die Wiederholungskurse gliedern sich in:

Detail-
Detachements-
Divisions-
Manöver-
} Wiederholungskurse

Detailkurse umfassen die Einheiten bis zum Infanterie-Regiment bzw. der Artillerie-Abteilung.

Detachementskurse sind Brigade- bzw. Artl.-Rgt.-Übungen.

Die Manöver sind Divisionsmanöver mit zugeteilten Heerestruppen.

Die 3 Arten der Wiederholungskurse wechseln bei den Divisionen des Heeres durch, so daß je 2 Divisionen jährlich Detailkurse (Regt.), Detachementskurse (Brig.) oder Div.-Kurse bzw. Manöver haben.

Auch die Stäbe, Festungsbesatzungen und Armeetruppen haben ihre Wiederholungskurse.

Auch für die Landwehr finden jährlich in geringem Umfang Detail-Wiederholungskurse statt.

Die Bundesversammlung ist berechtigt, bei einer Neuorganisation der Verbände, einer Neubewaffnung und dgl. besondere Kurse anzuordnen. Sie ist auch berechtigt, für einzelen Teile des Landsturms zu besonderen Zwecken Übungen in der Dauer von 1 bis 3 Tagen anzuordnen.

Nur für Offiziere finden operative Übungen, Stabsübungen, Kurse für Taktik und Rückwärtiges statt.

Von besonderer Bedeutung für das ganze Wehrsystem der Schweiz ist die außerdienstliche Weiterbildung. Hier ist zu erwähnen:

1. die außerdienstliche Schießpflicht.

Soldaten, Unteroffiziere und Subalternoffiziere der gewehrtragenden Truppengattungen des Auszugs und der Landwehr haben jährlich ihre außerdienstliche Schießpflicht in einem Schießverein der Wohngemeinde zu erfüllen, auch in den Jahren, in welchem der Wehrpflichtige ordentlichen oder außerordentlichen Militärdienst leistet (ausgenommen das Rekrutenjahr).

2. umfangreiche freiwillige Schießübungen aller Soldaten und Dienstgrade.

Im Jahre 1928 bestanden 4010 Schießvereine und 350 Pistolenschießvereine.

Bei der Infanterie haben z. B. im Jahre 1928 teilgenommen an obligatorischen Übungen 262000 Mann, an freiwilligen Übungen 200000 Mann.

3. Betätigung in zahlreichen militärischen Fachvereinen, wo neben Pflege der Kameradschaft ernste Ausbildung mit Vorträgen und Kriegsspiel getrieben wird. Am bekanntesten ist wohl die Allgemeine schweizerische Offiziergesellschaft mit ihren zahlreichen Ortsgruppen.

Alle diese Vereine werden vom Bund weitgehend unterstützt, sofern sie sich der Kontrolle und den aufgestellten Vorschriften unterziehen.

Was Gegenstand und Ergebnisse der Ausbildung betrifft, so ist darüber zu sagen, daß in der Schweiz aufmerksam sowohl die deutsche wie die französische Schule verfolgt und beobachtet wird. In der Praxis und den Gefechtsvorschriften neigt man dem deutschen Muster, insbesondere der F. und G. zu. Es liegt aber in der Natur der Sache und der kurzen Ausbildung, daß die taktischen Verfahren sich langsamer und schematischer abwickeln, als es im Sinn der deutschen Gefechtsvorschriften liegt. Im Vordergrund steht die Ausbildung zur Abwehr eines feindlichen Einfalls, womit aber nicht gesagt sein soll, daß der Angriff gar keine Berücksichtigung findet.

Von einer Friedensstärke im sonst üblichen Sinn kann man bei den Schweizer Verhältnissen nicht reden. Im Frieden sind lediglich etwa 250 Offiziere und das Verwaltungspersonal berufsmäßig tätig. Zeitweise sind bis zu 40000 Mann aufgeboten.

Die Kriegsstärke ist wie folgt zu veranschlagen:

Das sog. Feldheer (Auszug und Landwehr) ..... 300000 Mann,
Landsturm ..... 70000 „

Es stehen noch etwa 200000 Wehrfähige zur Verfügung, wovon die Hälfte ausgebildet ist. Die Zahl der 11000 Milizoffiziere ist in obigen Zahlen mit eingerechnet. Auf die Bevölkerungszahl des Deutschen Reichs übertragen, würden Feldheer und Landsturm einer Kriegsstärke von 6 Millionen Mann entsprechen.

Es gibt im Frieden keinen obersten militärischen Befehlshaber, sondern den Generalstabschef und die Waffenchefs (wir würden sagen Inspekteure) einander gleichgeordnet unmittelbar unter dem zivilen Chef des Militär-Departements.

Im Kriege wird „der General", sobald irgendeine kriegerische Verwicklung zu erwarten ist, von der Bundesversammlung gewählt. Zu ihm tritt der Chef des Generalstabes, der nach Anhörung des Generals durch den Bundesrat gewählt wird.

Daß diese Organisation eine sehr glückliche und reibungslose wäre, kann man allerdings nicht behaupten.

Das Feldheer gliedert sich bei Beginn eines Krieges in:

6 Inf.-Div. (je 3 Brig. mit zus. 18 Auszug- und 4 Landw.-Batln., 14—16 l. Batt.),
6 Landw.-Inf.-Brig.-Stäbe,
3 Kav.-Brig.
Armeetruppen (darunter 8 mot. schw. Art.-Regter. mit 43 schw. Batt.), die Festungsbesatzungen St. Gotthard und St. Maurice.

Die Stärke der reinen Gebirgstruppen beträgt dabei $^1/_3$, nämlich 6 Inf.-Brig. und 6 Geb.-Artl.-Abt. Es kann damit gerechnet werden, daß diese Gebirgs-Brigaden außerhalb ihres Divisionsverbandes selbständig auftreten werden. Ebenso werden die den Divisionen unterstellten Landwehr-Inf.-Regter. wohl bald den bei den Armeetruppen eingeteilten Landw.-Inf.-Brig.-Stäben unterstellt werden.

Die Organisation der Inf.-Div. ist infolge ihrer übermäßigen Stärke etwas schwerfällig. Die Kavallerie-Brigaden besitzen keine kriegsgliederungsmäßig unterstellte Artillerie. Eine Heeresreform im Sinne der Verkleinerung der Divisionen unter Erhöhung ihrer Gesamtzahl wird seit einiger Zeit vorbereitet.

Der Landsturm ist vor einigen Jahren völlig umorganisiert worden. Die neue Ordnung ist am 1. Januar 1930 in Kraft getreten.

Zwei Punkte sind dabei besonders bemerkenswert:

1. die Ausrüstung des Landsturms mit Maschinen-Gewehren, die bisher überhaupt fehlten. Jetzt zählt man 62 Mitrailleur-Kompagnien bei einem Gesamtstand von 70 Bataillonen.

2. die Aufnahme von Freiwilligen, die körperlich leistungsfähig sind und genügende Schießfertigkeit besitzen. Es werden also hierdurch nicht nur die Wehrmänner vom 41.—48. Lebensjahr erfaßt, sondern auch jüngere, vor allem ungediente Jahrgänge.

Der Hauptvorteil der neuen schweizerischen Landsturmordnung ist eine wesentliche Hebung der Kampfkraft und der zahlenmäßigen Stärken. Sie bedeutet eine wirksame Vorbereitung auf die mehr und mehr hervortretende Hauptaufgabe des Schweizer Landsturms — den Grenzschutz und die Deckung der Mobilmachung in hinhaltenden Kämpfen und im Kleinkrieg.

Einige Worte und Urteile über die einzelnen Waffengattungen dürften zum besseren Verständnis des Schweizer Heeres beitragen.

a) Die Infanterie besitzt sehr hohe Gefechtsstärken. Mit schweren Waffen ist sie nur schwach ausgerüstet, da es noch keine Minenwerfer und Infanterie-Geschütze gibt. Seit dem Jahre 1927 besitzt sie ein sehr gutes und leistungsfähiges l. MG., System Furrer, von dem die Inf.-Komp. 8 besitzt.

b) Die Kavallerie, durchweg auf Irländern beritten, ist nach Ersatz und Gesinnung eine Kerntruppe. Die Rittigkeit der Pferde entspricht bei der Kürze der Dienstzeit natürlich nicht den Anforderungen, die wir zu stellen gewöhnt sind.

Alle Kavalleristen sind verpflichtet, ständig ein diensttaugliches Reitpferd zu halten.

Von Interesse ist die Erfahrung, daß das Pferd überall da verwendbar ist, wo auch das Almvieh noch bewegungsfähig ist.

Jeder Zug hat 2 Schützen-, 1 l. MG. Beritt.

c) Die Artillerie ist zahlenmäßig im Vergleich mit den Stärken der Infanterie schwach und weist trotz des gebirgigen Geländes auffallend wenig Haubitzen auf. Das Hauptgeschütz ist eine modernisierte 7,5-cm-Krupp-Kanone 1904. Sie besitzt 3 Ladungen, Höchstschußweite normal 11 000 m, mit Sondergeschoß 12 000 m.

Die Armee-Artillerie ist größtenteils motorisiert.

Flak-Artillerie fehlt völlig.

Die Schweiz besitzt ein eigenes Schießverfahren, das den Forderungen starker Höhenunterschiede gut angepaßt ist.

Gemeinsame Übungen aller Waffen finden nur im Manöver statt.

d) Technische Truppen sind in ausreichendem Maße vorhanden, doch ist die Ausstattung mit Nachrichtengerät noch unzureichend. Das Militärkraftfahrwesen ist erst in der Entwicklung begriffen, die jedoch in einfachen und richtigen Bahnen läuft.

e) Die rein defensiv zugeschnittene Luftwaffe (es gibt nur Aufklärungs- und Jagdflugzeuge) hat hohen inneren Wert, steht zwar nicht der Zahl, wohl aber der Materialausstattung nach auf neuzeitlicher Höhe. Ihr jetziger Stand beträgt 150 Flugzeuge.

Es bestehen zur Zeit: 6 Jagdflieger-Kompagnien, 12 Flieger-Kompagnien.

Wie bei den einzelnen Waffengattungen schon ausgeführt, entspricht die Bewaffnung und die Ausstattung mit neuzeitlichen Kampfmitteln nicht überall modernen Grundsätzen.

Minenwerfer, Infanterie-Geschütze, Straßenpanzerwagen, Kampfwagen, Flak-Artillerie, Bombenflugzeuge kennt die Schweiz überhaupt nicht, wenn auch hier und da Versuche mit solchen Kampfmitteln stattfinden. Es fehlt aber zu ihrer Beschaffung wesentlich die finanzielle Kraft.

An Gasschutzmitteln besitzt die Schweiz das verbesserte amerikanische Modell 1918. Ausbildung mit der Maske kann infolge der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nur oberflächlich stattfinden.

Besonders erwähnenswert ist die für ein Milizheer charakteristische Erscheinung, daß jeder Mann seine gesamte persönliche Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung mit nach Hause nimmt und für ihre Instandhaltung voll verantwortlich ist. Nur in manchen Städten wird darin eine Ausnahme gemacht (Industriegebiet), wo auch die persönliche Ausrüstung des Mannes bei dem Truppenmaterial lagert.

Die Korpsausrüstung der Truppe, d. h. schwere Waffen, Fahrzeuge, Munition usw., lagert in Zeughäusern auf den sogenannten Korpssammelplätzen.

Das Offizierkorps teilt sich in

die Berufsoffiziere
und die Milizoffiziere.

Aktive Offiziere und aktive Unteroffiziere sind als Kadres nicht vorhanden. Lediglich die Divisions- und Armeekorpskommandanten, die Offiziere des Militärdepartements und des Instruktionskorps sind Berufssoldaten, meist ehemalige Milizoffiziere, die auf Grund ihrer militärischen Stellung ihren bürgerlichen Beruf aufgeben müssen. Der Berufsoffizier verdankt sein Ansehen in der Regel seiner früheren bürgerlichen Stellung. Die Stellung

der Instrukteure den Milizoffizieren gegenüber erfordert viel Selbstverleugnung und Takt. Das Instruktionskorps hat 250 Offiziere und entspricht damit im Verhältnis zur Volkszahl genau dem Offizierkorps des heutigen deutschen Reichsheeres.

Das Milizoffizierkorps steht auf beachtenswerter Höhe und ist mit den gebildeten Schichten des Volkes auf das engste verwachsen, es verkörpert eben diese Schicht. Es zeichnet sich durch großen Fleiß und Diensteifer aus, seine Hingabe ist mit vielen persönlichen Opfern verknüpft.

Allerdings wird in Taktik und Führungstechnik wegen der mangelnden Praxis vielfach schematisch und schwerfällig verfahren.

Die Schweiz hat rund 11 000 Milizoffiziere. Auf die deutsche Volkszahl übertragen sind das 170 000 Offiziere.

Bei den Unteroffizieren zeigen sich im kleinen neben großen Vorzügen die gleichen Mängel wie beim Offizierkorps.

Bei vorzüglichem Menschenmaterial sind Moral und Disziplin gut und werden mit Drill und scharfem Anpacken aufrechterhalten. Es zeigen sich aber auch im Schweizer Heer wehrfeindliche Bestrebungen der Sozialdemokratie, an denen Lehrerschaft und Geistlichkeit nicht unbeteiligt sind. Die Wehrleute zeigen großen Eifer, sind jedoch gegen Vorgesetzte sehr kritisch veranlagt.

Die Nationalitätenfrage hat trotz der Vielsprachigkeit keine Bedeutung. Jeder fühlt sich zuerst als Schweizer. Ihrer Ergänzung nach sind die 1. und 2. Division französischen, 1 Regiment der 5. Division italienischen, der Rest deutschen Stammes.

Die kriegswirtschaftliche Lage der Schweiz ist ungünstig. Das Land ist auf die Einfuhr von Rohstoffen, von Brotgetreide und Hafer angewiesen. Eine bescheidene Rüstungsindustrie mit Ausnahme der Geschützfertigung ist im Lande vorhanden.

Die Schweiz besitzt 2 Befestigungsgruppen, die aus der Zeit vor dem Kriege stammen:

Die Befestigungen von St. Gotthard, welche die dortigen Pässe sperren, und die Befestigungen von St. Maurice an der Rhone zwischen dem großen Rhoneknie und dem Genfer See, welche die Straße über den Gr. St. Bernhard sperren.

Die Befestigungen sind bestückt und im Frieden von Fortwächtern bewacht. Zu ihrer Besetzung im Kriege dienen die Festungs-Artillerie-Kompagnien 1—15.

Charakteristisch für Schweizer Verhältnisse ist der außerordentlich schnelle Verlauf der Mobilmachung, die auf territorialer Grundlage beruht und darauf aufgebaut ist, daß jeder Mann seine persönliche Ausrüstung und Bewaffnung und sein Pferd mitbringt.

Nach Bekanntwerden des Aufrufs sammeln sich die selbständig einrückenden Soldaten auf ihren Korpssammelplätzen, die Truppenausrüstung und Munition wird aus den Zeughäusern empfangen, und die Truppe ist zum Abmarsch bereit.

Aus dem Bericht eines kommandierten deutschen Offiziers geht hervor, daß ein Kavallerie-Regiment in $6^1/_2$ Stunden marschbereit war.

Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man annimmt, daß die Truppen des Feldheeres in 2 Tagen marschbereit sein können.

Die Eisenbahnlage genügt allen Anforderungen. Nach jeder Grenze stehen mindestens 3 leistungsfähige Eisenbahnstraßen zur Verfügung. So werden sich bei der Kleinheit des Landes und der guten Entwicklung des gesamten Verkehrswesens Aufmärsche schnell und reibungslos vollziehen.

Ein zusammenfassendes Gesamturteil über die Schweizer Armee hat sich auf folgende Eigenarten ihres Aufbaus zu gründen:

1. Die Verwendung der Armee ist infolge der völkerrechtlichen Lage nur im eigenen Lande vorgesehen.

2. Das jährliche Rekrutenkontingent schöpft die allgemeine Wehrpflicht aus innerpolitischen, ethischen und traditionellen Gründen restlos und streng aus.

3. Alle Verbände müssen immer kriegsbereit sein, also großer Heeresrahmen, in dem alle Verbände einmal jährlich mobil- und demobilmachen.

4. Ein solches personell verhältnismäßig starkes Milizheer eines kleinen Landes ist hinsichtlich seiner materiellen Ausstattung aus finanziellen Gründen beschränkt. Hinzu kommt die Schwierigkeit der Ausbildung von Spezialisten.

Die Hauptkennzeichen der reinen Miliz sind das Fehlen

1. eines Berufsführerkorps sowie
2. jeglichen ständigen Rahmens für die nur kurzfristig aufgebotenen Truppenteile und
3. kürzeste Ausbildung.

Es bedarf keines Beweises, daß das Milizsystem im Vergleich zum stehenden Heere die schwächere Heeresorganisation ist. Der moderne Krieg mit seinen hohen Anforderungen macht das Milizwesen fraglos noch weniger als früher geeignet, vollwertige Kämpfer auszubilden. Es ist jedoch falsch, die Miliz von vornherein zu unterschätzen. Sie gewinnt erst ihre volle Bedeutung durch die besonderen Verhältnisse, in denen sie zur Verwendung kommt. Die zur Festigung der Milizverbände verfügbare Zeit spielt hierbei eine erhebliche Rolle. Während das Berufsheer im Kriegsfalle durch die Ausfälle rein zahlenmäßig schnell an

Kampfwert verliert, gewinnt das Milizheer schon bei vorhandener kurzer Ausbildungszeit verhältnismäßig schnell an Wert.

Nach dem Kriege haben sich die militärischen Sachleute fast aller Länder mit der Erfassung der Masse der Bevölkerung durch das Milizsystem beschäftigt, wobei nicht allein parteipolitische, sondern ernsthafte finanzielle und bevölkerungspolitische Gründe maßgebend gewesen sind. Die Entwicklung der Heeresorganisation nach dem Kriege geht offenbar dahin, neben einem kleinen, vollwertig ausgebildeten stehenden Heere eine Milizarmee mit kurzfristiger Ausbildung zu halten. Das heißt also, eine Miliz nicht als einzige, selbständige Armee eines Staates, sondern als Ergänzungs- und Hilfstruppe für das stehende Heer. Durch die feste Anlehnung an eine ständige Truppe mit einer Berufsführerschaft, die den an und für sich lockeren Milizverbänden Ausbildungspersonal und Stämme liefert, sollen diese Milizen den unerläßlichen inneren Halt gewinnen.

Im schroffen Gegensatz zu diesen Hilfsmilizen steht als einziges Land mit einer selbständigen, reinen Miliz ohne den Vorteil der Anlehnung an ein eigenes stehendes Heer die Schweiz. Will man die Kriegsbrauchbarkeit der Schweizer Milizarmee bewerten, so darf man die besondere militärpolitische Lage, die geographischen Verhältnisse und vor allem die Tradition der schweizerischen Wehrhaftigkeit nicht übersehen. Auf diesen Grundlagen, die keineswegs jeder Staat hat, ruht die Schweizer Miliz. Auch in der Schweiz, der „demokratischsten aller Republiken", ist die Wehrverfassung auf gesunder, ziemlich autokratischer Basis aufgebaut; denn ohne Manneszucht ist auch die Miliz nicht lebensfähig. Manneszucht erfordert jedoch seelische und körperliche Fähigkeiten, die der Masse in einer selbständigen Miliz bei sehr kurzer Ausbildungszeit kaum anerzogen werden können. Und doch ist in der Schweizer Miliz Manneszucht reichlich vorhanden. Die Gründe hierfür liegen tiefer; im Schweizer Volk, einem im Kampf mit den Naturgewalten hart erzogenen Gebirgsvolk, ruhen bereits die Kräfte, die für die Manneszucht im Heere nötig sind. Die Manneszucht in der Schweizer Miliz ist nur das Spiegelbild des disziplinierten Volkes, das mit einem ausgesprochenen Pflichtgefühl für Staat und Volk beseelt ist. Seit Jahrhunderten an die Auffassung gewöhnt, daß die Wehrhaftigkeit des Schweizer Bürgers nicht nur eine Ehrenpflicht, sondern ein Ehrenrecht ist, ist diese traditionelle Einstellung des Volkes ein wichtiger Faktor im Wesen des Milizheeres geworden. Es sei nur daran erinnert, daß nach dem Kriege, als aus finanziellen Gründen die jährliche Rekrutenzahl vorübergehend herabgesetzt war, viele nicht eingezogene Schweizer Bürger die Erfüllung ihres Ehrenrechtes forderten. Ein Milizheer ist ferner nicht brauchbar, wenn seine Angehörigen ihre militärische Weiterbildung nicht freiwillig außerhalb des Dienstes fördern. Diese freiwillige Betätigung außerhalb des Dienstes ist im Schweizer Volk reichlich zu finden; hier herrscht ein frei-

williges Pflichtgefühl zur Landesverteidigung, das anderswo nur selten zu finden ist. Aber auch die gesetzliche Dienstpflicht fordert reichliche Opfer an Zeit und Anstrengungen.

Nur auf diesen Grundlagen und unter diesen Verhältnissen ist es möglich, daß sich die drei Schwächen der reinen Miliz

— das Fehlen des festen inneren Halts
— das beschränkte technische Können
— die Führerfrage

nicht gefahrdrohend auswirken. Diese Schwächen sind in der Schweiz klar erkannt, und man muß anerkennen, daß alles geschieht, was überhaupt möglich ist, um sie auszugleichen.

Das russische Wehrsystem

Von Generalleutnant a. D. Friedrich von Cochenhausen

A. Entwicklung

Wohl in keinem anderen europäischen Staate ist das Wehrsystem nach dem Kriege einer so grundlegenden Umwandlung unterzogen worden wie in Rußland. Sein langdienendes Friedensheer der Vorkriegszeit hatte sich durch die gewaltigen Verluste und Neuaufstellungen des Krieges ebenso wie bei uns allmählich zu einem mangelhaft ausgebildeten Rekrutenheer umgebildet, das nur noch in den höheren Dienststellen vom Bataillonskommandeur aufwärts von Berufsoffizieren geführt wurde. Nach dem Sturz des Zaren folgte bald die völlige Unterhöhlung der Manneszucht durch die Bolschewiken, der die schwächliche Kerenski-Regierung zum Opfer fiel. Und dann kam das völlige Chaos der nach Hause strömenden kriegsmüden Hunderttausenden.

Und doch erhob sich aus diesen Trümmern unter dem Druck der Gegenaktionen Denikins, Koltschaks und Judenitschs bald wieder ein starker Wille zur Selbstbehauptung und zur Verteidigung der neuen Errungenschaften des Proletariats. Aus dem 4jährigen Bürgerkrieg ging die Rote Armee siegreich hervor, ja sie zeigte in dem gleichzeitigen Krieg gegen Polen 1920 anfangs eine unerwartete Schwungkraft, die sie bis vor die Tore von Warschau führte. Freilich war der dann folgende Rückschlag um so katastrophaler und zeigte, daß die Wucht einer Idee allein für den kriegerischen Erfolg nicht ausreicht.

Diese 4jährigen erbitterten Kämpfe an allen Grenzen des Reichs wurden durchweg mit Improvisationen geführt. Wohl stellte sich eine große Zahl gedienter Soldaten zur Verfügung, wohl spannte man den im Lande verbliebenen Teil des alten Offizierkorps teilweise mit Gewalt in den neuen Heeresorganismus ein, aber die Masse des Heeres lernte den Krieg erst im Bürgerkriege selbst, kämpfte vielfach unter Führung von Leuten, die nicht Berufssoldaten waren. Die hierbei gemachten Erfahrungen widersprachen Vielem, was man in der Vorkriegszeit als unerschütterliche Wahrheiten anerkannt hatte. Namentlich war dies der Fall in Ausbildungsfragen. Man erkannte, daß trotz des 3—4 Jahre währenden aktiven Dienstes der alten Armee, trotz ihrer zahlreichen Reserve-Übungen es nicht gelungen war, einen brauchbaren modernen Einzelkämpfer

heranzubilden. Man zog daraus die Folgerung, daß nicht die Länge der aktiven Dienstzeit hierfür ausschlaggebend ist, sondern die Anwendung neuzeitlicher Ausbildungsgrundsätze und die volle Ausnutzung der Zeit. So kam man zu einer Verkürzung der aktiven Dienstzeit auf 2 Jahre. Aber die völlige Umstellung der Wirtschaftsformen, die den Neuaufbau von Industrie und Landwirtschaft notwendig machte, forderte gebieterisch alle irgendwie greifbaren Arbeitskräfte. Die großen Finanzschwierigkeiten, in die sich das neue Staatswesen versetzt sah, gestatteten zudem nicht die ständige Unterhaltung einer starken Friedensarmee mit der angegebenen langen Dienstzeit. Aber trotz all dieser unerhörten Schwierigkeiten hielt man unentwegt an dem Grundsatz der Allgemeinen Wehrpflicht fest. Sie bildete den ruhenden Pol bei allen Erwägungen, die zu der neuen Wehrform führten. Unter keinen Umständen wollte man auf den machtpolitischen Faktor verzichten, den eine gesunde, zahlreiche und sich stark vermehrende Bevölkerung einem Staatswesen in außenpolitischer Hinsicht verleiht.

B. Der derzeitige Stand

So entstand die neue Wehrform durch Abbau der Dauer der aktiven Dienstzeit bei $^2/_3$ des gesamten Heeres. Nur noch die Divisionen in den bedrohten Grenzbezirken, namentlich an der polnischen und ostasiatischen Grenze, sowie eine Anzahl schnell mobilisierbare Divisionen im Innern behielten die bisherige 2jährige Dienstzeit bei. Sie erhielten die Bezeichnung „Kadertruppen". Die übrigen Divisionen wurden in ihrer aktiven Dienstzeit wesentlich verkürzt, behielten aber ihr vollständiges Offizierkorps und länger dienendes Unteroffizierkorps als „dauernden Bestand" bei. Die Dienstzeit der Mannschaften (des sogenannten „Wechselbestandes") wurde auf eine Reihe von Jahren verteilt:

1. Jahr	2. Jahr	3. Jahr	4. Jahr	5. Jahr	Zusammen
3	1	2	1	1	8 Monate

Diese Zahlen gelten für Infanterie und Artillerie, bei den anderen Truppen ist die Dienstzeit etwas länger (Kavallerie 11, Flieger und Spezialtruppen 9 Monate). Diese Verbände mit abgekürzter Dienstzeit heißen „Territorial-Divisionen". Der Name rührt von ihrer Ergänzungsart her. Während die nahe der bedrohten Grenzen eng untergebrachten „Kader-Divisionen" sich naturgemäß nicht in ihrem eigenen Unterkunftsbezirk ergänzen können, sondern den Ersatz zum größten Teil anderswoher erhalten, ist die Organisation der Ersatzgestellung bei den Territorial-Divisionen bis herunter zu den kleinsten Einheiten eng mit ihrer Unterbringung räumlich verbunden.

Es mutet eigenartig an, hier ein Wehrsystem zu finden, das offenbar vom schweizerischen Vorbild stark beeinflußt worden ist. Denn die Kürze der aktiven

Dienstzeit und die regionale Ersatzgestellung sind die typischen Kennzeichen der Schweizer Miliz. Aber gar bald mußten die Schöpfer des Territorial-Systems erkennen, daß das Aufpfropfen fremder Gedanken auf das eigene Volkstum niemals die gleichen Ergebnisse zeitigt. In Rußland fehlte die Jahrhunderte alte Tradition, fehlte bei der Masse des Ersatzes der selbstbewußte kriegerische Sinn, fehlte der Unterbau der Jugendertüchtigung und der vortrefflichen Volksschule. Das trat bald deutlich in die Erscheinung. Noch sehr wohl entsinne ich mich, wie 1925 bei den großen Manövern bei Minsk die „Territorialen" im Gefecht und bei der Parade sehr unvorteilhaft gegen die „Kadertruppen" abstachen. Die äußere Haltung der Leute war nach einigen Regentagen beklagenswert, und auf dem Gefechtsfelde ballten sie sich um ihre Zugführer zusammen, weil diese offenbar die einzigen waren, die etwas von der Sache verstanden.

Aber diese ersten Mißerfolge schreckten die Führer der Roten Armee keineswegs ab. Man suchte vielmehr mit großer Energie und Folgerichtigkeit die vorhandenen Mängel abzustellen. Vor allem kam es darauf an, den „dauernden Bestand": Das Lehrpersonal auf ein höheres Niveau zu bringen. Das geschah durch zahlreiche Kurse für Kommandeure aller Dienstgrade. In diesen Lehrgängen wurden nicht nur ihre Kenntnisse auf taktischem Gebiet verbessert, sondern es wurden mit ihnen auch die abgekürzten Ausbildungspläne bis ins einzelne durchgesprochen. Verständnisvoll suchte man sich ferner die Erfahrungen der Pädagogen zunutze zu machen, um den stumpfen „Muschik" zu einem selbständig denkenden Menschen zu erziehen. Erfolge blieben hier nicht aus. Voll Stolz wies man schon 1928 darauf hin, daß man im militärischen Unterricht wesentlich mehr aus den Leuten herausbringe als in der Vorkriegszeit, in der sie alle Fragen entweder mit „Sluschajus!" („Zu Befehl!") oder mit „Nje mogu snatj!" („Das kann ich nicht wissen!") beantworteten. Unterstützt wurde dieses Bestreben noch durch die Bestimmung, daß die Analphabeten nicht den Territorial-, sondern den Kadertruppen überwiesen wurden. Das war gleichzeitig für die Bevölkerung ein deutlicher Wink, ihre Kinder regelmäßig zur Schule gehen zu lassen, damit sie später das hier Versäumte nicht während der 2jährigen Militärdienstzeit nachzuholen brauchten. Denn bei den Kadertruppen ist man in dieser Beziehung unerbittlich. Vom ersten Tage der Dienstzeit an findet hier für die Leute mit schlechter Schulbildung Elementarunterricht statt, und keiner wird zur Reserve entlassen, der nicht lesen und schreiben kann.

Trotzdem ist es klar, daß das in Jahrhunderten Versäumte nicht im Laufe weniger Jahre aufzuholen ist. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Russe die geistige Regsamkeit, Entschlußkraft und Arbeitsfreudigkeit aufbringt, die den mitteleuropäischen Menschen auszeichnet.

Besonders ungünstig mußte sich die Kürze der aktiven Dienstzeit bei den technischen Truppen auswirken. Das geringe Mehr an Dienstzeit, das man — wie erwähnt — für sie einführte, genügte kaum, um die Leute in den schwierigen Spezialdienst einzuführen. Man half dem aber durch eine besonders sorgfältige Auswahl des Ersatzes ab, indem man möglichst nur Leute in diese Truppenteile tat, die sich durch ihren Zivilberuf bereits eine gewisse Vorbildung erworben hatten. Der gleichzeitig erfolgende Neuaufbau der Industrie war diesem Streben förderlich. Trotzdem mußten hier die Mängel des Systems besonders kraß hervortreten.

Bei der Territorial-Kavallerie erscheinen die Besitzer geeigneter Pferde genau so wie in der Schweiz mit diesen zu den Übungen. Ebenso haben die Kollektiv-Wirtschaften ihre Angehörigen zur Territorial-Ausbildung mit Pferden zu entsenden. Den besten Kavallerieersatz stellen nach wie vor die Kosaken, weil ein großer Teil von ihnen bereits eine ausreichende Reitfertigkeit mitbringt. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß ihre Zahl durch den Bürgerkrieg und spätere gewaltsame Verschickungen stark zurückgegangen ist und sich sehr viele von der Viehzucht dem Ackerbau zugewendet haben. Dadurch haben sie manche gute militärische Eigenschaften, namentlich ihre Reitfertigkeit, verloren.

Sehr bald erkannte man, daß sich Einzelausbildung des Mannes und Verbandsausbildung in den 3 Monaten der aktiven Dienstzeit des 1. Jahres nicht schaffen ließen. Deshalb entschloß man sich, die Einzelausbildung in die Zeit vor dem Diensteintritt zu legen, d. h. das System durch eine Vorausbildung des einzelnen Mannes zu untermauern. Dazu begibt sich das Ausbildungspersonal der Territorial-Divisionen für die Zeit vom November bis Mitte Februar auf die sogenannten „Ausbildungspunkte". Im allgemeinen hat jede Kompanie einen solchen. Nur in sehr dünn bevölkerten Gegenden bildet die Kompanie zugweise an 3 verschiedenen „Ausbildungspunkten" aus. Die Wehrfähigen wurden dazu jedesmal für 5 Tage versammelt und untergebracht. Die Verpflegung mußten sie sich selbst mitbringen. Zur Bewältigung des gesamten 420 Ausbildungsstunden umfassenden Programms war anfangs eine 6malige Versammlung der Wehrfähigen verlangt worden, oder mit anderen Worten: Die Wehrfähigen mußten den ganzen Winter über immer abwechselnd eine Woche in der Ausbildung und $1^1/_2$ Woche zu Hause bei ihrer Arbeit sein. Das bedeutete natürlich eine recht erhebliche Belastung. Man beschränkte die Vorausbildung daher später auf je einen zusammenhängenden Lehrmonat im 20. und 21. Lebensjahre. Neuerdings hat man die Vorausbildung versuchsweise bei einem Teil der Territorialtruppen ganz in das 22. Lebensjahr gelegt, d. h. in das erste Jahr des aktiven Dienstes. Die Wehrfähigen erledigen in den Monaten

Januar und Februar ihre gesamte vormilitärische Ausbildung hintereinander weg und dienen dann vom Mai bis Juli ihre 3 Monate aktiv. Mit anderen Worten, man ist zu einer 5monatigen Ausbildung im ersten Dienstjahr gekommen. Es hat sich anscheinend die sehr zu beachtende Erfahrung herausgebildet, daß zahlreiche kurze Übungen mit Unterbrechungen ein geringeres Schlußergebnis zeitigen, als ihre zeitliche Zusammendrängung auf 2 Monate.

Am Schluß dieser Vorausbildung sollen die Leute in der Handhabung der Waffe soweit gefördert sein, daß sie als einigermaßen vollwertige Einzelkämpfer gelten können. Während der dann folgenden ersten 3 Monate der aktiven Dienstzeit findet in der Hauptsache Verbandsausbildung in der Gruppe und im Zuge statt. Schließlich werden im Monat September die Truppenteile durch Einberufung von 3 älteren Jahrgängen annähernd auf Kriegsstärke gebracht. Danach kann bei dieser Einteilung des Ausbildungsjahrs für eine planmäßige Schulung in der Kompanie und dem höheren Verband nur ein Monat verfügbar gemacht werden. Zwar sind in dieser Beziehung Rahmenübungen des „dauernden Bestandes" förderlich, die in den Monaten stattfinden, in denen kein „wechselnder Bestand" übt. Aber es ist ganz unmöglich, in einem Jahre mit der Volltruppe die Kompanie-, Bataillons-, Regiments- und Divisionsschule zu erledigen. Deshalb sollen die Divisionen nur alle 2—3 Jahre in diesem Verbande üben, sonst lediglich im kleineren Verbande bis zum Regiment. In der Unmöglichkeit einer gründlichen, planmäßigen Schulung der höheren Einheiten liegt demnach eine ausgesprochene Schwäche des ganzen Systems. Die Führer aller Grade haben nur selten Gelegenheit, im größeren Verband und mit den anderen Waffen gemeinsam zu üben. Aus diesem Grunde müssen die Territorial-Divisionen in bezug auf Führungstechnik und Zusammenwirken der Waffen hinter den Kader-Divisionen zurückstehen.

Es ist demnach begreiflich, daß man bestrebt ist, dem „dauernden Bestand" der Territorial-Divisionen eine Reihe von Nebenaufgaben abzunehmen, um ihm die Möglichkeit zu geben, sich mit aller Kraft der Verbandsausbildung zu widmen. Zu diesen Aufgaben gehört in erster Linie die Heranbildung von Unterführern.

So hat man für die Schüler der Hochschulen eine Sonderausbildung eingerichtet, die als aktiver Militärdienst gilt. Sie umfaßt einen theoretischen Kursus von 430 bis 580 Stunden (je nach Waffengattung) und 3—4monatige Übungen bei der Truppe. Die Gesamtdauer der Studienzeit verlängert sich dadurch um 4 bis 6 Monate. Der theoretische Kursus ist pflichtmäßig für alle Studierenden, gleichgültig, ob sie diensttauglich sind oder nicht. Er bezweckt in erster Linie wehrpolitische Erziehung, die im Kriegsfalle ein harmonisches Zusammenarbeiten aller zivilen Stellen mit den Militärbehörden vorbereiten soll.

Zu den praktischen Übungen, die meist bei den Kadertruppen getätigt werden, werden nur die Tauglichen herangezogen. Am Schluß der Ausbildung wird eine Prüfung abgelegt, nach deren Bestehen die Studierenden in den mittleren Führerbestand der Reserve überführt werden. Die Schüler, welche 9klassige Schulen besucht haben, dienen ein volles Jahr bei den Kadertruppen und legen am Schluß die gleiche Prüfung ab, wie die Studierenden der Hochschulen.

Es entsteht nun die Frage, inwieweit die bestehenden Kader- und Territorial-Divisionen imstande sind, die jährlich anlaufende enorme Rekrutenquote von 800 000 Mann militärisch auszubilden. Die nachstehende Berechnung zeigt, daß diese Verbände keineswegs dazu ausreichen.

Die Kadertruppen nehmen alljährlich 280 000 Rekruten auf, die Territorialtruppen nur 240 000. Das ist deshalb auffallend, weil sie, wie schon erwähnt, etwa doppelt so viele Einheiten umfassen als die zuerst genannten. Es scheint aber, daß mit dem vorhandenen Ausbildungspersonal der Territorial-Divisionen nicht mehr zu schaffen ist. Wie dem auch sei, es bleiben rund 280 000 Rekruten alljährlich übrig. Sie sollen eine „Ausbildung außerhalb der Truppe" erfahren. Bestimmungsgemäß sollten diese Leute in den 5 Jahren, in denen ihre Altersgenossen dem aktiven Dienstverhältnis angehören (22. bis 26. Lebensjahr) insgesamt 6 Monate in einer Reihe kürzerer Übungen Dienst tun. Aber es fehlte fast überall an geeignetem Ausbildungspersonal, und deshalb stand diese gesetzliche Bestimmung zum größten Teil auf dem Papier.

Diesem Mangel soll nun neuerdings die „Ossoaviachim", zu deutsch „Gesellschaft zur Förderung der Landesverteidigung, des Flug- und Gaswesens", abhelfen. Es ist eine zivile Wehrorganisation, an deren Spitze das Mitglied des Revolutionären Kriegsrates R. P. Eidemann steht. Zweck dieser Gesellschaft war ursprünglich, das Interesse der Bevölkerung am Luft- und Gaskrieg durch eine lebhafte Propaganda zu wecken und durch private Sammlungen die Luft- und chemische Rüstung zu vervollständigen. Die Zahl ihrer Mitglieder ist in den 6 Jahren von 1926 bis 1932 von 2 000 000 auf 12 000 000 angewachsen. Neuerdings hat die Gesellschaft ihren Wirkungskreis wesentlich erweitert und den Schwerpunkt auf die rein militärische Ausbildung gelegt. Überall werden Ausbildungszirkel für alle Waffen eingerichtet. Ziel ist die vollständige Ausbildung des Einzelkämpfers und des Spezialisten. Das geht also noch über das hinaus, was in der vordienstlichen Ausbildung durch die Territorialtruppe angestrebt wurde. Abendkurse und Ausflüge an freien Tagen wechseln miteinander. Neuerdings richtet die Ossoaviachim aber an vielen Stellen bereits eigene Lager ein, in denen Übungen von längerer Dauer abgehalten werden. Lehrer sind Reserveoffiziere, die von der Gesellschaft privat für diesen Dienst verpflichtet werden.

Bemerkenswert ist, daß die Ausbildung in 3 Stufen stattfindet, in denen die Wehrfähigen nach ihren Leistungen gegliedert sind. Dadurch wird bereits der Auswahl der späteren Unterführer vorgearbeitet. Ja, man hat stellenweise sogar bereits mit der Verbandsausbildung begonnen, denn 1932 beteiligten sich eigene Einheiten der Ossoaviachim (Bataillone, Eskadrons, Batterien) an den Manövern. Diese Art der Ausbildung fällt wohl aber aus dem eigentlichen Rahmen der Gesellschaft heraus und scheint vornehmlich propagandistischen Zwecken gedient zu haben.

Der Schwerpunkt der Tätigkeit der Ossoaviachim wird in Zukunft wohl auf der Einzelausbildung der gewaltigen Masse der Wehrfähigen liegen müssen, die von den Kader- und Territorialverbänden nicht aufgenommen werden können. Als Anreiz zur freiwilligen Teilnahme an den Übungen hat man bereits die Bestimmung getroffen, daß die Ausbildung außerhalb der Truppe, die, wie wir wissen, im ganzen 6 Monate in 5 Jahren betragen soll, bei erfolgreicher Ablegung der beiden ersten Stufen um 2 Monate, bei Teilnahme an der 3. Stufe sogar um 4 Monate gekürzt werden kann.

Von entscheidender Bedeutung dafür, ob die Gesellschaft in der Lage sein wird, diese gewaltige Aufgabe zu lösen, wird natürlich die Frage sein, ob es gelingen wird, genügend Lehrpersonal heranzubilden. Es sind daher bereits seit 3 Jahren besondere Kurse hierfür eingerichtet worden. Jeder junge Mann, der in den Unterstufen die Befähigung zum Unterführer erhält, wird bereits im folgenden Jahre als Lehrer verwendet. Das erscheint reichlich früh. Die Armee hat der Ossoaviachim in diesem Frühjahr außerdem dadurch geholfen, daß sie 8000 aus ihr entlassene Unteroffiziere und jüngere Offiziere als Ausbildungspersonal der Gesellschaft überwies.

Das Streben geht weiter dahin, die gesamte Vorausbildung der Territorialverbände vor dem Diensteintritt der Ossoaviachim zu übertragen. Dadurch würde die Truppe ganz außerordentlich entlastet. Sie könnte wesentlich mehr Rekruten ausbilden (vielleicht 2 Raten jährlich) und hätte erheblich mehr Zeit, sich mit der Verbandsausbildung zu befassen.

Nachstehend sollen nun noch eine Reihe von Nebenaufgaben Erwähnung finden, die die Ossoaviachim zur Entlastung der Truppe übernommen hat.

1. Sie hat zur Fortbildung der Reserve-Offiziere bisher 72 Kriegsschulen in allen größeren Städten eingerichtet. Die hier abgehaltenen Kurse dauern je nach der Waffengattung 3—6 Monate. Es besteht die Absicht, die Reserve-Offiziere mindestens alle 2 Jahre einmal an diesen Lehrgängen teilnehmen zu lassen.

2. Sie unterhält ferner 21 Fliegerschulen, deren bedeutendste sich in Tuschino bei Moskau befindet. In ihnen werden Piloten für die Zivilluftflotte in 7monatigen Kursen ausgebildet. Daneben bestehen Kurse für Flugmecha-

niker und von sonstigen Flugspezialisten. Auch die zahlreichen Aeroklubs, die sich in größeren Städten befinden und hauptsächlich Propaganda für die Luftflotte betreiben, bilden Flugschüler in kürzeren Lehrgängen aus. Mit der Segelfliegerei hat man allenthalben begonnen. Zur Zeit soll es bereits 2000 ausgebildete Piloten geben.

3. Sie bildet die Bevölkerung im Luftschutz aus. Zu diesem Zwecke werden in 2—3monatigen Lehrgängen besondere Einheits-Luftschutz-Kommandos geschult, die im Ernstfall den Warn-, Entgasungs-, Feuerlösch- und Sanitätsdienst zu übernehmen haben. Zur Spezialausbildung im chemischen Dienst wurden 1932 weitere 5 Lehrgänge von je 2 Monaten eröffnet. Außerdem sind über das gesamte Gebiet der Sowjet-Republik eine große Zahl von „chemischen Ausbildungspunkten" verteilt, die den Ersatz für die chemischen Truppen heranbilden und die Bevölkerung aufklären sollen.

4. Die Ossoaviachim fördert weiter das sportliche Training, aber nur insoweit, als es der Armee unmittelbar zugute kommt. In den pferdereichen Gegenden, namentlich im Süden, sind über 600 Reitschulen eingerichtet worden, um damit die stark vernachlässigte Reitfertigkeit der Kosakenjugend wieder zu verbessern.

5. Schließlich betreibt die Ossoaviachim in großem Stile Wehrpropaganda und bedient sich dazu vielfach recht origineller Mittel. So hat sie in fast 300 Orten „Häuser der Verteidigung" eingerichtet, kleine Armeemuseen, in denen Waffen und Ausrüstungsstücke gezeigt werden und die Rote Armee in Wort und Bild verherrlicht wird. In diesen Häusern wird auch für die sogenannten „Hektare der Verteidigung" geworben. Die Erträgnisse dieser Hektare sollen der Wehrmacht zugute kommen. Im übrigen werden abgestufte Mitgliederbeiträge in Höhe von 10 Rubel bis 20 Kopeken jährlich erhoben. Es werden Lotterien veranstaltet, deren Reinerträge sich von 1927 bis 1931 von 2 auf 6—7 Millionen Rubel steigerten. Staat und Kommunen geben zur Ossoaviachim ständige Beiträge, die sich 1932 im ganzen auf 57 Millionen Rubel beliefen. Aus Überschüssen und angeblich freiwilligen größeren Geldspenden werden Geschenke für die Wehrmacht (Flugzeuge, Tanks, Panzerwagen, Lastkraftwagen) beschafft und an militärischen Festtagen in feierlicher Weise ihren Vertretern übergeben. Auf diese Weise wurden z. B. in der Zeit von 1927—1931 380 Militärflugzeuge der Armee zum Geschenk gemacht. Derartige Veranstaltungen sind sicherlich sehr geeignet, das Ansehen der Gesellschaft in der Bevölkerung zu heben und neue Mitglieder zu werben. Im übrigen sorgt die weitverzweigte Presse der Ossoaviachim für lebendige Verbreitung ihrer Gedanken.

Ähnlichen Zwecken wie die eben gekennzeichnete Gesellschaft dient in kleinerem Umfange die Awtodor (Gesellschaft zur Unterstützung der Ent-

wicklung des Kraftfahrwesens und zur Verbesserung des Wegenetzes der Sowjet-Union). Sie hat etwa 2 000 000 Mitglieder. Im einzelnen befaßt sie sich mit folgenden Aufgaben:

a) Aufstellung freiwilliger Kraftrad-Abteilungen und Lastkraftwagenkolonnen. Derartige Einheiten gab es 1932 bereits in 5 Städten.
b) Geschenkweise Belieferung der Armee mit Kraftfahrzeugen.
c) Beteiligung am Bau von Autostraßen, vorzugsweise im westlichen Grenzgebiet.
d) Ausbildung des technischen Personals für Kampfwagen und Lastkraftwagen der Armee. Dafür sind 13 Spezialschulen und 32 Vorschulen eingerichtet worden mit einer Schülerzahl von 36 000 Mann im Jahre 1932. Hier wird die vor der aktiven Dienstzeit liegende Spezialistenausbildung der Kraftfahrer in gründlicher und sachgemäßer Weise durchgeführt.
e) Errichtung von Tank- und Reparaturwerkstätten im ganzen Gebiete der Sowjetunion unter besonderer Bevorzugung des westlichen Grenzgebiets.

So bietet die Wehrorganisation der Roten Armee z. Z. ein keineswegs einheitliches, sondern vielgestaltiges Bild, das sich aus ihrer Entwicklung allmählich herausgestaltet hat und seinen besonderen Stempel durch die dauernd sehr schwierige Finanzlage des Reichs aufgedrückt erhielt. Nachstehende Übersicht (Seite 70) soll das Wehrsystem noch einmal als Ganzes veranschaulichen.

C. Betrachtungen

Vergleicht man das neue russische Wehrsystem mit dem der Vorkriegszeit, so muß man sagen, die Reformatoren des Revolutionären Kriegsrats haben trotz vieler neuer Ideen sich an den früheren Gesamtaufbau im großen angelehnt. Die Wehrpflicht beginnt ein Jahr früher und endet 3 Jahre früher. So kommt es, daß 2 Jahrgänge — die ältesten vom 41.—43. Lebensjahre — jetzt nicht mehr erfaßt werden, was bei der großen Menge des zur Verfügung stehenden Menschenmaterials kaum als Nachteil zu buchen ist. Die Länge der aktiven Dienstzeit hat man gegenüber der Vorkriegszeit wesentlich gekürzt und sucht diesen durch die wirtschaftliche Not bedingten Nachteil durch die Vorausbildung im 20. und 21. Lebensjahr auszugleichen. Bisher ist dies, wie wir gesehen haben, noch nicht gelungen. Vielleicht wird die großzügige Tätigkeit der Ossoaviachim hier bessernd wirken. Sie wird wohl aber kaum etwas Wesentliches an der Tatsache ändern, daß eine 8—11monatige Dienstzeit innerhalb 5 Jahren, wie sie jetzt bei den $^2/_3$ des Heeres umfassenden Territorialtruppen besteht, zu kurz ist. Stellt man das geringe Bildungsniveau der Masse der Bevölkerung, die Schwerfälligkeit des russischen Volkscharakters und das an Zahl geringe länger dienende Aus-

Zahl der Jahrgänge	2	5	14	
Lebensalter	20., 21.	22., 23., 24., 25., 26.	27., 28., 29., 30., 31., 32., 33., 34.	35., 36., 37., 38., 39., 40.
Kader-Truppen	Vorausbildung 2 Monate	Aktiv 2 Jahre	Reserve 3 Monate	
			1. Kategorie	2. Kategorie
Territorial-Truppen	Vorausbildung 2 Monate	Aktiv 8—11 Monate	Reserve 3 Monate	
			1. Kategorie	2. Kategorie
Ausbildung außerhalb der Truppe	Vorausbildung 2 Monate	Aktiv 6 Monate	Reserve 3 Monate	
			1. Kategorie	2. Kategorie
Rückwärtiger Landsturm		Bis zu 3 Jahren		

Erläuterung:

a) Die unterstrichenen Zeiträume sind die der tatsächlichen Ausbildung (Dienstzeit und Übungen).

▒ Wird in Zukunft wohl ganz von der Ossoaviachim übernommen.

||||| Arbeitsdienstpflicht der Nichtwerktätigen.

bildungspersonal in Rechnung, so möchte man bezweifeln, ob es möglich ist, auf diesem Wege Verbände zu schaffen, die in jeder Kampfform dasjenige Maß von Selbsttätigkeit und Beweglichkeit aufbringen werden, die der neuzeitliche Krieg verlangt. Zweifellos sind die Ausbildungsmethoden auch in Rußland wesentlich verbessert worden. Auf das Parademäßige wird nicht mehr soviel Zeit verwendet als vor dem Kriege. Dem steht aber die wachsende Vielseitigkeit der Ausbildung infolge Einführung der neuzeitlichen Kampfmittel gegenüber. Am einfachsten liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung noch bei der Infanterie. Aber auch hier haben Kampfwagen-, Flieger- und Gasabwehr neue Gebiete eröffnet, die eine gewisse Ausbildungszeit erfordern. Bei der Kavallerie braucht man nach einem alten Erfahrungssatz ein gewisses Maß von aktiver

Dienstzeit, um einen Mann zu einem sicher im Verband sich bewegenden Reiter und durchgebildeten Schützen zu machen. Und auch bei den technischen Truppen ist es mit der Einzelausbildung von Spezialisten — wie sie jetzt die privaten Organisationen kräftig in Angriff genommen haben — allein nicht getan. Die Verbandsausbildung erfordert, wenn sie den Erfordernissen des Ernstfalls Rechnung trägt, erhebliche Zeit. Mir scheint es, daß die Zerteilung der 8—11 Monate Dienstzeit in 5 durch je fast ein Jahr getrennte Übungen den Nachteil in sich birgt, daß keine genügend feste Grundlage geschaffen wird und daß sich vor allem das Gefühl für Disziplin, soldatischen Geist und Zusammenhalt in der Truppe nicht genügend bilden kann. Vielleicht würde eine halbjährige zusammenhängende Dienstzeit mit späteren 14tägigen Wiederholungsübungen bessere Ergebnisse erzielen.

Die Weiterbildung der Reserve wird gegenüber der Vorkriegszeit intensiver betrieben. Wenn auch die Gesamtübungsdauer (3 Monate) etwa die gleiche ist wie früher, so geschieht doch wesentlich mehr für die Sonderausbildung des Offizierkorps an den Hochschulen und durch die Ossoaviachim. Es ist ja durchaus verständlich, daß Verbände mit kurzer aktiver Dienstzeit häufige Reserveübungen brauchen. Aber die Erfahrung mit den zahlreichen Neuaufstellungen des Winters 1915/16 zeigte, daß häufige Reserveübungen der Mannschaften — wie sie auch im alten Rußland stattfanden — allein nicht genügen, um verwendungsbereite Reserveverbände zu schaffen. Damals machte sich vielmehr das Fehlen eines gründlich vorgebildeten, zahlreichen Reserve-Offizierkorps sehr nachteilig geltend. Die oberflächlich ausgebildeten Studenten vermochten das an sich tüchtige und genügend geübte Mannschaftsmaterial nicht zu beweglichen, kampfkräftigen Verbänden zusammenzuschweißen.

Der auch in der Vorkriegszeit beträchtliche Teil der Wehrfähigen, der nicht aktiv zu dienen brauchte, ist nach der neuen Wehrverfassung wesentlich größer geworden. Das ist zweifellos ein schwerwiegender Nachteil des ganzen Systems. Früher wurden diese Überzähligen der „Reichswehr" überwiesen, einer Art ungedienten Landsturms, der zur oberflächlichen militärischen Ausbildung 2 Übungen von 4wöchentlicher Dauer ableisten sollte. Die „Reichswehr"-Verbände, die im Weltkriege sehr bald aufgestellt wurden, haben ihren geringen militärischen Wert deutlich bewiesen. Es ist daher nur zu verständlich, daß man jetzt alles daransetzt, die Ausbildung dieser alljährlich neu anlaufenden Rekrutenmasse, die vom Heere nicht bewältigt werden kann, auf andere Weise durchzuführen. Der hier beschrittene Weg über Ossoaviachim und Awtodor ist originell und bricht mit jeder früheren Tradition. Er macht sich den auch im Schweizer Milizsystem seit langem verankerten Gedanken zu eigen, die private Mitarbeit von Offiziersgesellschaften, Schützenvereinen, Sportverbänden für die Landesverteidigung nutzbar

zu machen. Damit wird ein Teil der finanziellen Lasten vom Staate auf diese Gesellschaften abgewälzt. Sie können die erforderlichen Geldopfer leichter aus der Bevölkerung herausholen als der Steuerbeamte, weil sie mit propagandistischen Mitteln arbeiten und dadurch die mehr oder weniger tatsächliche Freiwilligkeit der Leistung erreichen. Das Verfahren bietet ferner den nicht zu unterschätzenden Vorteil, die Armee in der Bevölkerung mehr und mehr populär zu machen. Dabei wahren sich die militärischen Zentralstellen dadurch ihren richtunggebenden Einfluß, daß sie selbst namhafte Beiträge in die Kassen der Verbände fließen lassen. Macht, was zu erwarten ist, die Arbeit der Osoaviachim und der Awtodor weiter solch bemerkenswerte Fortschritte, wie in den letzten 3 Jahren, so ist zu erwarten, daß der bisher ungeübte Teil des Rekrutenjahrgangs eine Ausbildung erfährt, die derjenigen in den Territorialverbänden zwar nicht gleichkommt, aber gegenüber der Vorkriegszeit einen großen Fortschritt bedeuten wird. Daneben werden die genannten Gesellschaften durch die vormilitärische Ausbildung, die sie betreiben, den Unterbau des stehenden Heeres verbessern und ihm mehr Zeit für seine Verbandsausbildung schaffen.

Es bleibt zum Schluß noch die Einrichtung des „Rückwärtigen Landsturms" zu besprechen, die sich mit keiner westeuropäischen vergleichen läßt. Denn in ihr betätigen sich die Parias des Volkes, „die Nichtwerktätigen", die Angehörigen und Nachkommen der früheren Bourgeoisie, denen man nicht zutraut, daß sie freiwillig ihr Leben für den Sowjetstaat zum Opfer bringen möchten. Sie leisten ihre aktive Dienstpflicht im Arbeitsdienst ab und machen sich daher bereits im Frieden für wirtschaftliche Zwecke nützlich. Sie können dabei vor die gleichen Aufgaben gestellt werden, die von ihnen im Kriege verlangt werden: Straßenbau, Anlage von Depots, Lagerbau, Entwässerungsarbeiten u. a. m.

Jede Wehrreform ist im eigenen Volkstum mehr oder weniger verankert. Deshalb ist ein Urteil über ihre Vorzüge oder Nachteile schwer zu fällen. Das eine ist aber aus dem neuen russischen Wehrsystem zweifellos als ein großes Plus zu buchen: Die Energie und Folgerichtigkeit, mit der man von Anfang an das Ziel verfolgte, sich nach dem furchtbaren Zusammenbruch, nach Bürgerkrieg und schwerster wirtschaftlicher Not ein starkes Machtinstrument zu schaffen. Wenn auch die dazu angewendeten Mittel uns stellenweise revolutionär-sprunghaft erscheinen, so läßt sich ihnen doch meist praktischer Blick und Erfindungsgabe nicht absprechen. Deshalb führen sie zwar hier und da zu Mißerfolgen und Rückschlägen, aber im großen werden sie doch Fortschritte bringen, freilich unter einer Bedingung, die mehr und mehr fraglich zu werden beginnt: daß das Wirtschaftssystem des Sowjetstaates sich in Zukunft als tragbar erweist.

Zusammenfassung

Von Oberst a. D. Karl Ludwig von Oertzen

Die Erörterungen, die sich an die Vorträge über die Milizfrage anschlossen, ergaben eine weitgehende Übereinstimmung der Meinungen.

Daß das Merkmal, welches die Miliz von einem stehenden Heere unterscheidet, in der Nichtständigkeit ihrer Einrichtungen besteht, wurde allgemein anerkannt. Ebenso war man sich darüber einig, daß improvisierte Aufgebote, die erst bei Ausbruch des Krieges oder während seines Verlaufs aufgestellt werden, keine Milizen sind. Ihnen fehlt die regelmäßige Ausbildung von Offizieren und Mannschaften, die planmäßige Organisation und die Bereitstellung der für sie notwendigen Bewaffnung und Ausstattung bereits im Frieden. So sind daher die Landwehren von 1813 ebensowenig Milizen im eigentlichen Sinne des Wortes als die Heere des nordamerikanischen Sezessionskrieges oder die russischen Territorialdivisionen — diese nicht, weil für sie ständige Rahmen schon im Frieden vorhanden sind.

Nur das Schweizer Heer ist eine Miliz. Ihm ist bisher die Feuerprobe erspart geblieben. Kriegsgeschichtliche Beispiele für die Bewährung einer Miliz im modernen Krieg sind daher nicht vorhanden. Immerhin geben die Erfahrungen, die man mit den improvisierten Aufgeboten gemacht hat, gewisse Fingerzeige. Auch ihnen fehlten die ständigen Einrichtungen. Aber es mangelten ihnen auch die planmäßig geschulten Offiziere und die (wenn auch nur flüchtig) ausgebildeten Mannschaften. Ihnen mangelte besonders auch die Tradition, die auch in einem Milizheere einen festen Kitt für den Zusammenhalt der Truppe bildet. Immerhin bleibt zu beachten, daß auch in der Schweiz gewichtige Stimmen Zweifel an dem militärischen Wert der Miliz geäußert und Änderungsvorschläge für die Verbesserung ihrer Organisation gemacht haben.

Improvisierte Aufgebote haben z. T. schließlich doch Erfolg gehabt, weil sie der Partei mit der siegreichen politischen Idee dienten und weil sie aus verschiedenen Umständen Gelegenheit fanden, sich im Kriege am Feinde zu wertigeren Truppen umzubilden, ehe die Entscheidung fiel. Mit solchem Glücksfall darf aber der nicht rechnen, dessen Nachbarn schlagbereite stehende Heere unterhalten.

An die Aufstellung von Milizen wird im übrigen in der internationalen wehrpolitischen Diskussion auch nicht gedacht. Der in Genf für das festländische Europa vorgeschlagene Heerestyp charakterisiert sich als Rahmenheer mit verhältnismäßig kurzer Dienstzeit. Die Abkürzung der Dienstzeit steht allerdings mit der Entwicklung der modernen Technik in Widerspruch. Sollte es zum Umbau der europäischen Heere in dem in Genf zur Erörterung stehenden Sinne kommen, so werden damit an die Ausbildung und an die Organisation sehr hohe Anforderungen gestellt. Bisher hat man sich in den Heeren mit allgemeiner Wehrpflicht und mit gegen die Zeit vor dem Kriege abgekürzter Dienstzeit dadurch geholfen, daß man zahlreiche Mannschaften zu einer längeren, die gesetzliche Dienstpflicht weit übersteigenden Dienstzeit veranlaßte, und so der Rekruten-Truppe einen festen Rückhalt gab.

Lebhaft erörtert wurde auch der Gedanke, die beiden in Rede stehenden Wehrformen nebeneinander zu unterhalten. Das ist in der Vergangenheit schon manchmal geschehen und hat den Vorteil, daß die Miliz am Beispiel des stehenden Heeres einen dauernden Ansporn findet. Das Nebeneinander zweier Wehrformen hat aber fast immer mit dem Übergewicht der einen geendet, neben der die andere mit der Zeit bald ganz ihre Bedeutung einbüßte. Auch der in den meisten europäischen Staaten verwirklichte Gedanke, die Elementarausbildung des Soldaten nicht zur Wehrmacht gehörigen Verbänden als militärische Jugendausbildung zu übertragen, verdient Beachtung.

Was für eine Wehrform uns die Zukunft bringt, ist unbestimmt. Sie wird vielleicht Anklänge an alle oben aufgeführten Möglichkeiten haben. Wie sie gestaltet wird, hängt von den innen- und namentlich den außenpolitischen Verhältnissen ab. Richtunggebend muß das Wort Clausewitz' bleiben:

„Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, kann ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben."

Anhang

Einige Wehrwissenschaftliche Neuerscheinungen 1932/1933.

Bemerkungen: Die Sterne (*) bei den Literaturangaben bezeichnen selbständige Bücher. Buchbesprechungen sind nicht aufgenommen.

Adam, P.:

Der amerikanische, englische und französische Feldsanitätsdienst.
In: Mil. Woch. Bl. 1933. Nr. 27.

Gesundheitszustand des tschechoslowakischen Heeres.
In: Mil. Woch. Bl. 1932. Nr. 31.

Der Gesundheitszustand des italienischen und des französischen Heeres.
In: Mil. Woch. Bl. 1932. Nr. 37.

*Die Wehrfrage als soziales und hygienisches Problem.
In: „Wir fordern Rüstungsausgleich!" Eine wehrpolitische Schulungswoche der Deutschen Studentenschaft. Potsdam: Selbstverlag 1931.

Englische Kriegsverluste und Sanitätsdienst.
In: Mil. Woch. Bl. 1933. Nr. 44.

Banse, E.:

Wehrwissenschaft. Umrisse einer neuen nationalen Wehrlehre.
In: Deutsche Wehr 1932. Nr. 33 und 34.

*Wehrwissenschaft. Einführung in eine neue nationale Wissenschaft.
Leipzig: Armanen-Verlag 1933.

*Raum und Volk im Weltkriege. Gedanken über eine nationale Wehrlehre.
Oldenburg: Stalling 1932.

Kriegführung und Politik.
In: Völkischer Beobachter. 1932. 19. Juli.

Psychologie des Gegners.
In: Völkischer Beobachter. 1932. 29. Juni.

Psychologie des Zusammenbruches.
In: Völkischer Beobachter. 1932. 19./20. Juni.

Völkerpsychologie als Waffe.
In: Braunschweiger Landes-Zeitung. 1932. 26. September.

Buchfink:

Schlieffen. Zu seinem 100. Geburtstage (28. Februar 1933).
In: Allgem. Schweiz. Mil.-Ztg. 1933. Nr. 2.

Caspary, A.:

*Wirtschafts-Strategie und Kriegsführung.
Berlin: Mittler 1932.

Cochenhausen, F. von:

Gedanken über militärisches Führertum.
In: Wissen und Wehr. 1932. Heft 7.

*Von Scharnhorst zu Schlieffen. 1806—1906. Hundert Jahre preußisch-deutscher Generalstab.
Berlin: Mittler 1932.

Vor 150 Jahren. An der Wiege neuzeitlicher Infanterietaktik.
In: Wissen und Wehr. 1933. Heft 4.

Wehrpolitisches Verständnis.
In: Deutsche Wehr. 1933. Nr. 13.

Schlieffen. Zu seinem 100jährigen Geburtstage am 28. Februar 1933.
In: Militärwiss. Mitth. 1933. Februar.

Die Männer vor Schlieffen.
In: Deutsches Adelsblatt. 1933. Nr. 9.

Graf Alfred Schlieffen. Zum 100. Geburtstage.
In: Dresdner Anzeiger. 1933. Nr. 57.

Die Schlieffen-Gedächtnis-Ausstellung.
In: Deutsche Wehr. 1933. Nr. 14.

Daniels, E.:

*Delbrück, H.: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte.
Fortgef. von E. Daniels. Tl. 6. Neuzeit (Forts.) Berlin: Stilke 1932.
2. Masse gegen Qualität. (Der deutsch-französische Krieg 1870/1871.)
3. Der deutsch-französische Krieg 1870/1871. (Schluß.)

Elze, W.:

*Der strategische Aufbau des Weltkrieges 1914—1918. Betrachtungen und Anregungen.
Berlin: Junker & Dünnhaupt. 1933.
= Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung im historischen Seminar der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin. Heft 4.

Erfurth:

Betrachtungen über Kavallerie.
In: Wissen und Wehr. 1933. Heft 4.

Frauenholz, E. von:

*Prinz Eugen und die kaiserliche Armee.
München: Beck 1932. = Münchener histor. Abhandlungen. R. 2,1.

*Führer in die Weltkriegsliteratur.
Berlin: Mittler 1932.

Weltkriegsliteratur. Biographien und Memoiren.
In: Militärwiss. Mitth. 1932. Sept./Okt., Nov./Dez. 1933. Juni.

Füchtbauer, von:

Im Anfang war die Tat! Beiträge zum Aufbau der Wehrwissenschaft.
In: Deutsche Wehr. 1932. Nr. 40 und 41.

Der Vernichtungsgedanke — entscheidend auch in der neuzeitlichen Kriegführung.
In: Mil. Woch. Bl. 1932. Nr. 10.

Die Organisation der wehrwissenschaftlichen Zusammenarbeit.
In: Deutsche Wehr. 1932. Nr. 49.

Wehrfremdheit oder Wehrfreiheit.
In: Kyffhäuser. 1933. Nr. 7.

Hanslian, R.:

Zur Geschichte des Gaskrieges.
In: Gasschutz und Luftschutz. 1931. Oktober.

Louis Simon: Die große Beunruhigung oder Die Nation unter Gas.
In: Zeitschr. für d. ges. Schieß- u. Sprengst.-Wesen. 1932. Januar.

Hesse, K.:

Wehrwissenschaft als akademisches Lehrfach.
In: Deutsche Wehr. 1932. Nr. 20

Die psychologischen Lehren des Weltkrieges für den Soldaten.
In: Allgem. Schweiz. Mil.-Ztg. 1932. Nr. 6 und 7.

*Persönlichkeit und Masse im Zukunftskrieg.
Berlin: Mittler. 1933.

*Miliz.
Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt. 1933.

Die Feuertaufe.
In: Militärwiss. Mittn. 1933. März.

Disziplin und Volksheer.
In: Deutsche Wehr. 1933. Nr. 21.

*Die Schicksalsstunde der alten Mächte.
Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt. 1933.

300 Jahre deutsches Unteroffizierkorps. (Aufsatzreihe.)
In: Zeitschr. des Reichsbundes der Zivildienstberechtigten. 1932/33.

*Abrüstung und Wehrhoheit.
Berlin: Stahlhelm-Verlag. 1932.

Lepsius, R.:

*AWA-Gasschutzlehrgang.
Berlin: Akadem. wissensch. Arbeitsamt.

Luftschutz und Technische Hochschule.
In: Sonderheft der Technischen Hochschule zum „Dies academicus". 1932. 1. Juli.

Vorläufige Richtlinien für die Tätigkeit des Chemikers im zivilen Luftschutz.
In: Zeitschr. für angewandte Chemie. 1933. Jahrg. 46.

Gasschutz und Luftschutz.
In: Zeitschr. für angewandte Chemie. 1933. Jahrg. 46.

Linnebach, K.:

Der Durchbruch. Eine kriegsgeschichtliche Untersuchung. (Die Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815.)
In: Wissen und Wehr. 1931. Heft 10.

*Clausewitz, C. von: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Mit einer Einführung von A. Graf von Schlieffen. 14., verm. Aufl., hrsg. von K. Linnebach.
Berlin und Leipzig: Behrs Verlag. 1933.

Die Schlacht bei Fraustadt am 13. Februar 1706. Ein Cannae auf deutschem Boden.
In: Wissen und Wehr. 1933. Heft 2.

*Feldbefestigung, dargestellt an Beispielen der Kriegsgeschichte.
Berlin: Mittler. 1930.
Übersetzung in die serbo-kroatische Sprache durch den jugoslawischen Ingenieur-Oberst Božidar Jovanović. Belgrad. 1933.

*Carl von Clausewitz, politische Gedanken.
Leipzig: Teubner. 1933. = Teubners Quellensammlung für den Geschichtsunterricht.

Lützow, F.:

Über Beschäftigung mit Seekriegsgeschichte.
In: Marine-Rundschau. 1931. Nr. 11 und 12.

*Die Führer der Reichsmarine. (Ein Bilderwerk.)
Stuttgart: Dieck. 1932.

Metzsch, H. von:

Voraussetzungen für nationale Wehr und internationale Polizei.
In: Deutsche Wehr. 1932. Nr. 19.

*Deutschlands Recht auf Sicherheit.
Berlin: Dt. Verl. Gesellsch. 1932.

Das Problem des Zukunftskrieges.
In: Wehr und Waffen (Kreuzztg. Beil.). 1932. Nr. 11.

Die Konferenz gegen die Abgerüsteten.
In: Deutscher Offz.-Bd. 1933. Nr. 11.

*Krieg ohne Feldherrn?
Oldenburg: Stalling. 1932. = Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation". Nr. 12.

*Hindenburg.
Leipzig: Kittler. 1932. = Männer und Mächte. 4.

Über und wider den Pazifismus.
In: Deutscher Offz.-Bd. 1932. Nr. 4. 12. 21. (Schlußaufsätze.)

*Arbeit und Waffe als Grundlage der Nation.
Oldenburg: Stalling. 1933. = Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation". Nr. 25.

Muff, W.:

Gedanken zum 100jährigen Geburtstage Schlieffens.
In: Mil. Woch. Bl. 1933. Nr. 32.

Oertzen, K. L. von:

Bedeutung des Beurlaubtenstandes und des gestapelten Kriegsmaterials für die allgemeine Abrüstung.
In: Militärwiss. Mitth. 1932. Jan./Febr.

*Taschenkalender für das deutsche Reichsheer. Hrsg. von K. L. von Oertzen. Jahrg. 53. 1. Jan. bis 31. Dez. 1932.
Berlin: Bath. 1932. Ab Jahrg. 54 u. d. T.:

*Oertzenscher Taschenkalender für das deutsche Reichsheer. Jahrg. 54. 1. Jan. bis 31. Dez. 1933.
Grimmen i. Pom.: Waberg. 1933.

Alfred Graf Schlieffen.
In: Preuß. Jahrb. 1933. Nr. 3.

*Rüstung und Abrüstung. Eine Umschau über das Heer- und Kriegswesen aller Länder. Hrsg. von K. L. von Oertzen.
Berlin: Mittler. 1933.

Alter und Überalterung.
In: Wissen und Wehr. 1932. Heft 10.

Peres, W.:

Wirkung von Sprengbomben.
In: Gasschutz und Luftschutz. 1932. Nr. 11. 1933. Nr. 6.

*Gas und Bomben drohen!
Leipzig: Paul 1932. = Miniatur-Bibliothek 1369/70.

*Der Kampf um den Luftschutz.
Hrsg. von E. Haeuber, G. Gasset unter Mitarbeit von W. Peres.
Berlin: Deutscher Luftschutz 1929.

Vermag ein Keller vor Gas zu schützen?
In: Luftschutz-Rundschau. 1933. Nr. 4.

Die Decke des Sammelschutzraumes.
In: Gasschutz und Luftschutz. 1933. Nr. 3.

Pochhammer, H.:

Gaskampf und künstlicher Nebel im Seekriege.
In: Zeitschr. f. d. ges. Schieß- u. Sprengst.-Wesen. 1933. Nr. 4.

Schwarte, M.:

*Geschichte des Weltkrieges.
Berlin: Ethofen. 1932.

*Der große Krieg 1914—1918 in 10 Bden. Hrsg. von M. Schwarte. Bd. 6 u. 7.
Leipzig: Barth. 1933. Bd. 6. u. 7. Onden, H.: Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkrieges.

Schwertfeger, B.:

Die Männer von Tauroggen. Nachdenkliches zum Yorkfilm.
In: Hannov. Kurier. 1932. Nr. 26/27.

Abrüstung.
In: Zeitwende. 1932. Heft 2.

Schwertfeger, B.:

Waterloo—Belle-Alliance. Zum 100jährigen Gedenktage der Waterlooſäule.
In: Hannov. Kurier. 1932. Nr. 282/83.

Belgien und die deutſchen Wehrverhältniſſe.
In: Hannov. Anzeiger. 1933. Nr. 81.

Die Marnetragödie 1914.
In: Hannov. Anzeiger. 1933. Nr. 118.

Seesselberg, F.:

*Die Totalität des baulichen Geſtaltens. 2. Aufl.
Berlin: Verl. d. „Baugilde". 1932. 43 S. mit Abb. u. 15 Taf.

Stuhlmann, F.:

Artillerieaufſtellung und Munitionsverbrauch im Kriege 1914—1918.
In: Wehr und Waffen. 1932. Nr. 4 und 5.

*Jahresberichte des Literariſchen Zentralblattes für Deutſchland. Jahrg. 9. 1932. Sonderabdruck: Kriegswiſſenſchaften.
Leipzig: Börſenverein. 1933.

Kriegswiſſenſchaften als ſelbſtändige Wiſſenſchaft.
In: Minerva-Zeitſchrift. 1933. Heft 7/8.

Der Luftſchutz in Deutſchland.
In: Deutſche Rundſchau. 1933. Juli.

*Deutſche Wehrmacht.
Berlin: Möbius. 1933.

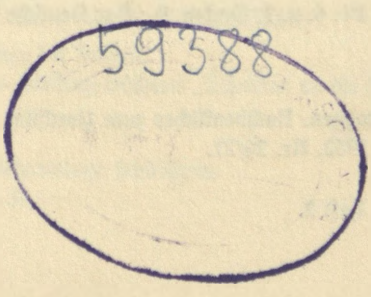
Taysen, von:

Infanteriefeuer gegen Maſchinengewehre?
In: Mil. Woch. Bl. 1933. Nr. 42.

Streifzüge durch das franzöſiſche Infanterie-Reglement.
In Mil. Woch. Bl. 1933. Nr. 37.

Tschischwitz, E. von:

*Armee und Marine bei der Eroberung der Baltiſchen Inſeln im Oktober 1917. Erfahrungen und Betrachtungen.
Berlin: Eiſenſchmidt. 1931.


59388

Im gleichen Verlage erschienen ferner:

Miliz. Von Major a. D. Dr. Kurt Hesse. Kart. RM. 1,20

Der Verfasser ist bekannt durch militärpolitische Schriften. Er kommt hier zu dem Ergebnis, daß das aus der allgemeinen Dienstpflicht erwachsene Heer der Vorkriegszeit den heutigen Notwendigkeiten nicht mehr entspricht. Er wünscht eine Miliz neben dem Berufsheer von besonders hoher Schulung. Zur Erreichung dieser Forderung haben wir wohl noch manchen Kampf zu bestehen, aber die Ideen Hesses sind zweifellos unseren politischen und militärischen Verhältnissen am besten angepaßt. Deutschlands Erneuerung

Die Schicksalsstunde der alten Mächte. Japan und die Welt. Von Dr. Kurt Hesse. Kart. RM. 3,60, Leinen RM. 4,50

Die noch immer andauernden Kämpfe im Fernen Osten, die kritische Lage der „alten Mächte" werden hier von Deutschland aus beleuchtet.

Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik. (1871—1918.) Von Walter Frank. Brosch. RM. 10,50, Leinen RM. 12,50

Darstellung und Kritik der plutokratisch-parlamentarischen Demokratie und der jüdischen Macht gibt dieses ausgezeichnete Geschichtswerk der jungen Generation. Es stellt gleichzeitig eine Rechtfertigung der nationalsozialistischen Revolution dar. Dieses Buch wendet sich nicht nur an die zünftigen Kreise, sondern an jeden, der für politisch-historische Zusammenhänge irgend Interesse hat. Völkischer Beobachter

Der Kampf um das geistige Reich. Von Julius Schmidhauser. Brosch. 7,50, Leinen RM. 9,50

Dieses Buch ist die Inangriffnahme der geistigen Neuordnung des gesamten Lebens im Zeichen des Reiches. Es ist der erregende Ausdruck einer kämpfenden Generation, die nicht leben will, wenn sie nicht vom tiefsten Grunde menschlichen Seins her ihre Berufung erhält. Das tapfere, bekenntnishafte Buch ist ein Aufruf zur Besinnung, es enthält eine klarsichtige, unerbittliche Kritik an der Gegenwart. Neue Zürcher Zeitung

Nation und Wirtschaft. Von Prof. Dr. A. Bergsträsser. Kart. RM. 1,50

Die Voraussetzung für die Lösung der großen wirtschaftspolitischen Fragen ist die Überwindung des ökonomischen Liberalismus. Weitblick und Kenntnis der großen wirtschaftlichen Zusammenhänge machen diese Schrift unentbehrlich für den, der die Neuordnung von Kapital und Arbeit, von Wirtschaft und Staat in den eigentlichen Grundlagen verstehen will.

Deutschland zwischen West und Ost. Von Generaloberst von Seeckt. 8. Tsd. Kart. RM. 1,50

Das Buch Seeckts, dieses in Krieg und Frieden erprobten Soldaten erscheint zur rechten Zeit. Möchte es im Deutschen Reich die stärkste und weiteste Resonanz finden! Möchte es die Richtschnur bilden für das Handeln unserer verantwortlichen Führer und das politische Bekenntnis aller Deutschen werden, Führer und Geführte zu einheitlicher Kraft zusammenschweißend.

Düsseldorfer Stadtanzeiger

Der Begriff des Politischen. Von Prof. Dr. Carl Schmitt. 3. Auflage. Kart. RM. 1,—

Prof. Dr. Carl Schmitt ist der berühmteste nationale Staatsrechtler in Deutschland. Im vorigen Jahre war er im Prozeß des Reiches gegen Braun-Severing der „Kronjurist des Reiches". Seine Ausführungen fanden damals im In- und Auslande allergrößte Beachtung. Heute ist er einer der einflußreichsten juristischen Berater der neuen Reichsregierung und Mitschöpfer des großen Statthaltergesetzes.

Westdeutscher Beobachter

Der totale Staat. Von Prof. Dr. Ernst Forsthoff. Kart. RM. 1,50

Aus den Erkenntnissen der Geschichte und der neuesten Zeit gibt uns Forsthoff hier das Ziel der nationalsozialistischen Revolution. Klar ersteht vor uns in dieser Schrift das Gefüge des neuen totalen Staates als der Ausdruck eines in allen Gliedern geeinten und planmäßig aufgebauten Volkes.

Die Kirche Christi und der Staat Hitlers. Von Dr. Wilhelm Stapel. 3. Auflage. Kart. RM. 1,50

Stapel, der zu den Deutschen Christen gehört, zeigt hier die Aufgaben und Ziele auf, zu denen Kirche und Volk sich im neuen Deutschland finden müssen. Glaubens- und Bekenntnisfragen sind allein Angelegenheiten der Kirche und zwar in vollem Umfange. Recht, Ordnung und Sittlichkeit unterstehen dem Staate.

Fesseln um Oesterreich. Von Dr. Joseph Papesch. Kart. RM. 1,20

In der gegenwärtigen schicksalsschweren Zeit ist es doppelt erwünscht, etwas Genaues über alle jene Scheingründe, Raisonnements der Groß- und Kleinösterreicher und der „Backhendlpatrioten" zu hören. Diese Broschüre ist flott geschrieben, der Stil von fröhlicher Eigenart, so daß wir sie von unserem Standpunkte aus begrüßen und den Kauf des sehr preiswerten Bändchens unseren Lesern empfehlen.

Der Kampf, Graz (NS-Ztg.)

BIBLIOTEKA
ASG
NAUKOWA
55900